Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

<36620206790017

Vaterland.

Zweiter Band.

Vaterland.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Zweiter Band.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1890.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vierzehntes Kapitel.

Noch hatte die Dämmerung nicht der vollen Helligkeit des Morgens Platz gemacht, als Tannhausen in Ueberrock und Mütze an das Fenster trat.

„Siehst Du keinen Wagen, Wudicke?“ fragte er.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant — nein, ich sehe keinen! Aber ich habe ein bißchen Kaffee gemacht, und wenn er auch vielleicht man so is, weil ich die Johanne doch nich wecken sollte — so möchte ich den Herrn Lieutenant doch gehorsamst bitten, ein Täßchen zu nehmen — es is wahrhaftig kein Cichorien drin.“

„Du bist ein braver Bursche! Nun, um Dich nicht zu kränken —“

Der Premierlieutenant trat an den Tisch und leerte trotz seiner zweifelhaften Färbung eine Tasse von Wudickes dampfendem Gebräu, während dem wackeren

Krieger die Glückseligkeit über den gelungenen Einfall von dem breiten Antlitz strahlte.

„Jetzt sehe ich auch einen Wagen, Herr Lieutenant!" sagte er, wieder hinausspähend. „Es is ein Landauer mit zwei Fuchse, aber der eine scheint auf alle vier Beine lahm zu sein."

Tannhausen lächelte.

„So wird es wahrscheinlich der rechte sein! Du weißt also, was Du dem Fräulein zu sagen hast, wenn sie nach mir fragt?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

„Und nun komm einmal her, Wudicke! Es ist möglich, daß Du bald in die Compagnie zurück mußt."

Die tiefste Bestürzung malte sich plötzlich in den Mienen des Burschen.

„Ach nee, Herr Lieutenant," kam es zitternd über seine Lippen, „habe ich denn was gethan?"

„Nein! Es handelt sich ja auch nur um eine Möglichkeit, und gerade weil Du Dich immer brav gehalten hast, sollst Du es noch einmal ausdrücklich von mir hören, daß ich nie einen treueren und ehrlicheren Menschen um mich gehabt habe als Dich!"

„Ach, Herr Lieutenant," — und die breiten Schultern unter der Drillichjacke bebten merklich — „Sie sind ja so gut — schicken Sie mich doch nicht fort!"

„Wenn diese Notwendigkeit eintreten sollte, so wirst Du selber einsehen, daß ich nichts daran zu ändern vermochte. Ich hoffe, daß Du mich dann in gutem

Andenken behalten wirst, und ich wünsche Dir eine zufriedene und glückliche Zukunft."

Er reichte ihm die Hand, die Wudicke in seinem überströmenden Gefühl keines Wortes mächtig und für einen Moment alle Rangunterschiede vergessend, mit wirklich bärenhaftem Druck zwischen seine beiden mächtigen Tatzen nahm.

Das Rollen des herankommenden Wagens war unterdessen draußen auf der noch nächtlich stillen Straße deutlich vernehmbar geworden, und es war kein Zweifel mehr, daß das Gefährt wirklich vor dem Hause hielt.

„Sorge dafür, daß die Glocke nicht anschlägt, wenn ich hinausgehe, und daß das Fräulein sich wegen meines frühen Ausfluges nicht beunruhigt. Adieu!"

Gewissenhaft hielt Wudicke den Klöppel fest; dann tappte er auf den Zehen zum Fenster und wartete, bis der Premierlieutenant unten erschien. Er sah, daß sich ihm aus dem Innern des Wagens eine Hand in weißem Offiziershandschuh zum Gruß entgegenstreckte, und daß der Kutscher eine augenscheinlich sehr eingehende Instruktion erhielt. Dann setzte sich der Wagen wieder in Bewegung und rollte mit schwerfälliger Langsamkeit in den grauen Morgen hinein, der einen trübfeuchten Wintertag anzukündigen schien.

Erst eine Stunde später tauchte Ilses rosiges Antlitz in der Thür ihres Schlafzimmers auf.

„Nur schnell, Johanne, das Frühstück!" rief sie

in die Küche hinaus. „Hat denn der Herr noch nicht geklingelt?“

Als die Köchin den Kaffee brachte, fand sie ihre junge Herrin völlig angekleidet. Ilse aber sah mit Erstaunen, daß sie nur eine Tasse auf dem Brett hatte.

„Was bedeutet das?“ fragte sie. „Mein Bruder kann doch unmöglich schon ausgegangen sein?“

„Doch, gnädiges Fräulein, es ist so! Und noch dazu ohne was Warmes — es ist schrecklich! Wudicke hat da, ohne mich zu wecken, in seiner Dummheit was zusammengebraut — na, ich will's nicht berufen, aber wenn der gnädige Herr wirklich davon getrunken hat, muß er ja todsterbenskrank werden.“

Ilse war auf das höchste überrascht und auch ein wenig beunruhigt, denn sie konnte nicht begreifen, warum ihr Tannhausen, der doch gestern abend ganz besonders freundlich und liebevoll gewesen war, nicht ein Wort von diesem frühen Spaziergang gesagt hatte. Wudicke wußte auch nichts weiter, als daß der Herr Premierlieutenant in dienstlicher Angelegenheit fort gemußt habe, und so blieb Ilse nichts anderes übrig, als in Geduld auf sein Wiederkommen zu harren und sich nebenher wegen der unerklärlichen, drückenden Besorgnis, die sie nun einmal nicht aus ihrem Herzen zu bannen vermochte, einen Hasenfuß und eine Närrin zu schelten.

Mit verdoppeltem Eifer widmete sie sich ihren kleinen häuslichen Verrichtungen, und alle fünf Minuten

lief sie in eines der vorderen Zimmer, um die Straße hinunter zu spähen, ob der Erwartete denn noch immer nicht komme. Da war es ihr einmal beim Ueberschreiten des Korridors, als hätte sie ein ganz leises, zaghaftes Pochen vernommen. Sie öffnete die Wohnungsthür und sah draußen auf dem Treppenflur die kleine Marie mit ihrem häßlichen, lehmfarbigen Hunde stehen.

„Frau Eigler sagt, ich solle unten im Hofe spielen, bis der Papa wiederkommt; aber ich mag nicht, weil die Kinder den Schrups immer so quälen. Ich möchte bei Dir bleiben, und ich will auch ganz still in der Ecke sitzen.“

Ilse sah, daß das Kind viel zu leicht gekleidet war, um ohne Schaden für seine Gesundheit stundenlang in der feuchtkalten Luft des rauhen Wintertages zu verweilen, und sie würde es darum auch ohne seine rührende Bitte gern aufgenommen haben. Auch der zottige Hund sah sie mit seinen klugen schwarzen Augen schweifwedelnd wie in stummem Flehen an, und freudig sprang er an ihr in die Höhe, als sie nun beide eintreten ließ.

Die Kleine hatte sehr wenig von der ausgelassenen und beweglichen Art, welche sonst Kindern in ihrem Alter eigen ist. Sie war nicht leicht zum Plaudern zu bringen, und ohne eigentlich blöde zu sein, hatte sie jene zurückhaltende Schweigsamkeit, die durch häufiges Alleinsein und durch den Umgang mit lieblosen

Menschen erzeugt wird. Sie war offenbar vollkommen zufrieden, wenn sie irgendwo unbehelligt auf einer Fußbank kauern durfte, den geliebten Schrups mit beiden Armen umschlingend und seinen struppigen Kopf so eng als möglich an ihre weiche Wange schmiegend. Seltsamerweise zeigte auch der Hund kein Verlangen, spielend und bellend herumzuspringen; das innige Zusammenhalten der beiden und ihre Unzertrennlichkeit war unverkennbar die treue Kameradschaft zweier Wesen, die sich frühe hatten daran gewöhnen müssen, jede laute Aeußerung fröhlichen Lebensmutes mit liebloser Härte als ein strafwürdiges Unrecht behandelt zu sehen.

Während Ilse jetzt freundlich zu der Kleinen sprach, bemerkte sie erst, wie ähnlich ihre Züge denjenigen des Vaters waren, und sie sah mit tiefinnigem Mitleid, daß in dem weichen Kindergesichtchen sogar einige leise Andeutungen derselben müden, schmerzlichen Linien vorhanden waren, die sich in das Antlitz des Doktors so scharf und unverwischbar eingezeichnet hatten.

Sie mußte an die wehmütigen Worte des Musiklehrers denken: „So jung es ist, so viel ist ihm das Leben doch bereits an Freundschaft und an Liebe schuldig geblieben." Und sie legte sich im stillen das Gelöbnis ab, daß dies arme, verwaiste Kind wenigstens in ihr eine treue und aufrichtige Freundin finden solle.

Für heute freilich wurden sie in ihrer Unterhaltung gar bald und in sehr unerfreulicher Weise gestört; denn Mariechen hatte sich's kaum in der Ecke neben

dem Kachelofen des Wohnzimmers bequem gemacht, als die Thürglocke stark und lange anschlug, wie wenn es der Einlaß Begehrende mit dem Oeffnen sehr eilig habe. Sofort von einer bangen Ahnung ergriffen, eilte Ilse selber hinaus. Ein unbekannter Herr im Zivilanzug stand ihr gegenüber.

„Doktor Heinze, Stabsarzt," sagte er, sich hastig vorstellend. „Wahrscheinlich habe ich die Ehre mit Fräulein von Tannhausen?"

„Das ist mein Name. Aber ums Himmels willen, was ist geschehen? Es betrifft meinen Bruder, nicht wahr?"

„Allerdings! Doch ich bitte Sie, sich nicht zu ängstigen! Ein kleiner Unfall, aber es hat nichts auf sich, wie ich zuversichtlich hoffe. Wollen Sie mir gestatten, einzutreten?"

Ilse hörte kaum, was er sprach. Sie sah nur mit starrem Entsetzen in sein ernstes Gesicht.

„O mein Gott, sagen Sie mir die volle Wahrheit!" flehte sie. „Wo ist er? Wo kann ich ihn wiedersehen?"

„Der Herr Premierlieutenant wird in längstens fünf Minuten hier sein. Sie sehen also, mein gnädiges Fräulein, daß Sie keine Ursache haben, gleich an das Schlimmste zu denken. Ihr Herr Bruder ist zwar infolge eines unglücklichen Zufalls verwundet worden; er befindet sich indessen außer aller Lebensgefahr, und im eigensten Interesse des Patienten möchte

ich Sie recht herzlich bitten, bei seiner Ankunft standhaft und gefaßt zu erscheinen. Vielleicht können wir gemeinsam einige Vorkehrungen für seine Aufnahme treffen."

Die Kniee des jungen Mädchens zitterten und ihr Herz klopfte, daß sie mühsam nach Atem rang. Eine wie fürchterlich bestimmte Gestalt hatten nun mit einemmal all ihre bangen Sorgen und ungewissen Befürchtungen angenommen! Wie schrecklich übertraf diese Wirklichkeit all ihre nebelhaften Besorgnisse! Sie war nahe daran, in lautes Weinen auszubrechen, aber sie zwang ihre Thränen mutig nieder, weil ihr die freundlich dringende Mahnung des Arztes im Ohre klang. Und sie unterdrückte aus demselben Grund auch all die hundert Fragen, die ihr zentnerschwer auf dem Herzen lagen. Ja, sie wollte tapfer und standhaft bleiben, wenn es auch wie ein Schleier vor ihren Augen lag, und wenn es ihr auch im Kopfe wirbelte, als drehe sich das Zimmer wild im Kreise umher.

Der Stabsarzt brauchte sie nur anzusehen, um zu erkennen, daß er der jungen Dame trotz ihrer Selbstbeherrschung für den Moment nicht allzu viel zumuten dürfe, und er selber erteilte darum der herzugerufenen Johanne, die sich trotz ihres anfänglich kaum geringeren Erschreckens als eine vernünftige und entschlossene Person erwies, die erforderlichen Befehle. In wenigen Minuten war Tannhausens Schlafzimmer nach seinen

Anordnungen hergerichtet, ohne daß es der Mitwirkung Ilses, die bleich und sprachlos an dem Thürpfosten lehnte, dazu bedurft hätte. Als der Doktor jetzt aufblickte, sah er gerade in Wudickes unbeschreiblich bestürztes und mit diesem Ausdruck nicht eben geistvolles Gesicht.

„Sie sind der Bursche des Herrn von Tannhausen?“ fragte er.

„Zu Befehl — aber es is ja gar nich möglich — er war doch noch so gesund und so freundlich — es kann ja gar nich sein!“

„Liefern Sie uns den Beweis, daß Sie sich ebenfalls nützlich machen können, mein Freund! Der Wagen, welcher den Herrn Premierlieutenant bringt, muß sogleich kommen. Gehen Sie hinunter, ihn zu erwarten. Man wird Ihre Dienste da vielleicht brauchen können. Ich bleibe einstweilen hier, um unten alles unnötige Aufsehen zu vermeiden. Sorgen Sie aber dafür, daß ich zur rechten Zeit herabgerufen werde.“

Da war es nun doch um Ilses Standhaftigkeit geschehen. Die Vorstellung zu ertragen, welche durch diese Anordnungen in ihr wachgerufen werden mußte, ging über ihre Kraft. Schluchzend verbarg sie das Gesicht in den Händen, wie eine eiserne Klammer legte es sich um ihre Stirn, und wahrscheinlich wäre sie in der Ohnmachtsanwandlung zu Boden gestürzt, wenn ihr nicht der Arm des eben eintretenden Falkenrode eine Stütze geboten hätte.

Jener hatte die Thür der Wohnung nur angelehnt gefunden, er hatte das Geräusch der fremden Stimmen aus Tannhausens Schlafzimmer vernommen, und Wudicke war mit verstörtem Gesicht an ihm vorbei gerannt, ohne ihn auch nur zu grüßen. Nach seiner gestrigen Unterredung mit Tannhausen bedurfte es unter solchen Umständen für Falkenrode keiner weiteren Erklärung, und als er nun die halb bewußtlose Ilse in seinem Arm hielt, zweifelte er nicht mehr, daß das Aeußerste geschehen sei.

Und obwohl er während einer langen, fast bis zum Morgengrauen schlaflos hingebrachten Nacht immer und immer wieder zu dem Schluß gekommen war, daß es für ihn gar keine bessere Lösung der unhaltbaren Verhältnisse geben könne als diese, obwohl er sich seine Handlungsweise für den Fall, den er jetzt eingetreten glaubte, bis in alle Einzelheiten vorgezeichnet und mit kluger Erwägung aller Möglichkeiten zurecht gelegt hatte, mußte er doch in diesem Augenblick erkennen, daß man auch bei den allervernünftigsten Plänen noch auf ganz unvorhergesehene Hindernisse stoßen kann. Er hatte auf alles gerechnet, nur nicht auf sein eigenes unberechenbares, wankelmütiges Herz, von dem er doch in den Gedanken an Julia hier wahrlich keinen Einspruch mehr gefürchtet hatte.

Und nun ergriff ihn der unheimliche Eindruck, den er beim Betreten der Wohnung empfangen hatte, mit geradezu übermächtiger Gewalt. Es war, als ob der

eisige Atem des Todes ihn angeweht habe. Dieses einfache eiserne Soldatenbett mit dem schneeweißen Leintuch und der weit zurückgeschlagenen Decke gewann ihm ganz das Aussehen einer Leichenbahre. Das tiefernste Gesicht des Arztes, den er gut genug kannte, die zusammengekniffenen Lippen der Dienerin, die übergeschäftig herumhantirte, nur um in der Arbeit eine Ableitung zu finden für den Jammer, der aus ihrer treuen Seele hervorbrechen wollte, und vor allem Ilses blasses, gramvolles Antlitz mit den geschlossenen Augen, an deren langen Wimpern noch die Thränen zitterten, dies alles packte und erschütterte ihn so tief, daß für den Moment all seine klugen Berechnungen kläglich in Trümmer brachen. Er lehnte Ilses Köpfchen zärtlich an seine Schulter, und indem er sie mit liebevoller Sorgsamkeit zu einem Stuhl geleitete, sagte er, ohne aus Rücksicht auf die anderen seine Stimme zu dämpfen:

„Weine nicht, Ilse! Was auch kommen möge, auf mich und meine Treue darfst Du bauen!“

Seine Worte klangen etwas pathetisch; aber es war ihm in Wirklichkeit vielleicht niemals weniger um einen theatralischen Effekt zu thun gewesen als in diesem Augenblick. Er hielt sich überzeugt, daß es ihm heiliger Ernst sei mit seinem Gelöbnis, er war fest entschlossen, diese feierlich ernste Stunde als einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben anzusehen, und die gewaltige Sinnesänderung war ihm selber so überraschend gekommen, daß er nicht Zeit fand, sich

die Frage vorzulegen, ob er denn überhaupt noch der Herr seines Schicksals sei.

Hätte man jetzt den Leichnam Tannhausens hereingetragen, so wäre er unzweifelhaft sehr geneigt gewesen, sich selber für seinen Mörder zu halten, und in seiner ersten Erregung, unter der aufstachelnden Pein seiner Selbstanklagen, hätte er sich wahrscheinlich zu jeder Tollheit bereit gefunden und wäre es selbst ein offener rücksichtsloser Bruch mit der Schauspielerin gewesen.

In seiner Sorge um Ilse bemerkte er gar nicht, daß der Stabsarzt das Zimmer verlassen hatte. Jetzt aber erklangen von draußen her Schritte, die langsamen, schweren, ungleichmäßigen Schritte mehrerer Männer. Mit halb geöffneten Lippen, doch ohne einen Laut von sich zu geben, fuhr Ilse empor, Falkenrodes Arm mit ihrer Hand umklammernd und die starren, weit geöffneten Augen auf die Thür gerichtet, in der das Schreckliche erscheinen mußte. Auch er wandte den Blick dahin, und an dem scheinbaren Stocken seines Herzschlages fühlte er, daß es eine Selbsttäuschung gewesen sei, wenn er sich bis dahin für furchtlos gehalten hatte.

Nun kamen die Schritte näher; man hörte gedämpfte Stimmen, das klappernde Aufschlagen eines Säbels, das vorsichtige Schließen einer Thür, und dann — Falkenrode hatte die erstarrende Empfindung sich einem Gespenst gegenüber zu sehen — dann stand plötzlich Bernd von Tannhausen auf der Schwelle, totenblaß zwar und mit eigentümlich dunklen Schatten

unter den Augen, doch klaren Blickes und mit seinem alten, herzgewinnenden Lächeln auf den Lippen. Der Mantel hing ihm lose über die Schultern, und er hatte sich anscheinend nur leicht auf den Arm eines andern Offiziers gestützt, während das ernste Gesicht des Stabsarztes hinter ihnen sichtbar wurde. Er hatte wohl die Absicht, seiner Schwester ein freundlich beruhigendes Wort zum Gruß entgegenzurufen; doch Ilse wartete das nicht erst ab. Der Uebergang von zermalmender Furcht zu maßloser Freude war ein so unvermittelter gewesen, daß die Erinnerung an das mahnende ärztliche Gebot nicht mehr im stande war, den Strom einzudämmen, der heiß aus ihrem Herzen hervorbrach. Angst, Schmerz, Jammer und Glückseligkeit, alles machte sich in dem einzigen Aufschrei Luft, mit welchem sie auf ihren Bruder zustürzte und seine freie, schlaff herabhängende Hand ergriff.

„Bernd! Mein lieber, teurer, einziger Bernd! O, wenn Du wüßtest, was ich um Dich gelitten habe!"

„Aber nun siehst Du doch, daß es nichts Besonderes ist, meine kleine Schwarzseherin," scherzte er, obwohl die perlenden Schweißtropfen auf seiner Stirn verrieten, daß es nur mit heroischer Selbstüberwindung geschah. „Diesmal wenigstens solltest Du mich noch behalten."

Falkenrode war beiseite getreten. Er hatte die Zähne in die Unterlippe gepreßt und drehte an seinem

Schnurrbart. Dies war eine neue, unerwartete Wendung der Dinge, und es war nicht Freude, was sie in ihm hervorrief. Vielmehr hatte er die unbestimmte Empfindung, daß er das Opfer eines unerhörten Betruges geworden sei, daß man seine Weichmütigkeit benützt habe, ihn zu einer thörichten Uebereilung hinzureißen. All seine heiß aufflammende Opferbereitschaft, seine Reue, seine felsenfesten Entschlüsse waren in nichts verflüchtigt, seitdem er erkannt, daß seine Voraussetzung eine irrtümliche gewesen, daß Tannhausen nicht tot und augenscheinlich nicht einmal schwer verwundet sei.

Als der Stabsarzt mit halblauter Stimme den Wunsch aussprach, einige der Anwesenden möchten einstweilen das nicht sehr geräumige Zimmer verlassen, war Falkenrode der erste, der diesem Wink Folge leistete. Er trat in das anstoßende Gemach, dasselbe, in welchem gestern abend seine kurze, gereizte Unterhaltung mit Ilse stattgefunden hatte. Wenige Minuten später folgte ihm seine Verlobte nach. Der Arzt hatte ihr versprechen müssen, daß er sie zurückrufen werde, sobald dem Patienten die zunächst erforderliche Hilfe geleistet worden sei. Erschien es ihr doch als eine grausame Zumutung, daß sie sich, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, noch einmal von dem Bruder trennen sollte, den sie wie einen ihr aus dem Reich des Todes Wiedergeschenkten betrachtete.

Unter Thränen lächelnd sah sie jetzt zu Falkenrode auf.

„Ich danke Dir, Thilo," sagte sie herzlich. „Vergib mir, wenn ich gestern ungerecht gegen Dich gewesen bin. Ich bekenne freimütig, daß ich während der letzten Wochen manchen Zweifel gehegt und vielleicht nicht immer freundlich von Dir gedacht habe; aber ich bitte Dich deshalb um Verzeihung, und ich hoffe, Du wirst ein wenig Geduld mit mir haben."

Mit solcher Innigkeit hatte sie seit dem Tag, da er sie zum erstenmal in seinen Armen gehalten, kaum jemals zu ihm gesprochen. Aber seine Mißstimmung war bereits zu gewaltig angewachsen. Ihre Worte ergriffen ihn nicht mehr, sondern sie bereiteten ihm nur Unbehagen und peinliche Verlegenheit.

„Du bist im Irrtum, wenn Du glaubst, daß ich Dir etwas zu verzeihen hätte," erwiderte er hastig. „Ich habe Deine unfreundlichen Gedanken vielleicht sogar in noch höherem Maße verdient, als Du annehmen konntest, und wenn es Dir recht ist, lassen wir das Vergangene am besten abgethan sein, ohne Rechnung und Gegenrechnung zu prüfen! Wie es scheint, befindet sich ja Tannhausen zum Glück außer aller Gefahr."

„Auf meinen Knieen möchte ich Gott dafür danken! Ich habe ja auf der Welt nichts als ihn."

Dieser unbedachte Ausdruck ihres innersten Empfindens war nicht gerade schmeichelhaft für Falkenrode; aber er unterdrückte die beleidigte Entgegnung, die sich ihm auf die Lippen drängen wollte. Es war

nicht die rechte Situation, um das Spiel vom gestrigen Abend noch einmal zu beginnen.

„Freilich — Du hast nichts als ihn!“ sagte er nur, mit einem Ausdruck, der es ungewiß ließ, ob er spöttisch oder zustimmend sprach; dann schwiegen sie beide, und Ilse, die mit angehaltenem Atem auf jedes Geräusch aus dem Nebenzimmer lauschte, schien seine Anwesenheit ganz zu vergessen. Wohl eine Viertelstunde verging, ohne daß die ersehnte Botschaft von drinnen gekommen wäre; es war da so still wie im Grabe, und Ilse meinte den ungestümen Schlag ihres eigenen Herzens zu vernehmen. Endlich wurde die Thür geöffnet. Der Stabsarzt steckte den Kopf herein und sein Gesicht hatte nicht mehr den beängstigenden Ausdruck tiefen Ernstes, welcher das junge Mädchen vorhin so sehr erschreckt hatte.

„Wenn Sie jetzt eintreten wollen, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „habe ich als Arzt nichts mehr dagegen einzuwenden.“

Behend wie ein Reh flog sie über die Schwelle. Die Thür schloß sich wieder und Falkenrode war allein. Tannhausen hatte offenbar nicht den Wunsch ausgedrückt, auch ihn zu sehen, und er war im Grunde froh, daß es ihm erspart blieb, mit Ilse an das Krankenbett zu treten. Er fühlte einen nagenden Zorn gegen den Verwundeten, gegen Ilse und gegen sich selbst. Wie ein rechter Tölpel war er im Begriff gewesen, zum zweitenmal mit eigenen Händen die

Schlinge zuzuziehen, die ihn fesselte und deren Lockerung er gestern erst mit erleichtertem Aufatmen gefühlt hatte. Wahrhaftig, er hatte Grund genug, diesen Tannhausen als den bösen Geist seines Lebens zu hassen, und das heiße Verlangen, sich von der Last dieser unerträglichen Bevormundung zu befreien, bemächtigte sich seiner mit einer leidenschaftlichen Gewalt, die ihn um den letzten Rest seiner vorhin gefaßten Vorsätze brachte.

Seine ausgebreitete Bekanntschaft in den Kreisen der ehemaligen Kameraden und die Beliebtheit, deren er sich überall erfreute, hatten ihn wohl in den Stand gesetzt, sich während der letzten Wochen manches sekrete Buch unter diesem oder jenem Vorwand zu verschaffen, und die Honorare, welche er aus Julias Händen empfangen hatte, waren hoch genug gewesen. Aber das alles reichte natürlich bei weitem nicht hin, seine Verbindlichkeiten zu tilgen und Tannhausen von der geleisteten Bürgschaft zu befreien. Nur etwas wirklich Bedeutendes, ein großer, entscheidender Schlag konnte ihm dazu verhelfen, nur der Besitz eines Geheimnisses, für dessen Preisgebung ein fürstlicher Kaufpreis gefordert werden durfte.

Und nun wußte er seit gestern abend, daß der altmodische, unscheinbare Schreibtisch drüben in Tannhausens Wohnzimmer eines dieser kostbaren, nur durch glücklichen Zufall zu gewinnenden Geheimnisse barg. Für welchen Zweck auch immer der Aufsatz des Premierlieutenants über den Aufmarsch der deutschen Armee

an der französischen Grenze bestimmt sein mochte, unzweifelhaft gründete sich doch sein Inhalt auf die amtlichen Angaben des im großen Generalstab ausgearbeiteten Mobilisirungsplanes, und seine Kenntnis mußte darum für die Regierung des Nachbarstaates von allerhöchstem Werte sein. Tannhausen selbst kannte ja augenscheinlich die hohe Bedeutung seiner Arbeit und die gebieterische Notwendigkeit ihrer Geheimhaltung gut genug; weshalb hätte er ihm sonst die leihweise Hergabe des Manuskripts mit so unhöflicher Entschiedenheit verweigert?

Wieder regten sich in dem Herzen Falkenrodes, während er da wie ein Ueberflüssiger, Vergessener ganz allein in dem Zimmer seiner Verlobten stand, die furchtbaren Gedanken, die ihn gestern gleich einem Fieberkranken hatten erschauern lassen. Und nicht so sehr die gemeine Gier nach Gold war es, welche sie erzeugte, als der unsinnige Haß gegen den ehrenhaften, rechtschaffenen, unbestechlichen Mann, der in seine Redlichkeit eingehüllt war wie in einen undurchdringlichen Panzer. Er dachte kaum noch daran, daß es vor allem sein Vaterland, sein Herrscher, sein eigenes Volk sei, an denen er zum Verbrecher werden wollte; die That, deren Plan da in schwankenden Umrissen zum zweitenmal vor ihm auftauchte, erschien ihm vielmehr im Licht einer persönlichen Rache an dem ehemaligen Freunde, einer Rache, die ihm zugleich mit einem einzigen Schlag die voll so inbrünstiger Glut ersehnte Freiheit wiedergeben konnte!

Er sah über den Gang hinweg in das offenstehende Wohnzimmer. Das altmodische Cylinderbureau, dessen Holz sich unter dem Einfluß der Jahre gedunkelt hatte, war nicht weiter als ein Dutzend Schritte von ihm entfernt; und wenn sich zufällig einer der Schlüssel, die er bei sich führte, als passend erwies . . .

„Verwünschte Dummheiten!“ stieß Falkenrode halblaut zwischen den Zähnen hervor, und dabei umklammerte er mit beiden Händen die Lehne eines Stuhls, als ob er mit physischer Anstrengung der unsichtbaren Gewalt widerstehen müßte, die ihn von seinem Platz hinweg zerren wollte.

Aber er riß doch den starren Blick nicht mehr von dem Schreibtisch los, und er konnte auch den Gedanken nicht gebieten, die in seinem Gehirn gleich kleinen Teufelchen ihr Wesen trieben. Das Beginnen war ja beinahe gefahrlos. Wenn er nur die Thür hinter sich ins Schloß drückte, war er vor jeder Beobachtung und Ueberraschung gesichert; in dieser Stunde des Schreckens und der Verwirrung dachte ganz gewiß niemand daran, sich um ihn und sein Thun zu bekümmern. Und nach wenigen Tagen, vielleicht schon nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden, konnte er das Manuskript in einem günstigen Augenblick wieder an den Platz legen, von dem er es genommen hatte, früh genug jedenfalls, daß der verwundete, an das Bett gefesselte Tannhausen seines Verschwindens gar nicht erst gewahr würde. Und wenn dies letztere dennoch geschah, nun,

so konnte es recht gut verschwunden bleiben, ohne daß darum auf ihn hätte ein Verdacht fallen müssen. Wer würde es auch wagen, ihn zu beschuldigen, ihn, einen Offizier und Ilses Verlobten?!

„Verwünschte Dummheiten!“ sagte er noch einmal; aber seine Hände waren bereits von der Stuhllehne herabgeglitten, und er war — kaum wußte er selber, wie es geschehen — bis an das andere Ende des Zimmers geschritten. Er lauschte, und deutlich vermochte er die Stimme des Stabsarztes zu unterscheiden, der in einem ruhigen, gemächlichen Tone sprach. Sicherlich würden noch Minuten vergehen, ehe man sich seiner erinnerte, und er brauchte deren kaum zwei, um die Ausführung des Planes zu versuchen, der sich seiner mit jeder Sekunde vollständiger bemächtigte, gleich der fixen Idee eines Wahnwitzigen.

Mechanisch zuckte seine Hand nach dem Schlüsselbund, den er in der Tasche seines Beinkleides trug. Er erschrak vor dem leisen Klirren des Metalls und horchte mit angehaltenem Atem, als hätte man drinnen in der Krankenstube das winzige Geräusch vernehmen können. Aber die Stimme des Stabsarztes tönte ruhig fort, und jetzt mochte der ernste Doktor sogar einen Scherz gemacht haben, denn das Lachen einer Männerstimme klang dazwischen. Falkenrode preßte die Lippen zusammen; drei, vier vorsichtige Schritte nur — nun stand er im Wohnzimmer, und unter dem behutsamen



— „Der erste Schlüssel, den er versuchte, erwies sich als zu klein.“ (S. 25.)

Druck seiner Hand hatte sich der Riegel der Thür fast lautlos hinter ihm geschlossen.

Jetzt war es beschlossen, und nicht der kleinste Rest von zaudernder Ungewißheit war in seiner Seele zurückgeblieben. Geradenwegs ging er auf den Schreibtisch zu und mit so unbekümmerter Sicherheit, als befände er sich in seinem eigenen Hause und in der Ausübung eines guten Rechtes. Der erste Schlüssel, den er versuchte, erwies sich als zu klein; auch der zweite ließ sich nur mit Mühe drehen; doch selbst auf die Gefahr hin, ihn abzubrechen, drückte Falkenrode so lange auf den Griff, bis ein knackendes Geräusch verriet, daß der Riegel wirklich nachgegeben habe. Nun war es ein Leichtes, das Bureau vollends zu öffnen, und mit einem einzigen raschen Zugreifen hatte sich Falkenrode der gedruckten Broschüre und des köstlichen Manuskripts bemächtigt. Waren doch seine Gedanken seit dem gestrigen Abend so viel bei ihnen gewesen, daß er sie selbst in der tiefsten Dunkelheit auf der Stelle gefunden haben würde!

Das Zuschließen bot ebenfalls einige Schwierigkeiten, aber es ließ sich doch endlich ohne Unfall bewirken. Erst als er die Schlüssel geborgen hatte, steckte Falkenrode seinen Raub in die Brusttasche seines Ueberrockes und wandte sich zur Thür zurück, um das Zimmer zu verlassen. Aber seine Füße hafteten wie gelähmt am Boden, als er zwei weit geöffnete, glänzende Augenpaare starr und unverwandt auf sich gerichtet sah.

Auf der niedrigen Fußbank im Winkel neben dem Ofen kauerte die kleine Marie, den zottigen Schrups mit ihren Armen umschlingend, wie wenn sie ihn vor irgend einer Gefahr beschützen oder selber hinter ihm Schutz suchen wolle. Lautlos und bewegungslos hatten sie so gesessen von dem Augenblick an, da Ilse durch das Erscheinen des Stabsarztes abgerufen worden war. Sie fanden es wohl nur natürlich, daß sich niemand mehr um sie kümmerte; sie waren nicht neugierig, zu erfahren, was all das unruhige Hinundher draußen auf dem Gang zu bedeuten habe, und sie freuten sich ihres ungestörten Alleinseins in der ergebenen Gewißheit, daß nur zu bald irgend ein rauhes Wort sie aus dem stillen Winkelchen aufscheuchen würde, in dem sie sich so wohl und zufrieden befanden.

Falkenrode konnte nicht zweifeln, daß das Kind seinem ganzen Gebaren mit derselben erstaunten, angstvollen Aufmerksamkeit zugesehen habe, die sich noch jetzt in seinen großen Augen spiegelte. Für einen Moment dachte er daran, seine Beute fahren zu lassen und das Manuskript wieder an seinen Platz zu legen. Aber er verwarf diese Eingebung der ersten Furcht gleich wieder als eine lächerliche und in jedem Fall völlig nutzlose Narrheit. Hier konnte es sich um nichts anderes mehr handeln als um ein Mittel, das Mädchen am Plaudern zu hindern, und naturgemäß griff Falkenrode, als zu dem nächstliegenden, zu demjenigen der Bestechung.

Mit einem freundlichen Lächeln auf dem Gesicht näherte er sich der Kleinen und bot ihr ein blankes Geldstück dar, das er aus seinem Portemonnaie hervorgesucht hatte.

„Hier — das ist für Dich, mein liebes Mariechen," schmeichelte er. „Du heißest doch Mariechen, nicht wahr?"

Sie starrte zu ihm auf, ohne sich zu rühren und ohne einen Laut von sich zu geben. Nicht einmal ihre Wimpern zuckten, so vollständig schienen Furcht und Entsetzen sie gelähmt zu haben. Es war nicht mehr Leben in dem blassen Gesichtchen als in dem Antlitz einer Leiche.

In Falkenrode aber brannte der Zorn, daß seine Kehle rauh und heiser wurde.

„So nimm doch," drängte er, „oder schlaft ihr etwa wie die Hasen mit offenen Augen? Du kannst Dir ja Bonbons dafür kaufen und Schokolade, und ich schenke Dir morgen noch mehr, wenn Du keinem erzählen willst, was ich hier gethan habe."

Aber das Kind blieb unbeweglich wie eine hölzerne Figur, und als Falkenrode nun vollends herantrat in der Absicht, ihm das kleine Geldstück in die Hand zu drücken, da fuhr der Hund mit heiserem Bellen auf ihn los, so daß er unwillkürlich zurückwich.

Und drüben auf der andern Seite des Ganges knarrte eine Thür. Im nächsten Augenblick konnte Ilse oder einer der Dienstboten eintreten. Es wäre

Wahnsinn gewesen, die kostbaren Sekunden mit nutzlosen Ueberredungsversuchen zu verlieren. Mehr einer instinktiven Eingebung als einer berechneten Absicht folgend, neigte sich Falkenrode über die Kleine herab und raunte ihr mit gedämpfter Stimme, deren zischende Laute dem Kinde fürchterlich genug ins Ohr klingen mochten, zu:

„Wenn Du auch nur ein einziges Wort ausplauderst von dem, was Du hier gesehen hast, so schlage ich Dich tot, Dich und Deinen vermaledeiten Hund!"

Mariechen schrie nicht auf, und ihre Lippen verzogen sich nicht einmal zum Weinen. Nur ein Zittern ging über die kleine Gestalt, und die schwachen Aermchen schlossen sich noch fester um den mageren Leib des struppigen Hundes.

„Sie ist blödsinnig!" murmelte Falkenrode ingrimmig, indem er sich aufrichtete. „Nun, möge es gehen, wie es will!"

Er trat zum Fenster und trommelte an die Scheiben, wie wenn er da schon lange ungeduldig warte. Es war die höchste Zeit gewesen, denn eben führte Ilse den Stabsarzt und den Offizier, welcher augenscheinlich Tannhausens Sekundant gewesen war, herein. Die Herren brauchten einander nicht erst vorgestellt zu werden, denn der Hauptmann von Randow begrüßte Falkenrode wie einen alten Bekannten.

„Wir dürfen uns dieses günstigen Standes der

Dinge aufrichtig freuen," sagte der Stabsarzt, vornehmlich gegen Ilse gewendet. „Die Kugel des Revolvers, der sich durch einen unglücklichen Zufall in den Händen Ihres Herrn Bruders entlud, hat nicht, wie ich anfangs fürchtete, die Lunge verletzt, sondern ist im Muskelfleisch der Schulter stecken geblieben. Von einer Gefahr ist gar nicht die Rede, und in vierzehn Tagen wird der Herr Premierlieutenant wieder Dienst thun können, als wenn nicht das Geringste geschehen wäre."

Ilse strahlte vor Glückseligkeit, und nur das Uebermaß ihrer Freude trug die Schuld daran, daß sie des Kindes vergessen konnte, welches regungslos und wie entgeistert in seinem Winkel verharrte.

„Ach, ich bin Ihnen so unendlich dankbar, Herr Stabsarzt," rief sie mit leuchtenden Augen, „denn Sie können nicht ahnen, welche namenlosen Qualen ich vorhin ausgestanden habe. Der Unfall, der meinen armen Bernd betroffen hat, ist ja noch immer beklagenswert genug, und vielleicht halten Sie mich für eine herzlose Schwester, weil ich mit lachendem Mund davon sprechen kann. Aber ich glaubte vorhin nicht anders, als daß er mir tot oder sterbend heimgebracht würde, und nun ist mir zu Mut, als wenn ich aus einem entsetzlichen Traum aufgewacht wäre. Es soll ihm an sorgsamer Pflege gewiß nicht fehlen, und was bedeutet am Ende ein kurzes Krankenlager im Vergleich zu dem Schrecklichen, das ich fürchtete und mir doch nicht vorzustellen vermochte?"

Der Doktor küßte ihr die Hand, und Falkenrode, den ihr Blick kaum gestreift hatte, empfand aufs neue, wie überflüssig er hier geworden sei. Da sich die beiden Herren zum Fortgehen anschickten, beeilte er sich, ihnen seine Begleitung anzubieten, denn um keinen Preis hätte er noch einmal mit Ilse allein bleiben mögen.

„Tannhausen wird jetzt unzweifelhaft der Ruhe bedürfen," sagte er hastig, „und es wäre eine unnütze Belästigung, wenn ich auch noch zu ihm hineingehen wollte. Ich höre ja zu meiner Freude, daß es gut geht, und ich spreche natürlich morgen wieder vor, um mich von dem Fortschreiten der Besserung zu überzeugen."

Ilse machte keinen Versuch, ihn zu halten, und er hatte sogar das Gefühl, daß sie ihm für seinen Entschluß, zu gehen, im Grunde des Herzens dankbar sei. Als sie ihm ihre kleine, weiche Hand zum Abschied reichte, that er sehr eilig und vermied geflissentlich, ihr ins Gesicht zu sehen. Vor seinem Geiste standen noch immer die starren, weit geöffneten, entsetzten Kinderaugen, und er wurde von der närrischen Furcht gepeinigt, daß ihm auch aus Ilses lieblichem Antlitz dieselben unheimlichen Augen entgegenschauen könnten. Als er die ersten Stufen der Treppe hinabstieg, faßte ihn ein Schwindel, so daß er rasch nach dem Geländer greifen mußte. Es war der Schwindel des erwachenden Nachtwandlers, der die Größe der Gefahr, in welcher er geschwebt hat, erst erkennt, nachdem er

seinen schauerlichen Weg über die Dächer glücklich zurückgelegt. Er fühlte nach dem dickleibigen Manuskript, und als er sich noch einmal überzeugt hatte, daß es wirklich sein eigen war, prickelte es plötzlich in seinen Adern wie tolle Fröhlichkeit.

Der wortkarge Stabsarzt verabschiedete sich vor der Thür des Hauses. Der Hauptmann aber wandte sich jovial an Falkenrode.

„Wie denken Sie über einen Frühschoppen im Münchener Hofbräu, Herr Kamerad? Ich spüre eine verteufelte Leere da in der Nähe des Herzens, und am Ende ist es auch kein Spaß, wenn einen solche verfluchte Affaire schon im Morgengrauen auf die Beine bringt.“

„Befehlen der Herr Hauptmann?“ fragte ein neben seinem leeren Gefährt stehender Droschkenkutscher, indem er militärisch grüßend die Hand an seinen lackirten Hut legte, und mit einem zustimmenden: „Na — meinetwegen!“ nötigte Randow seinen Begleiter, einzusteigen.

„Kann Ihnen übrigens auf Ehre versichern, Herr Kamerad,“ plauderte der mitteilsame Hauptmann weiter, als der Wagen sich in Bewegung gesetzt, „daß ich ganz teufelmäßig vergnügt bin. Dieser Selbitz hat ja geradezu den Satan im Leibe! Aber — Donnerwetter, Sie sind doch wohl von der Sache unterrichtet?“

Seine Indiskretion war ihm erst auf die Seele gefallen, als es zu spät war, sie ungeschehen zu

machen. Doch Falkenrode, der vor Begierde brannte, noch mehr zu erfahren, beruhigte ihn lächelnd.

„Natürlich! Tannhausen ist mein Freund, und auf seinen ausdrücklichen Wunsch war ich heute früh da oben.“

„Konnt' ich mir wohl denken! Hätte Junge sonst auch besser im Zaum gehalten. Aber es ist, wie ich sage: Wenn Tannhausen nicht hat ins Gras beißen müssen, so ist's wahrhaftig nicht gewesen, weil es dem Herrn Grafen am guten Willen dazu gefehlt hätte. Der Kerl hat mit einer Kaltblütigkeit gezielt, als wenn's ein Scheibenschießen mit Damenpreisen wäre. Und dabei war er von einer Impertinenz — unglaublich! Aber ein schneidiger Bursche, das muß ihm der Teufel lassen!“

„Impertinent, sagen Sie? Inwiefern?“

„Na, er war doch, wie Sie wissen werden, bei der ganzen Affaire auf das schauderhafteste im Unrecht. Eine solche Provokation — und noch dazu auf einem Ball — in Gegenwart einer Dame — es ging schon stark gegen jeden kameradschaftlichen Anstand.“

„Gewiß, es war unerhört! Aber in Gegenwart einer Dame — sind Sie da auch recht unterrichtet?“

„Freilich! Ich sah's ja mit meinen eigenen Augen, wie unverschämt er ihnen in den Weg trat, wenn ich auch nicht hören konnte, was sie sprachen. Aber das kleine Fräulein von Ellerndorf sah aus, als wenn ihm ein Hagelwetter in die Rosen gefahren wäre.“

„Fräulein Nora von Ellerndorf? — Ei der Tausend!"

„Ja, haben Sie denn das nicht gewußt?"

„Den Namen der Dame hat mir Tannhausen nicht genannt. Es mochte ihm wohl peinlich sein."

„Hum! Na, es bleibt natürlich unter uns, was ich Ihnen da gesagt habe."

„Parole d'honneur! Aber glauben Sie wirklich, daß Selbitz ihm ans Leben wollte?"

„Ob ich es glaube? Nicht eins gegen tausend hätte ich heute morgen auf Tannhausen gehalten. Selbitz muß doch wohl einen tieferen Grund für seinen Haß gehabt haben, denn es war unerhört, daß er, als der Beleidiger, auf den denkbar schärfsten Bedingungen bestand, während unser gutmütiger Freund ihm doch wahrscheinlich goldene Brücken für einen anständigen Rückzug gebaut haben würde. Sie hätten ihn nur sehen sollen heute früh! Es war, als ob er die ganze Affaire nur wie ein Schauspiel auffasse, in dem er den ersten Helden zu agiren habe. Er hatte die Pistole schon in der Hand, als es ihm erst einfiel, die Cigarrette fortzuwerfen. Und als ich dann mit Rücksicht auf die ganz ungewöhnlich scharfen Bedingungen trotz seiner ersten lächelnden Zurückweisung meinen Versöhnungsversuch wiederholte, fixirte er mich mit einem so erstaunten Blick, als ob ich ein Wundertier wäre, und sagte in einem ganz unnachahmlichen Ton nichts weiter als: ‚Ist das jetzt Comment?'"

„Und da waren Sie natürlich geschlagen."

„Freilich! Es ärgerte mich so gewaltig, daß ich ihm am liebsten selber an den Kragen gegangen wäre. Es war eine Impertinenz; aber — hol mich der Teufel! — schneidig war es bei alledem!"

„Tannhausen wurde beim ersten Kugelwechsel verwundet?"

„Ja! Er blieb zwar aufrecht stehen; doch ich hatte ihn scharf im Auge und merkte sehr wohl, daß er wankte und sich verfärbte. Selbitz hatte gerade aufs Herz gezielt, dessen bin ich so sicher, als hätte ich selber in seiner Haut gesteckt. Und es wäre nicht viel besser als Mord gewesen, wenn er ihn da getroffen hätte; denn Tannhausen schien es mit seinem Schuß viel weniger auf ihn als auf eine der Dohlen abgesehen zu haben, die uns oben von den Bäumen herunter mit ihrem Gekrächz nervös machten. Ich glaube, er ist im Prinzip ein Gegner des Zweikampfs und hält es mit seinen Grundsätzen nicht für vereinbar, anders als im Krieg auf einen Menschen zu zielen. Nun, es hätte ihm übel genug bekommen können, wenn die Sache bis zu einem zweiten Gang gediehen wäre."

„Und nachher? Man hat sich versöhnt?"

„O nein! Dann hätte Graf Selbitz ja aus seiner Heldenrolle fallen und sich um einen wirkungsvollen Abgang bringen müssen! Als er erfuhr, daß eine Fortsetzung des Duells ausgeschlossen sei, zuckte er mit

den Achseln, grüßte uns wie ein Grandseigneur und erbat sich von seinem Sekundanten etwas Feuer für eine frische Cigarrette. Und doch mußte er der Meinung sein, daß er seinen Gegner tödlich getroffen habe."

Sie hielten vor dem Bierhause, nach welchem der Hauptmann begehrte.

„Wenn Sie erlauben, benütze ich die Droschke noch weiter," sagte Falkenrode. „Mir fällt eben ein, daß ich nahe daran war, eine wichtige Verabredung zu versäumen."

„Sie wollen nicht mit hinein kommen? Nun, wenn Sie eine Verabredung haben, darf man nicht nötigen. Also Diskretion —"

„Ehrensache — selbstverständlich!"

Sie schüttelten sich die Hände. Beflügelten Schrittes eilte der Hauptmann der ersehnten Quelle zu. Falkenrode aber nannte nach kurzem Zaudern dem Kutscher Julia Malachows Wohnung als das Ziel ihrer Fahrt.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein liebliches und friedvolles Stückchen Erde hatte Baron Palma die Landschaft genannt, inmitten deren der alte Stammsitz seines vornehmen Geschlechtes lag. Und er hatte damit nicht die Unwahrheit gesprochen, wenn man seine Worte nur auf die unmittelbare Umgebung des Schlosses bezog. Im Stil der Früh-renaissance erbaut — und von einem späteren Besitzer mit allerlei Anhängseln, Aufsätzen und Verzierungen versehen, konnte Schloß Erla zwar kaum für ein monumentales Meisterwerk gelten; aber der gleich-machende Einfluß jener vielen Jahrzehnte, von denen keines spurlos vorüber gegangen war, hatte alle Stil-widrigkeiten verwischt und das ganze Gebäude mit jenem dunklen, verwitterten Grau überzogen, welches alte Schlösser so stattlich und ehrfurchtgebietend er-scheinen läßt.

Weithin über die flache Ebene konnte man die beiden schlanken Türme sehen, welche die Seitenflügel

flankirten; alles andere versteckte sich vor neugierigen Blicken hinter den Gebüschen und Bäumen des weit gedehnten Parkes, der seit Jahrhunderten der Stolz aller Palma gewesen war. Auf diesen Park und seine mannigfachen, eigenartigen Schönheiten mochte jener Lobspruch des Barons wohl mit gutem Rechte anzuwenden sein, wenn Baum und Strauch in der vollen Herrlichkeit ihres sommerlichen Schmuckes prangten. Und sicherlich war es die Absicht des Gesandten gewesen, seine junge Gattin nicht früher hieher zu führen, als bis auch der Lenz mit Vogelgezwitscher und jungem Grün seinen siegreichen Einzug gehalten. Doch Thea hatte sich mit unbeugsamer Entschiedenheit gegen einen solchen Aufschub erklärt, und die dringenden, halb verzweifelten Beschwörungen des Geheimerats von Ellerndorf hatten daran so wenig zu ändern vermocht als die flehentlichen Bitten Noras, die nach der Soirée im väterlichen Hause mit verdoppelter Zärtlichkeit an ihrer Schwester zu hängen schien. Palma selbst hatte ihrem Begehren nach seiner Art mit kühler Höflichkeit gegenübergestanden. Vierundzwanzig Stunden nach jener bedeutsamen nächtlichen Unterredung war sein Urlaubsgesuch abgegangen, und nachdem Thea seinen Vorschlag, den Rest des Winters in Südfrankreich oder in Italien zu verbringen, schroff zurückgewiesen, hatte er nicht mehr den leisesten Widerspruch gegen eine sofortige Uebersiedlung nach Schloß Erla erhoben.

Es war freilich unmöglich gewesen, innerhalb einer so kurzen Zeit dort auch nur die notwendigsten Erneuerungsarbeiten vorzunehmen, und so befand sich bei der Ankunft des Gesandten nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Schlosses in vollkommen wohnlichem Zustande. Aber die schöne, junge Baronin Palma legte darüber weder Enttäuschung noch Mißvergnügen an den Tag. Sie wäre wahrscheinlich um nichts heiterer und gesprächiger gewesen, wenn ihr alle Gemächer und Säle des weitläufigen Gebäudes in fürstlicher Pracht entgegengestrahlt hätten, und wenn ihr Blick aus den Erkerfenstern ihres Boudoirs statt über ein trostloses Gewirr kahler, schmutzig feuchter Aeste über ein wogendes, traulich flüsterndes Blättermeer dahingeschweift wäre. Sie war voll herablassender Freundlichkeit gegen die Dienerschaft, deren offenbare Ueberraschung über die Jugend und Schönheit der neuen Herrin ihr sogar ein flüchtiges Lächeln abgenötigt hatte, und die Art des Verkehrs zwischen den beiden Gatten schien durch die leidenschaftliche Scene nach dem Besuch des Prinzen nicht die mindeste Veränderung erfahren zu haben.

Nur brachten sie jetzt vielleicht einen noch geringeren Bruchteil des Tages gemeinsam zu. Thea erklärte, daß sie sich durch die Reise und den Wechsel des Klimas angegriffen fühle. Sie verließ ihre Zimmer in den ersten Tagen darum nur während der Mahlzeiten, und auf ihren ausdrücklichen Wunsch war es

zurückzuführen, daß man noch keinen Besuch in der Nachbarschaft gemacht und außer dem Arzte, der gelegentlich vorsprach, noch keinen Gast im Schlosse empfangen hatte.

Auch heute, am zwölften Tage nach der Ankunft der Herrschaft, saß Doktor Morren auf einem der niedrigen Tabourets in Theas Boudoir. Es war eine in jeder Beziehung ungewöhnliche Erscheinung, und die Baronin hatte kaum ihr Erschrecken verbergen können, als er ihr von Palma zum erstenmal mit einigen Worten warmer Empfehlung zugeführt worden war. Von riesenhafter, stiernackiger Gestalt und ungeschlachtem Gliederbau, zeigte Doktor Morren in seinem eckigen Schädel und in den derben Zügen seines roten Gesichts, das wie das plumpe Machwerk eines ungeschickten Holzschnitzers aussah, die ausgeprägte Rasseeigentümlichkeiten des vlämischen Stammes, aus dem er hervorgegangen war. Man hätte ihn kaum für einen Fünfziger gehalten, wenn nicht die schneeweiße Farbe des kurzen, struppigen Haupthaars Zeugnis davon gegeben hätte, daß er den Siebenzig bereits sehr nahe sei. In imponirenden Linien traten die Umrisse seiner eisernen Muskeln unter dem eng anliegenden, unmodischen schwarzen Rock hervor, den er immer zu tragen pflegte, und jedesmal, wenn er dem Baron Palma zum Gruße die Hand schüttelte, verzog sich das pergamentene Antlitz desselben unwillkürlich zu einer schmerzlichen Grimasse. Aber trotz

seiner scheinbar unverwüstlichen Kraft war Doktor Morren ein Krüppel. Steif und unbeweglich mußte er das rechte Bein nachziehen, und ohne die Unterstützung seines dicken Krückstockes hätte er auch nicht einen einzigen Schritt zurücklegen können. Rauh und seltsam wie sein Aeußeres war auch sein Benehmen. Eine tiefe, dröhnende Stimme ließ jedes seiner kargen, abgerissenen Worte noch polternder und unhöflicher erscheinen; von der Bedeutung gesellschaftlicher Rangunterschiede hatte er offenbar nur eine sehr unvollkommene Vorstellung, und es war unmöglich, sich schärfere Gegensätze zu denken, als sie der elegante, parfümirte, zierliche Medizinalrat, an dessen ärztliche Behandlung Thea in Berlin gewöhnt worden war, und dieser knorrige vlämische Doktor darstellten.

Sein bloßer Anblick hatte denn auch hingereicht, den Entschluß in ihr zu erzeugen, daß sie sich niemals seiner Behandlung unterwerfen würde. Trotzdem hatte sie sich bei jenem ersten Besuche fast eine Stunde lang mit ihm unterhalten, und als Palma nach seiner Entfernung höflich gefragt, ob sie damit einverstanden sein würde, daß Doktor Morren fortan die Funktionen eines Hausarztes auf Schloß Erla übernehme, hatte sie ohne weiteres ihre Zustimmung erklärt. Sie mußte wohl bei näherer Bekanntschaft an dem urwüchsigen und ungeschlachten Doktor Eigenschaften entdeckt haben, die ihre ersten Vorurteile gegen ihn völlig entkräfteten; seine polternde, abgerissene Unterhaltung mußte ihr

sogar aus irgend welchem Grunde ein gewisses Wohlgefallen erregen, denn bisher war noch jeder von Doktor Morrens ärztlichen Besuchen im Boudoir der Baronin von auffallend langer Dauer gewesen.

Heute zum erstenmal schien der Arzt nicht willens, sich in ein Geplauder mit der schönen jungen Schloßherrin einzulassen. Obwohl er kaum fünf Minuten da war, sah er doch bereits ungeduldig auf das Zifferblatt seiner großen silbernen Uhr und faßte die Krücke seines Stockes fester, als wolle er sich im nächsten Augenblick erheben.

„Sie haben es eilig, Herr Doktor Morren?“ fragte Thea, die am Fenster stand, mit einem freundlichen Lächeln.

„Ehrlich gesprochen — ja, Frau Baronin! Ich habe eine gute Weile überlegt, ob ich überhaupt beim Schlosse vorfahren sollte, und jetzt reut mich's schon beinahe, daß ich der Versuchung unterlag. Die Viertelstunde, die ich hier müßig verschwatze, muß ich drüben den armen Teufeln abstehlen.“

„Welchen armen Teufeln, Herr Doktor?“

„Nun, den Grubenarbeitern von der ‚Marie Christine‘, die haben heute ihren Doktortag.“

„Verzeihen Sie es meiner Unbekanntschaft mit den hiesigen Verhältnissen, wenn ich das nicht recht verstehe.“

„Ich bin von der Gesellschaft, der das Kohlenwerk Marie Christine gehört, als Arzt für ihre Arbeiter

und Bergleute angestellt, das heißt, ich habe die Verpflichtung, alle vierzehn Tage das Dorf zu besuchen — abgesehen von den besonderen Fällen, wo sofortige Hilfe nötig ist."

„Und die Gesellschaft ist es, welche Sie dafür honorirt?"

„Selbstverständlich! Wer sonst als die Gesellschaft?"

„Das ist immerhin ein Beweis sehr humaner Fürsorge für das Wohl der armen Leute."

Doktor Morren sah sie mit seinen hellen blauen Augen an, als sei er im Zweifel, ob er ihre Worte ernsthaft zu nehmen habe.

„Verteufelt human!" sagte er, die eiserne Spitze seines Krückstockes derb in den Teppich stoßend, um sich daran aufzurichten. „Sie haben mich hier also nicht weiter nötig, Frau Baronin?"

„Es wäre ein Unrecht, Sie aufzuhalten! — Aber — da Sie doch nach dem Dorfe hinüberfahren — möchten Sie mir wohl eine Bitte erfüllen?"

„Nun?"

„Ich möchte so gern einen Einblick in die Verhältnisse der armen Leute gewinnen, — nicht aus Neugierde, wie Sie mir glauben werden! — Wollen Sie uns nicht gestatten, Sie zu begleiten?"

Doktor Morren betrachtete die elegante junge Frau mit einem forschenden Blick.

„Warum nicht, Frau Baronin?" erwiderte er nach

kurzem Zaudern. „Vorausgesetzt, daß Sie meinen Wagen benützen wollen, denn meine Kranken haben nicht Zeit, zu warten, bis man den Ihrigen angespannt hat.“

„Nur zwei Minuten, Herr Doktor! — Ich hoffe, daß mein Gatte nichts gegen das Vorhaben einwenden wird.“

Sie ließ den Baron durch ihre Jungfer um sein Erscheinen bitten, und Palma kam auf der Stelle. Aber er schien zu Theas Ueberraschung nicht geneigt, auf ihren Vorschlag einzugehen.

„Wir haben sehr rauhes Wetter, liebe Thea,“ sagte er ausweichend. „Du würdest Gefahr laufen, Dich zu erkälten.“

„Dafür nehme ich die Verantwortung auf mich!“ erklärte Doktor Morren, obwohl er gar nicht gefragt worden war, mit großer Bestimmtheit. „Der Ausflug wird der Frau Baronin im Gegenteil sehr heilsam sein.“

„So will ich den Befehl geben, anzuspannen, und wir werden nach den Wasserfällen fahren. Du unterhältst Dich dort unzweifelhaft besser als bei einem Besuch des Kohlenwerkes.“

Thea sah verwundert und beleidigt aus. Es geschah zum erstenmal, daß Palma Miene machte, ihr die Erfüllung eines so geringfügigen Wunsches zu verweigern.

„Es ist mir nicht um Unterhaltung zu thun,“ sagte sie kühl. „Man hat mir gesagt, daß viel Not

und Elend unter diesen armen Leuten sei, und ich wünschte mich aus eigener Anschauung zu unterrichten, wie man am besten zur Linderung derselben beitragen könne."

„Ein edler Vorsatz, der im Prinzip meine volle Zustimmung hat," versicherte der Baron, indem er dem Arzt zugleich einen bittenden Blick zusandte. „Nur meine ich, daß wir vielleicht einen gelegeneren Zeitpunkt für diesen Besuch wählen könnten. Es herrscht gerade jetzt große Unzufriedenheit unter den Grubenarbeitern, und ich las erst an diesem Morgen in den Zeitungen, daß ganz in unserer Nähe arge Ausschreitungen verübt worden sind. Doktor Morren wird mir bestätigen, daß es in solchen Zeiten nicht ratsam ist, sich unter die Leute zu begeben, die das in ihrer Verblendung oft geradezu als eine Herausforderung ansehen."

„Sehr wohl!" nickte der Befragte. „Und ich meine, die Leute hätten damit zuweilen gar nicht so unrecht. Unter meinem Schutze aber, Herr Baron, haben Sie für sich und Ihre Frau nichts zu fürchten. Dafür stehe ich ein."

Palma wollte antworten, doch Thea kam ihm zuvor.

„Gut, Herr Doktor," sagte sie rasch, „wenn Sie mich also mitnehmen wollen, so werde ich Sie begleiten."

Schweigend verließ der Baron das Zimmer. Aber

als sich Thea eben von ihrer Jungfer hatte Mantel und Hut bringen lassen, trat er wieder ein, gleichfalls zum Ausgehen gekleidet. Er bot seiner Gattin den Arm und sie gingen hinab, während Doktor Morren geräuschvoll und schwerfällig hinterdrein hinkte.

Nur die Magerkeit des Barons machte es möglich, daß sie alle drei in dem unansehnlichen Wägelchen Platz fanden. Das Verdeck konnte nur zur Hälfte aufgeschlagen werden, und der scharfe Wind, welcher vom fernen Gebirge herüberblies, rötete Theas blasse Wangen. Trotzdem gewann sie heute zum erstenmal einen freundlicheren Eindruck von der Landschaft, welche sie da durchfuhren; hatte sich doch die Sonne nach tagelangen fruchtlosen Kämpfen mit dem trüben, einförmigen Grau, das bis an den verschwimmenden Horizont bleischwer über dem winterlich grauen Gefilde gelegen, endlich zur Herrschaft durchgerungen! Die schmutzigen Nebel, welche dicht zusammengeballt gleich unverrückbaren Mauern über der weiten Ebene gelagert hatten, waren vor dem Ansturm des frischen Windes zerrissen, und das silberne Blinken der kleinen Wasserläufe, die erst jetzt hier und da sichtbar wurden, brachte einen angenehm belebenden Zug in das sonst so winterlich öde Landschaftsgemälde.

So lange sie an der Mauer des Parkes von Schloß Erla dahinfuhren, war von irgend welchen industriellen Anlagen überhaupt nichts wahrzunehmen. Am Ende derselben aber war die Landstraße durch

einen kleinen, vorgeschobenen Hügel zu einer scharfen Biegung genötigt, und nun lagen sowohl die Gebäude der Kohlengrube, als die langgestreckte Reihe winziger Häuschen, welche das Dorf der Grubenarbeiter bildeten, plötzlich in überraschend geringer Entfernung vor ihren Blicken.

„Das ist die Marie Christine!“ sagte Doktor Morren, indem er mit der Spitze seines Krückstockes auf die beiden hochaufstrebenden, qualmenden Schornsteine und die vom Kohlenstaub völlig geschwärzten Gebäude deutete. „Da ist das Schachthaus mit dem Eingang in die schwarze Hölle — da der Maschinenschuppen — da das Sortirhaus — nun, Sie können sich ja gelegentlich all diese Monumentalbauten in der Nähe ansehen, Frau Baronin. Und ich möchte Ihnen sogar dazu raten, damit Ihnen die Humanität der Gesellschaft in ihrem vollen Glanze erscheine! Für heute freilich müssen wir uns wohl um meiner Patienten willen auf das Dorf beschränken.“

Auch ohne seine Erklärung würde Thea erkannt haben, welchem Zweck all' diese häßlichen, in ihrer düsteren Färbung fast unheimlich aussehenden Bauwerke dienten. Der feine schwarze Kohlenstaub hatte sich ja nicht nur auf die Mauern und Dächer der Häuser gelagert, sondern seine Spuren waren überall wahrzunehmen, wohin sich das Auge wandte. Schwarz war der Weg, über den ihr Wagen rollte, schwarz waren die brach liegenden Felder, die ihn rechts und

links einsäumten und eine Wolke feinen schwarzen Staubes schien selbst die Luft zu erfüllen, so daß die Sonne minder glänzend schien als zuvor.

Am Eingang des Dorfes ließ der Doktor den Wagen halten. Sie waren bis dahin keinem andern menschlichen Wesen begegnet als einigen kleinen, schmutzig und elend aussehenden Kindern, die augenscheinlich ohne jede Neigung zum Spielen am Rande der Straße hockten und dem Wagen mit offenem Munde nachstarrten. Nun bemerkten sie vor dem ersten der niedrigen Häuschen, die einander in ihrem Aeußeren völlig gleich waren, die Gestalt einer Frau.

„Wie Sie sehen, werde ich schon erwartet," sagte Doktor Morren, und ohne sich darum zu kümmern, ob ihm seine vornehmen Begleiter folgten, hinkte er so eilig als möglich auf die Harrende zu. Palma hatte wirklich mit dem Aussteigen gezaudert, und es schien, als wolle er seine vorige Mahnung noch einmal wiederholen; aber ein Blick auf Theas entschlossenes Antlitz mochte ihn wohl überzeugt haben, daß er sie nicht mehr andern Sinnes machen würde. So war er ihr denn beim Herabsteigen behilflich und führte sie über den schlüpfrigen, mit einem zähen schwarzen Schlamm bedeckten Weg nach dem Häuschen, vor welchem der Doktor noch im Gespräch mit der Frau begriffen war.

Thea hörte ihn mit seiner rauhen, polternden Stimme sagen:

„Wenn Ihr ein Wunder erwartet, müßt Ihr zum Pfarrer schicken und nicht zu mir! Laßt Ihr's geschehen, daß er vor Ablauf der nächsten vier Wochen einfährt, so könnt Ihr sicher sein, daß er bald genug in eine Grube fährt, aus der noch keiner wiedergekommen ist. Müßt Ihr Euch denn mit Gewalt zu Grunde richten?"

Er sah, daß Thea an seine Seite getreten war und fuhr in dem nämlichen Tone fort:

„Da sind Herr und Madame Palma von Schloß Erla! Sie wollen Euch einen Besuch machen, um mit eigenen Augen zu sehen, wie hübsch und behaglich Ihr's durch die Güte der Gesellschaft habt. Ihr braucht Euch wegen der Herrschaften keine Umstände zu machen."

Und es hatte ganz den Anschein, als ob diese letzte Mahnung ziemlich überflüssig gewesen wäre. In dem mageren, verhärmten Gesicht der Frau, dessen Haut von einer eigentümlich graugelben Farbe war, veränderte sich kein Zug beim Anblick der vornehmen Leute. Mit einem gleichgiltigen Blick streifte sie über Theas elegante Erscheinung hin und mit einem Ausdruck, der weder Verlegenheit noch freudige Ueberraschung verriet, erwiderte sie: „Es ist bei uns wie überall. Die Herrschaften werden wohl finden, daß es nicht der Mühe wert gewesen ist."

Aber sie trat doch mit einer Art von Höflichkeit beiseite, um dem Doktor und seinen Begleitern den

Vortritt in das Häuschen zu lassen. Morren war es, der auch hier wie bei einer Sehenswürdigkeit den Erklärer machte.

„Was Sie hier sehen, Frau Baronin, ist die Küche, der Speisesaal und der Salon der Familie! Nicht sehr hoch und nicht sehr luftig, aber am Ende geräumig genug für — nun, wie viel hungrige Mäuler sind's, die Ihr satt zu machen habt, Frau?"

„Neun, Herr Doktor — außer dem Kleinen, das ich noch selber nähre."

„Also geräumig genug für neun Personen, — um so mehr, als sie höchstens am Sonntag alle miteinander am Tische sitzen. — Denn wenn die eine Hälfte zur Arbeit einfährt, fährt die andere Hälfte aus. — Man sollte der Gesellschaft auch die Ermöglichung dieser praktischen Einteilung auf ihr Humanitätsconto schreiben, denn wie könnten sich sonst drei oder vier Geschwister mit einem einzigen Bett behelfen! Die Ersparnis für die armen Leute liegt auf der flachen Hand."

In Wahrheit ließ sich kaum etwas Kahleres und Unfreundlicheres denken als der Raum, in welchem sie sich befanden. Ein Tisch und eine Anzahl hölzerner Schemel bildeten neben einem unförmigen, vom Alter geschwärzten Küchenschrank und einer großen Truhe, deren grellbunte Bemalung den einzigen künstlerischen Schmuck des Zimmers ausmachte, das gesamte Mobiliar. Im

halbdunklen Hintergrunde, wo der Kochherd stand, hing einiges Geschirr und dürftiges Küchengeräte an den Wänden. Die Decke war so niedrig, daß der Doktor nur um ein Geringes den Arm zu heben brauchte, um sie mit seinem Krückstock zu berühren, und da die winzigen Fenster fest geschlossen waren, vereinigte sich der scharfe Zwiebelduft einer auf dem Herdfeuer brodelnden Speise mit dem stickigen Geruch modernden Holzes, der hier beständig zu herrschen schien, zu einer dicken, dumpfigen Atmosphäre, in der zu leben Thea während der ersten Augenblicke fast unmöglich erschienen war.

„Neun Personen — sagen Sie?“ wandte sie sich freundlich an die Frau. „Haben Sie denn so viele Kinder?“

„Nur sechs, Madame — das heißt: außer dem Kleinsten, das erst zehn Wochen alt ist. Aber da bin ich, mein Mann und mein Vater, den wir auch noch durchbringen müssen — das macht neun!“

„Und Ihre Kinder arbeiten zum Teil auch schon in der Kohlengrube?“

„Die fünf ältesten — ja!“

„Sind sie denn alle erwachsen?“

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen. Sie sind jedenfalls erwachsen genug, um einzufahren. Die Aelteste ist einundzwanzig und der Jüngste, der im Sortirhaus arbeitet, ist zehn. Das ist das Alter, in dem sie bei uns anfangen müssen, zu verdienen.“

Die Frau gab ihre Antworten immer in demselben trockenen, gleichgiltigen, fast barschen Tone. Sie spekulirte offenbar nicht im geringsten auf das Mitleid der vornehmen Dame.

Thea aber war kaum im stande, ihre Bestürzung zu verbergen.

„Sie haben also auch Töchter, wenn ich Sie recht verstehe?"

„Ja, leider drei Töchter, Madame."

„Und die arbeiten ebenfalls in dem Bergwerk?"

„Gewiß — wo sollten sie denn sonst arbeiten? Zweie sind Karrenschieberinnen, und die dritte, weil sie's auch wie ihr Bruder auf der Brust hat, ist an einem Handventilator beschäftigt. Es ist eine besondere Vergünstigung von der Gesellschaft; aber ich fürchte, sie wird bei der schrecklichen Hitze da unten nicht einmal die leichte Arbeit lange aushalten können."

„Das fürchte ich auch!" brummte Doktor Morren, der bisher den stummen Zuhörer gemacht. „Aber die Arbeit ist so leicht, als sie nur immer sein kann. Acht Stunden täglich in einem stickigen Stollen bei dreißig Grad Wärme ein Rad zu drehen, ist selbst für ein schwindsüchtiges Mädchen am Ende nur ein Kinderspiel! Ich hoffe, Frau Baronin, Sie sehen die Humanität der Gesellschaft in immer hellerem Lichte."

Thea war tief erschüttert.

„Das ist entsetzlich!" kam es unwillkürlich über

ihre Lippen. Mit einem rasch vorübergehenden Ausdruck der Ueberraschung auf dem fahlen Gesicht sah die Frau zu ihr auf.

„Ja, es ist schlimm, Madame, wenn ein Mädchen nach dem andern kommt statt der Knaben, auf die man wartet, weil sie doch wenigstens später wieder einbringen können, was sie gekostet haben. Ich will ja nicht sagen, daß die Gesellschaft schlecht bezahlt — der Doktor wird mir bezeugen, daß ich das nicht gesagt habe — aber meine Mädel können nicht einmal das verdienen, was sie essen!"

„Und Sie haben überdies noch einen Kranken?"

„Freilich — das ist das Schlimmste! Mein ältester Junge ist vor einem Jahr zwölf Meter tief hinabgestürzt, als das Drahtseil des Fahrstuhls gerissen war. Seitdem kann er den Husten und das Blutspeien nicht mehr los werden. Wollen Sie nicht nach ihm sehen, Doktor Morren?"

„Natürlich will ich! — Laßt ihr ihn immer noch oben mit all den anderen schlafen?"

„Nein, wir haben ihn heruntergebracht, weil Sie es durchaus wollten. Und er sagt auch, daß ihm da wohler sei, schon weil er den Garten sehen kann. Sie wissen ja, das ist nun einmal seine Narrheit."

Sie hatte die Thür einer kleinen, an den größeren Raum anstoßenden Kammer geöffnet, und Doktor Morren, der eilig hineinhinkte, hielt es für überflüssig, sie hinter sich zu schließen. Das Gemach, in welches

die Baronin Palma blickte, war so schmal, daß neben der schlechten Bettstelle kaum noch Raum genug für die mächtige Gestalt des Arztes blieb. Aber es war da doch allem Anschein nach heller und freundlicher als hier, und über dem Bette war sogar eine kunstlose, bunte Lithographie, die allegorische Gestalt des Frühlings darstellend, als Schmuck an der Wand befestigt. Ein breiter Streifen goldigen Sonnenscheins fiel durch das von Theas Standpunkt aus unsichtbare Fenster in die winzige Kammer. Er lag auf den groben, bunt gemusterten Baumwolltüchern des Bettes und auf dem hageren Jünglingshaupte, welches sich bei des Doktors Eintritt ein wenig von dem harten Kissen erhob. Das abgezehrte Gesicht mit den tiefliegenden, dunkel umränderten Augen und den scharf abgezeichneten Backenknochen hatte dieselbe fahlgraue Farbe wie dasjenige der Frau, aber seine Züge waren viel feiner, und die hochgewölbte Stirn wie der beinahe mädchenhaft zarte Mund gaben ihm ein edles, durchgeistigtes Aussehen, das in dieser Umgebung seltsam genug anmuten mußte.

Der Doktor reichte dem Kranken seine bärenhafte Hand und jener bewegte mit einem kleinen, freudigen Lächeln die Lippen. Aber seine Stimme war so kraftlos, daß man in dem Nebenraume nicht verstehen konnte, was er sprach. Thea sah nur, wie sich Doktor Morren tief zu ihm herab neigte, und als da der helle Sonnenschein breit über sein rotes Gesicht hinfiel

und sein schneeweißes Haar wie Silber erglänzen ließ, da vermochte die Baronin Palma kaum noch zu begreifen, wie sie diesen Mann, dem die lauterste Herzensgüte aus den hellen blauen Augen leuchtete, auch nur eine Minute lang hatte für abschreckend häßlich halten können. Er blieb eine kleine Weile in der Kammer, seine sonst so rauhe, polternde Stimme ebenfalls zu einem sanften, kaum vernehmlichen Flüstern dämpfend. Dann kam er wieder heraus und zog die Thür hinter sich zu. Der eben noch merkwürdig freundliche und gütige Ausdruck seines Gesichts veränderte sich auf der Stelle in einer sehr auffallenden Weise. Er zog die Brauen finster zusammen und seine Züge wurden wieder hart, wie wenn sie in Holz geschnitten wären. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er seinen Hut und stampfte quer durch den Raum nach dem Ausgange. Die Frau ging hinter ihm drein, und als er auf der Schwelle stand, legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

„In vier Wochen — sagten Sie, Doktor Morren? — Und nicht früher?“

„Nicht in vier Wochen und nicht in Ewigkeit!“ polterte er ingrimmig los, seinen Krückstock aufstoßend, daß das morsche Holz der Diele splitterte. „Aus ist es, sage ich Euch — aus und vorbei! — Nun mögt Ihr getrost nach dem Pfarrer schicken!“

Die Frau senkte um ein Geringes das Haupt und wickelte ihre Hände zum Schutz gegen den Wind, der

rauh durch die offene Thür hereinfegte, in die dünne Schürze.

„So meinen Sie, daß er sterben muß, Doktor Morren?“ fragte sie, und ihre Stimme klang noch immer so tonlos gleichgiltig wie vorher.

„Ja, bei meiner Seele, das meine ich, Frau! Er hätte sich schonen müssen damals, als ich Euch voraussagte, wie es kommen würde, wenn Ihr ihn wieder einfahren ließet.“

Die Frau starrte nach den schwarzen Gebäuden der Marie Christine hinüber und nickte ein paarmal mit dem Kopf.

„Damals — ja, das war, als mein Mann den rechten Arm verrenkt hatte und Vaters böses Bein wieder aufgebrochen war. Er hätte sich schonen müssen — freilich, aber dann wären wir eben alle mit einander verhungert.“

„Zum Henker, ich mache Euch ja keinen Vorwurf! Und wenn ich der liebe Gott wäre, so würde ich sagen, morgen ist er gesund! Aber ich bin nur ein armseliger Quacksalber, um dessen Rezepte sich der große Würger keinen Pfifferling kümmert. Und so sage ich Euch: Es ist aus! Ehe der Frühling kommt, liegt er draußen, wo ihm besser ist als da unten in der Satansgrube.“

Die Frau klagte nicht und keine Thräne rann über ihre verhärmten Wangen. Es war, als könne sie ihre Augen gar nicht losreißen von den beiden

qualmenden Schornsteinen neben dem schwarzen Schachtgebäude.

„In Gottes Namen denn, wenn er nun doch einmal nicht wieder gesund werden kann!“ sagte sie, und nach einer geraumen Weile fügte sie, immer noch geradeaus starrend, mit ihrer barschen, apathischen Stimme hinzu: „Ich wünschte, Doktor Morren, ich wäre mit ihm gestorben, ehe er eine Stunde alt geworden war!“

„Das müßt Ihr mit dem Himmel abmachen!“ gab er rauh zurück. „Uebrigens hat Eure Mutter so gesprochen und Eure Töchter werden nach zwanzig Jahren ebenso reden. Darum aber machen sie doch alle die nämlichen Dummheiten — das ist so der Lauf dieser verrückten Welt! — Schickt übrigens am Sonntag Euren Jüngsten zu mir hinüber! Er soll sich von meiner Haushälterin geben lassen, was ich für Euch zurecht gelegt habe! — Und nun adieu, ich kann nicht den halben Tag hier verschwatzen!“

Er hinkte weiter. Thea aber hatte ein Goldstück aus ihrer Börse genommen und reichte es der Frau.

„Ihr Sohn wird einiger Stärkungsmittel bedürfen,“ sagte sie, „nehmen Sie einstweilen dies, liebe Frau! In der nächsten Zeit hoffe ich wieder einmal bei Ihnen vorzusprechen. Auch müssen Sie sich die rauhen Worte des Doktors nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Er meint es nicht so schlimm, als es den Anschein hat.“

Die Frau hatte das Geld ohne Ziererei und ohne ein Zeichen der Freude angenommen.

„Ich danke Ihnen, Madame! — Was aber den Doktor anbetrifft, so weiß ich nicht, was Sie meinen. Wenn überhaupt noch einer ein Herz für uns hat, so ist es der! Er kann uns nicht helfen, das ist wahr, aber er gibt alles her, was er hat, und das ist doch am Ende mehr, als sonst ein Mensch an uns thut."

Thea fühlte, daß ihr die Röte der Beschämung in die Wangen stieg.

„Er ist ein vortrefflicher Mann, das weiß ich sehr wohl," sagte sie verlegen, „und meine Worte bezogen sich auch nur auf die etwas unbarmherzige Art, in welcher er zu Ihnen von der Krankheit Ihres Sohnes sprach. Es that mir weh, daß er sich so ohne alle Schonung ausdrückte."

Aber die Frau verstand sie noch weniger als zuvor.

„Warum sollte er mich denn belügen? Für unsereinen ist's immer am besten, zu wissen, woran man ist!"

Aus der halbdunklen Ecke neben dem Kochherd erschallte ein dünnes, klägliches Kinderstimmchen und die Frau unterbrach sich, um dahin zu eilen. Thea hatte die Empfindung, als müsse die niedrige Decke des dumpfen Raumes sie ersticken. Mit einem freundlichen Abschiedsgruß verließ sie das Haus, raschen Schrittes dieselbe Richtung einschlagend, in welcher sich Doktor

Morrens riesenhafte Gestalt an seinem Krückstock dahinschleppte.

Baron Palma hatte während der ganzen Dauer ihres Verweilens in der Arbeiterwohnung kein Wort gesprochen, auch jetzt ging er hinaus, ohne die mit ihrem Säugling beschäftigte Frau zu grüßen. Niemand war es aufgefallen, daß er eine Banknote von ziemlich bedeutendem Betrag unter den großen schwarzen Brotlaib geschoben hatte, der auf dem weiß gescheuerten Eßtisch lag.

Sechzehntes Kapitel.

Als Thea den Doktor Morren einholte, sah sie, daß er dunkelrot im Gesicht und fast außer Atem war. Er blieb stehen, und indem er sie durchdringend ansah, fragte er:

„Wünschen Sie jetzt, nach Hause zurückzukehren, Frau Baronin?“

„Nein!“ erwiderte sie. „Denn ich kann nicht glauben, daß wir überall den nämlichen Jammer sehen werden.“

„Und wenn Sie sich nun darin täuschten? Wenn ich Ihnen nun versicherte, daß es ein verhältnismäßig wohlhabendes und glückliches Haus war, in das ich Sie zuerst geführt habe?“

„Das ist nicht Ihr Ernst! Es wäre zu entsetzlich, als daß ich es für möglich halten könnte!“

„Hat Sie das bißchen Elend so erschreckt? Dann hätte Ihr Gatte Sie niemals nach Schloß Erla bringen sollen, Frau Baronin!“

Palma hatte die letzten Worte des Doktors gehört,

aber er konnte nicht antworten, da der scharfe Wind ihn zum Husten zwang. Thea gab sich den Anschein, als habe sie die unzarte Bemerkung nicht vernommen.

„Vielleicht gibt es hier noch ärmere Familien," sagte sie, „aber ein schmerzlicheres Geschick ist sicher nicht zu denken als dasjenige dieser beklagenswerten Mutter, die einen hoffnungsvollen Sohn vor ihren Augen dahinsterben sieht, weil er sich für die Erhaltung seiner Angehörigen zum Opfer bringen mußte."

„Vortrefflich gesagt!" knurrte Doktor Morren in seiner unhöflichen Weise. „Und doch — was wissen Sie denn von alledem, Frau Baronin! Ein hoffnungsvoller Sohn — nun ja, das ist so eine wohltönende Phrase. Ich aber sage Ihnen, er war mehr als das! Er war ein Mensch, aus dem etwas Großes geworden wäre, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, im Bannkreis dieser seelenmordenden ‚Marie Christine' geboren zu werden! Ich habe Hunderte in der schwarzen Hölle da unten zu Grund gehen sehen — und ich hatte Besseres zu thun, als in weichherzigem Mitleid mit jedem einzelnen zu zerfließen! Um den aber ist mir's leid gewesen vom ersten Tag an, wo er mich mit seinen schwermütigen Kinderaugen ansah, als wollte er sagen: ‚So rette mich doch — so gib doch nicht zu, daß ich da unten verderbe mit all dem Schönen und Guten, das ich im Kopf und im Herzen trage!' — Nun, ich werde nicht dafür bezahlt, Seelen zu retten, und ich bin nicht reich genug, es

auf meine eigene Hand zu versuchen. Als er zehn Jahre alt war, mußte er wie alle anderen hinunter, um die Zinsen des Kapitals einzubringen, das man mit ihm groß gefüttert hatte. Und wie er brav war bis auf den Grund seines Herzens, ist er denn auch ein braver Häuer geworden, und sie haben ihm seine vermeintlichen Narrheiten verziehen, weil er trotz ihrer geschafft hat wie einer. Aber ich wußte längst, daß er seine kindliche Dankesschuld vom Kapital selbst bezahlte und daß es nur zu bald mit dem Bankerott endigen würde. Nicht an dem Sturz mit dem Fahrstuhl geht er zu Grund, wenn ihm das auch den letzten entscheidenden Stoß gegeben hat, sondern er geht zu Grund wie die Blumen, die er in jedem Sommer hinter dem Hause in seinem sogenannten Garten zu ziehen versucht hat und die doch in dem mörderischen Kohlenstaub allesamt jämmerlich ersticken. Die Marie Christine hat ihn auf dem Gewissen und die humane Gesellschaft, die mit ihren Hungerlöhnen die Eltern zwingt, schon die zarten Kinder in den Rachen des unersättlichen Untiers zu werfen."

Die eiserne Spitze seines Stockes hatte sich tief in die schlammige schwarze Erde eingewühlt und heißer Zorn sprühte ihm aus den Augen. Nun verstand Thea freilich sein voriges Benehmen und sie war gern bereit, ihm all seine Schroffheit zu verzeihen um des reinen, tiefen Mitleids willen, dessen das Herz dieses wunderlichen Menschen voll war.

„Es ist eine schmerzliche Belehrung, die ich heute empfange," sagte sie, „aber ich hoffe, sie wird mir nicht ganz ohne Nutzen sein. Wollen wir weiter gehen, Doktor Morren?"

Sie sah sich nach ihrem Gatten um, den sie plötzlich vermißte, und sie mußte zu ihrer Bestürzung wahrnehmen, daß er mit bläulich verfärbtem Gesicht und von erstickendem Krampfhusten geschüttelt, gegen die Mauer des nächstliegenden Hauses getaumelt war. Ohne Zögern eilte sie an seine Seite, und Palma bemühte sich mit übermenschlicher Anstrengung, des heftigen Anfalls Herr zu werden. Auch der Arzt hinkte heran und umfing die gebrechliche Gestalt des Barons stützend mit dem linken Arm.

„Sie müssen sich niedersetzen und ein Glas Wein nehmen," erklärte er. „Nur da hinein, meine Herrschaften — das ist zum Glück so eine Art von Wirtshaus!"

Seinem Aeußern nach hätte man diese Bestimmung des Gebäudes allerdings kaum erraten, denn es glich durchaus den übrigen Arbeiterhäusern. Aber der große niedrige Raum, der in diesen den Familien als Eßzimmer und Wohngemach diente, war hier durch die Aufstellung von mehreren schmalen Tischen und Bänken in eine sehr primitive Gaststube verwandelt. Als sie eintraten, war nur eine einzige Person in dem Raum anwesend, ein mittelgroßer Mann von gedrungenem, muskulösem Gliederbau in jener groben, einfachen

Kleidung, wie sie die Grubenarbeiter wohl als Sonntagsanzug zu tragen pflegen. Sein welliges rotblondes Haar wie sein starker Vollbart waren mit wenig Sorgfalt behandelt, aber die Hand, in welche er den Kopf gestützt hatte, war weiß und zart, wie es die Hände von Arbeitern niemals sind. Er sah die Ankömmlinge mit mißtrauischem Erstaunen an, aber er machte nicht Miene, sie zu grüßen — und der Blick, mit welchem ihn Doktor Morren fixirt hatte, war auch in der That nichts weniger als freundlich und ermunternd gewesen.

An der entgegengesetzten Wand des Zimmers, durch die ganze Breite desselben von dem Fremden getrennt, ließ sich Thea auf eine der schlechten Holzbänke neben ihrem Gatten nieder. Palma hatte den Hustenanfall überwunden und er bekämpfte die nachfolgende Schwäche wie ein Held. Er wäre am liebsten sogleich wieder aufgebrochen, doch Morren bestand darauf, daß er zuvor irgend ein stimulirendes Getränk zu sich nehme. Rücksichtslos schlug er mit seinem Stock auf den Tisch, daß die erblindeten Scheiben in den kleinen Fenstern zitternd erklirrten.

„Wahrscheinlich ist dieser Trunkenbold wieder einmal bei seinen eigenen Branntweinvorräten zu Gaste gewesen," polterte er. „Man hätte wahrhaftig kein besseres Mittel ausfindig machen können, den Unglücklichen vollends zu Grund zu richten, als daß man ihm die Erlaubnis gab, eine Schenke zu halten! Daß er es darf, ist nämlich auch nur ein Beweis von der

Humanität der Gesellschaft. Er war ehedem ebenfalls ein Bergmann und beim Einsturz einer schlecht verzimmerten Strecke wurden ihm durch ein Felsstück beide Beine zerschmettert. Da wir kein Gesetz haben, welches den Arbeitgeber verpflichtet, in solchem Fall auch nur das Geringste für den verunglückten Arbeiter zu thun, war es jedenfalls eine nicht geringe Hochherzigkeit, daß die Gesellschaft den Krüppel, den ich wirklich wieder zur Not ausflicken konnte, im Hause beließ und ihm obendrein gegen eine recht mäßige Abgabe die Befugnis einräumte, seinen ehemaligen Kameraden Bier und Branntwein zu verkaufen. Daß er das meiste davon durch seine eigene Gurgel jagen würde, konnte die Gesellschaft am Ende nicht voraussehen."

Er schlug von neuem auf den Tisch und nun kam in der That schlurfend und polternd und anscheinend in großer Hast etwas die Treppe herab. Es war ein unglückliches, zwergenhaft aussehendes Wesen, ein Mann mit schon ergrautem, lang herabwallendem Bart, mit breiten Schultern und starken Armen, aber mit zwei winzigen Stumpfen an Stelle der Beine. Auf einer Vorrichtung, die wie ein Fußbänkchen aussah, und unter Zuhilfenahme der Hände bewegte er sich mit jener unheimlichen Geschicklichkeit vorwärts, welche die grausame Notwendigkeit auch den verstümmelten menschlichen Körper zu lehren weiß, und es war ein herzzerschneidender Anblick, wie er lächelnd

seine Hand zu der hünenhaften Gestalt des Doktors empor streckte, um ihn zu begrüßen.

„Ihr seid ein aufmerksamer Wirt — das muß wahr sein!“ brummte Morren. „Aber jetzt keine Entschuldigungen mehr, sondern schnell eine Flasche Wein, vorausgesetzt natürlich, daß Ihr welchen habt.“

Der Krüppel grinste verschmitzt.

„Freilich habe ich welchen, Doktor Morren! — Haben Sie denn vergessen, daß Sie selber ihn mir geschenkt haben?“

„Es hat Euch niemand nach seiner Herkunft gefragt. Nur vorwärts! Da ist der Herr Baron Palma von Schloß Erla, der einer Stärkung bedarf.“

Der Mann an der andern Seite des Zimmers hatte sich bis dahin völlig teilnahmlos verhalten. Bei dem Klang des vornehmen Namens aber wandte er den Kopf und sah die ungewöhnlichen Gäste noch einmal lange und aufmerksam an mit jenem kalten, ausdruckslosen Blick, den Doktor Habicht nicht unzutreffend mit dem Blick eines Seehundes verglichen hatte. Der verkrüppelte Wirt aber brachte geschäftig aus der Tiefe des Schrankes eine verstaubte Flasche zum Vorschein, die er geschickt entkorkte und mit einem Glase vor den Baron hinsetzte. Palma mußte ersichtlich einen starken Widerwillen niederkämpfen, ehe er das Gefäß an seine Lippen setzte, aber er trank es nichtsdestoweniger um die Hälfte seines Inhalts leer. Unterdessen hatte der

Wirt dem Doktor leise etwas zugeflüstert, und der Unwille, den Morren über sein verspätetes Erscheinen an den Tag gelegt, schien dadurch mit einemmal beseitigt.

„Das ist freilich etwas anderes!“ sagte er. „Und sie hat phantasirt?“

„Die ganze Nacht hindurch! Es ist mir beinahe unheimlich geworden!“

„Nun, dann will ich gleich hinaufgehen! Ah, diese verwünschte Treppe!“

Er schleppte sich mit seinem steifen Bein mühsam die leiterartige Stiege empor. Gleich darauf erklang draußen das Geräusch von Schritten und eine ganze Anzahl schwarzer Gestalten schob sich, eine hinter der andern, durch die niedrige Thür. Es waren Grubenarbeiter von der Marie Christine, die nach beendeter neunstündiger Arbeitszeit hier einen Trunk zu sich nehmen wollten, ehe sie sich in ihre Wohnungen begaben. In ihren kohlenfarbigen Leinwandanzügen, mit den geschwärzten Gesichtern und Händen sahen sie wenig Vertrauen erweckend aus, und auch die erstaunten Blicke, welche sie auf den Baron und Thea warfen, verrieten eine keineswegs freundliche Gesinnung. Es war eine auffällige Abweichung von allem Herkommen, daß keiner von ihnen die anwesende Dame grüßte, während doch jeder dem blonden Mann, der trotz seines Anzuges sicherlich keiner der Ihrigen war, wie einem guten Kameraden die Rechte schüttelte. Geräuschvoll ließen sie sich an den schmalen Tischen nieder und der

Wirt, der sich auf seinem Fußbänkchen mit verdoppelter Eile hin und her schob, hatte genug zu thun, bis vor jedem ein Glas des trüben, schal und unappetitlich aussehenden Bieres stand. Nur wenige von den Männern ließen sich auch Branntwein dazu geben und nur einer, ein kräftiger Geselle mit struppigem Bart, stürzte nach dem ersten Glas scharf duftenden Schnapses rasch auch ein zweites und drittes hinunter.

Sie unterhielten sich mit gedämpfter Stimme, so daß wenig mehr als einzelne abgerissene Worte bis zu dem Tisch herüber drangen, an welchem Palma saß. Erst sprachen sie alle durcheinander, dann nahm der Mann mit den weißen Händen das Wort und sofort verstummten die anderen, um ihm aufmerksam zuzuhören. Was er sagte, klang Thea nur wie ein gleichmäßig ruhiges, unverständliches Gemurmel ins Ohr; die Grubenleute aber schoben sich so eng als möglich zusammen, um keines seiner Worte zu verlieren. Und bald machte ihr anfängliches Schweigen einer stetig wachsenden Unruhe Platz. Einige Bemerkungen erregter Zustimmung wurden laut und plötzlich schlug der Branntweintrinker mit dem struppigen Bart dröhnend auf den Tisch.

„Ins Feuer mit dem neuen Tarif,“ schrie er, „und mit den Blutsaugern, die ihn ausgeheckt haben! An dem Tag, wo sie es wagen, ihn anzuschlagen, stecken wir ihnen die Häuser über den Köpfen an — ihnen und den reichen Schuften, die hieher kommen, um zu horchen und zu spioniren!“

„Das werdet Ihr bleiben lassen, wie ich denke!“ antwortete ihm von der Stiege her Doktor Morrens dröhnende Stimme. „Geht nach Hause, Stas, und bringt Euern hungernden Kindern das Geld, das Ihr hier vertrinkt wie ein rechter Lump! Dann werdet Ihr auch nicht in Gefahr kommen, Euch durch verrückte Redensarten ins Elend zu bringen.“

Alle Köpfe hatten sich nach dem Doktor umgewendet und eine tiefe Stille folgte seinen zornigen Worten. Der Zurechtgewiesene zerrte an seinem struppigen Bart, aber er erwiderte nichts. Der blonde Mann am Ende des Tisches sah erstaunt auf die plötzlich verstummten Grubenarbeiter, dann lehnte er sich gemächlich gegen die Wand zurück und seine angenehme Stimme tönte mit weichem, melodischem Klang durch das allgemeine Schweigen: „Ist es hier die Art der Männer, sich vom ersten besten beschimpfen zu lassen wie wehrlose Sklaven?“

Keiner aus dem Kreise antwortete ihm. Doktor Morren aber hinkte durch das Zimmer auf den Sprechenden zu und blieb hart an seiner Seite stehen.

„Nein! Aber noch weniger ist es hier die Art ehrlicher Leute, sich von schändlichen Aufwieglern und gewissenlosen Agitatoren verführen zu lassen wie eine Herde stumpfsinniger Schafe! Ich hoffe, es ist keiner unter euch so dumm und so leichtfertig, sich ins Zuchthaus zu liefern oder mit Weib und Kind elend zu verhungern — einem hergelaufenen Abenteurer zu

liebe, der euch leicht aufhetzen kann, weil er selber nur zu gewinnen und nichts zu verlieren hat! Seid ihr der Meinung, daß ihr bei dem neuen Tarif euer tägliches Brot nicht mehr verdienen könnt, so schickt eine Abordnung verständiger Männer an den Direktor der Gesellschaft und, wenn das nichts hilft, meinetwegen an den Minister oder an den König. So lange ihr in eurem guten Recht seid, habt ihr Anspruch darauf, gehört zu werden — nehmt ihr aber eure Zuflucht zur Gewalt, so habt ihr eben aufgehört, im Recht zu sein!"

Die Arbeiter senkten die Köpfe. Es war nicht zu verkennen, daß die derbe Ansprache des Doktors einigen Eindruck auf sie gemacht habe. Der Fremde aber, der ihre Kleidung trug und doch nicht zu ihnen gehörte, sagte, ohne seine bequeme Stellung zu ändern und mit einem freundlichen Lächeln auf dem Gesicht:

„Und wenn die Schildwachen des Königs eure Abordnung mit Kolbenstößen davongejagt haben, wenn der Minister sie durch seine Bedienten hat hinauswerfen lassen und der Direktor der Gesellschaft sie als Rädelsführer aus der Arbeit entlassen hat, was dann?"

„Dann thut euch meinetwegen zusammen mit euren Arbeitsgenossen im ganzen Land und sucht euch eine Organisation zu schaffen, die stark genug ist, euch auf friedlichem, gesetzmäßigem Weg zu eurem Recht zu verhelfen. Auf diesem Weg könnt ihr durch Einigkeit und Ausdauer dahin gelangen, eine große, Achtung

gebietende Macht im Staat zu werden, wie es eure Genossen in anderen Ländern geworden sind. Wollt ihr's mit der Gewalt versuchen, werdet ihr ewig die Schwächeren bleiben, und wäret ihr auch an Zahl der Fäuste euren Gegnern tausendmal überlegen!"

In atemloser Aufmerksamkeit lauschten die Männer in den schwarzen Leinwandkitteln diesem Zweikampf der Rede. Die Aelteren von ihnen nickten hie und da zustimmend bei des Doktors Worten, und Jens Olasson sah, daß er bei einer Fortsetzung des Duells der Besiegte sein würde. Und es schien, als sei er entschlossen, gerade hier keinem andern das Feld zu räumen. Indem er beharrlich über Doktor Morren hinwegsah, als wäre da, wo derselbe stand, nichts als leere Luft, sagte er mit unveränderter Gelassenheit:

„Ihr habt ja die Wahl, wem ihr Glauben schenken wollt, mir, der ich mit euch hungern, mit euch kämpfen und, wenn es sein muß, mit euch sterben will, oder jenem, den eure Aussauger dafür bezahlen, daß er euch mit nebelhaften Vertröstungen in eurer geduldigen Dummheit und eurer knechtischen Unterwürfigkeit erhalte."

Das war eine Verdächtigung, die das Maß von Doktor Morrens Geduld zum Ueberschäumen brachte.

„Was sagt Ihr da? — Ich wäre bezahlt? — Wiederholt das noch einmal, wenn Ihr die Courage dazu habt!"

Und seine eiserne Faust packte den Verleumder an der Schulter, als wenn er ihn zwischen den Fingern

zerdrücken wollte. Doch als sei mit dieser Berührung, die freilich fast einem Schlag gleichkam, eine Mauer niedergerissen worden, hinter der bis dahin all seine Leidenschaften gefangen gewesen, so schnellte Jens Olafson empor. Sein eben noch völlig gleichmütiges Gesicht färbte sich bis an die Haarwurzeln hinauf mit purpurnem Rot, seine Lippen und seine Nasenflügel zuckten und die unnatürlich vergrößerten Augen schienen aus ihren Höhlen hervor zu quellen. Mit einer blitzschnellen Bewegung war seine rechte Hand in die Brusttasche des Rockes getaucht, und als er nun den Arm zum Angriff gegen seinen Beleidiger erhob, fuhr zugleich ein unheimlich blinkender Gegenstand durch die Luft.

Aber er hatte nicht Zeit, den beabsichtigten Stoß gegen die Brust des Doktors zu führen. Sechs — acht schwarze Fäuste streckten sich gleichzeitig nach ihm aus und rissen ihn zurück, daß er unsanft gegen die Wand taumelte. Alle Bergleute waren aufgesprungen und ihr Gebahren ließ keinen Zweifel, auf wessen Seite sie sich zu stellen gedachten.

„Was fällt ihm ein? Ist er von Sinnen? Er will sich an Doktor Morren vergreifen?“ tönte es in halb erstaunten, halb zornigen Ausrufungen durcheinander, und die Leute drängten sich vor den Arzt, wie wenn sie eine lebendige Mauer zu seinem Schutz bilden wollten. Morren selbst aber stand ganz unbeweglich, auf seinen Krückstock gestützt, und seine hellen, durchbohrenden Augen gingen von einem zum andern.

„Das also sind eure neuen Freunde! Aufwiegler und Meuchelmörder! Nun, ihr mögt meinetwegen selber zusehen, wohin sie euch führen!“

Mit einer Geberde der Verachtung wandte er sich von ihnen ab. Die aufregende Scene war mit solcher Schnelligkeit vor sich gegangen, daß Baron Palma und seine Gattin wie von Entsetzen gelähmt auf ihren Plätzen geblieben waren, ohne an eine Flucht zu denken. Jetzt erst, als Doktor Morren den um den fremden Agitator zusammengedrängten Bergleuten den Rücken kehrte, wurde Thea von dem Verlangen erfaßt, diesen entsetzlichen Ort zu verlassen. Sie eilte zur Thür und Palma folgte ihr, ohne daß er jedoch vergessen hätte, zuvor ein Geldstück als Zahlung für den genossenen Wein auf den Tisch zu legen.

Draußen fiel der erste Blick der jungen Frau zu ihrer Ueberraschung auf die Equipage von Schloß Erla, die am Eingang des Dorfes hielt.

„Ich hatte Befehl gegeben, daß uns der Wagen folgen solle,“ sagte der Baron, ihrer Frage zuvorkommend, „und ich nehme an, daß Du den Wunsch haben wirst, jetzt nach Hause zurückzukehren.“

Diesmal widersprach ihm Thea allerdings nicht mehr und sie reichte dem Doktor, der wieder an ihrer Seite war, schweigend die Hand zum Abschied.

„Es war in der That nicht viel Unterhaltung bei dem Ausflug, Frau Baronin,“ meinte Morren, ihr blasses Gesicht betrachtend, mitleidig, „aber Sie hatten

nun einmal den Wunsch, die Verhältnisse der Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und Sie thaten wohl daran, da es ja doch Ihre nächsten Nachbarn sind. Nun werden Sie es vielleicht vorziehen, solcher unbequemen Nachbarschaft zu entfliehen."

„Nein, Herr Doktor! Ich werde mich vielmehr bemühen, das Vertrauen und die Freundschaft dieser armen Leute zu gewinnen. Und ich darf dabei auf Ihren Beistand rechnen, nicht wahr?"

„Wenn es Ihnen ernst ist, von ganzem Herzen!" rief er, und seine hellen blauen Augen leuchteten vor Freude. „Es ist nicht einmal schwer, wenn man eine kleine Portion aufrichtiger Menschenliebe im Herzen trägt und ein wenig Selbstverleugnung zu üben weiß!"

Baron Palma sagte nichts, doch als Thea bereits im Fond des Wagens Platz genommen hatte, wandte er sich an Morren mit der Frage:

„War Ihnen der Mensch, der hier die Grubenarbeiter aufzuhetzen scheint, bereits bekannt?"

„Ja, er reist seit acht Tagen im ganzen Kohlenrevier umher und hält überall revolutionäre Brandreden. Auf die Marie Christine hat er es allem Anschein nach ganz besonders abgesehen, und ich fürchte, er hat auch gerade hier das leichteste Spiel, denn die Gesellschaft ist verblendet genug, eben jetzt mit einem Löhnungstarif herauszukommen, bei dem auch die Fleißigsten und Nüchternsten nicht mehr ihre Rechnung finden können."

„Kennen Sie vielleicht auch den Namen dieses Agitators?“

„Wenn ich recht berichtet bin, ist er ein Norweger von Geburt und nennt sich Jens Olasson. Gibt es in der nächsten Zeit wirklich Unruhen, so haben wir sie keinem andern als diesem Satanskerl zu verdanken.“

„Ich denke, es wird nicht an Mitteln fehlen, solche Individuen unschädlich zu machen,“ sagte Baron Palma mit Nachdruck, „zumal wenn sie von der gefährlichen Art dieses Olasson sind. Auf Wiedersehen, Doktor Morren!“

Der weißhaarige Arzt setzte seinen Gang durch das Arbeiterdorf fort, während der elegante Landauer des Barons in der Richtung nach Schloß Erla davonrollte. Palma schien zu erwarten, daß Thea zuerst das Wort an ihn richten würde. Da es aber nicht geschah, sagte er nach einer Weile:

„So ist es wirklich Dein Entschluß, zu bleiben?“

„Gewiß! Könntest Du daran zweifeln?“

„Trotz der bedrohlichen Lage, in welcher wir uns befinden?“

„Glaubst Du, daß man Schloß Erla in Brand setzen werde? Haben wir nicht Dienerschaft genug, uns zu beschützen?“

„Eine Handvoll unzuverlässiger Leute! Sie würden angesichts der ersten wirklichen Gefahr in alle Winde geflohen sein.“

„Nun wohl! Ich aber glaube nicht an diese Gefahr! Die Arbeiter haben keine Ursache, uns zu hassen!“

„Sind ihre Leidenschaften erst entfesselt, so werden sie alles hassen, was sie nicht als ihresgleichen ansehen können."

„So mögen sie lernen, uns dafür anzusehen. An jenen Unglücklichen ist so viel gesündigt worden, daß jeder Besitzende in diesem Land sich als ihren Schuldner betrachten muß."

„Keiner von ihnen würde Dir die Aufrichtigkeit solcher Gesinnung glauben. Der Umstand, daß wir bessere Kleider tragen als sie, daß wir schmackhaftere Speisen essen und in weicheren Betten schlafen, wird immer hinreichend sein, sie trotz alledem zu unseren unversöhnlichen Feinden zu machen."

„Ist nicht ihre Anhänglichkeit an Doktor Morren ein Beweis vom Gegenteil? Er schont ihre Schwächen wahrlich nicht und doch sind sie, wie wir ja selbst gesehen haben, bereit, ihn mit ihrem eigenen Leben zu verteidigen."

„Allerdings — doch bist Du im Irrtum, wenn Du glaubst, daß es aus Dankbarkeit für seine ärztlichen Dienste geschähe oder dafür, daß fast alle seine kargen Einkünfte als Geschenke in ihre Häuser wandern. Niemals wird ein Armer denjenigen lieben, von dem er Almosen empfängt. Aber er hat noch etwas anderes für sie gethan als dies, und sein lahmes Bein hindert sie daran, es zu vergessen."

„Und was war es, das er gethan hat?"

„Vor fünfzehn Jahren stürzte infolge einer Entzündung schlagender Wetter ein Teil des Bergwerks

zusammen. Gegen fünfzig Menschen, Männer und Weiber, waren verschüttet, und man wußte nicht, ob sie umgekommen oder noch am Leben seien. Natürlich sollte alles versucht werden, was zu ihrer Rettung dienen konnte. Aber sie hatten sich an der entlegensten Stelle des Abbaus befunden, und da alle vorhanden gewesenen Zugänge mehr oder weniger zerstört waren, mußte ein neuer Stollen durch das harte Gestein gebohrt werden, um zu ihnen zu gelangen. Trotzdem man sich nun mit Bestimmtheit sagen konnte, daß auch diejenigen, welche nicht schon bei der Katastrophe erstickt oder erschlagen waren, längst verhungert sein mußten, bis man diesen Stollen vollendet habe, ging man doch zur Beruhigung der jammernden Weiber und Kinder mit verzweifeltem Eifer an das aussichtslose Werk. Da kam Doktor Morren und wies auf die Möglichkeit hin, durch einen alten, seit vielen Jahren nicht mehr benützten Einfahrtsschacht nahe an die unterirdische Unglücksstätte zu gelangen. Der Gedanke war nun freilich auch den Ingenieuren und Betriebsbeamten schon früher gekommen, aber sie hatten ihn wieder verwerfen müssen, denn der Schacht war halb verfallen; die darin angebrachten Leitern waren verfault und zerbrochen, und ein paar beherzte Männer, die in Tonnen hinabgelassen worden waren, hatten schon in geringer Tiefe das Zeichen zum Aufziehen geben müssen, weil zertrümmertes Gestein und Balkenwerk ein Weiterdringen scheinbar unmöglich machte und

weil aus den Wänden des Schachtes das Wasser überall wie in Kaskaden hervorstürzte. Sie waren halb tot gewesen, als sie oben ankamen, und nun fand sich keiner mehr bereit, das Wagnis zu wiederholen — keiner als Doktor Morren, der mit unbeugsamer Energie darauf bestand, den gefährlichen Weg anzutreten. Ich selber hielt mich damals vorübergehend auf Schloß Erla auf und ich befand mich mit meinem Vater auf der Unglücksstätte, als der Doktor zum erstenmal wieder heraufgezogen wurde, blutend, durchnäßt, doch mit freudeglänzendem Antlitz.

„‚Es geht!‘ rief er über die angstvoll zusammengedrängte Menge hinweg. ‚Man kann vom Schacht aus in einen unversehrten Seitengang gelangen!‘

„Und das Wort pflanzte sich von Mund zu Mund fort wie eine Jubelbotschaft. Die alten, erfahrenen Häuer, die Ingenieure und die Aufseher schämten sich, daß ein Unkundiger vollbracht hatte, was ihnen unmöglich erschienen war, und nun wollte jeder der erste sein, der es ihm nachthat. Gemeinsam mit dem ersten Betriebsbeamten fuhr Doktor Morren, der sich durch keine Vorstellung zurückhalten ließ, zum zweitenmal ein. Als sich dann erwiesen hatte, daß er die Wahrheit gesprochen, folgten andere nach, und von jenem alten Schacht aus wurden dann wirklich nach zweitägiger, rastloser Arbeit fünfunddreißig Lebende und dreizehn Tote zu Tage gefördert. Unter den ersten Verwundeten, die man heraufbrachte, war Doktor

Morren. Ein stürzendes Felsstück hatte ihm das Kniegelenk zerschmettert, und wenn auch seine starke Natur die Folgen der Verletzung überwand, ist er doch seither ein Krüppel geblieben. In den Augen der Bergleute aber war er allein der Erretter der Verunglückten, und die Geschichte von seiner heldenmütigen Aufopferung ging im ganzen Kohlenrevier von Mund zu Mund. Er wäre damals sicher ein weitberühmter Mann geworden, wenn er selber nicht sein Möglichstes gethan hätte, es zu verhindern. Besonders hier im Dorf ist kaum eine einzige Familie, die nicht durch den einen oder den andern ihrer Angehörigen an jener Katastrophe beteiligt gewesen wäre. Und darum haben sie sich allesamt nicht nur an des Doktors Grobheit und an sein barsches Wesen vollkommen gewöhnt, sondern sie sehen darin obendrein eine Aeußerung der Teilnahme und der Vertraulichkeit, die ihnen wohlthut, weil sie nicht an ihrer Echtheit zweifeln. Aber es dürfte für keinen von uns geraten sein, nach demselben Rezept zu verfahren, wenn er nicht zugleich jene Legitimation aufweisen kann, die sich Doktor Morren durch die Einsetzung seines Lebens und die Hingabe seiner Gesundheit erworben hat."

Es geschah seit langer Zeit zum erstenmal, daß sich die beiden Gatten über andere als vollkommen gleichgiltige Dinge unterhielten, und wenn es auch bei Palmas undurchdringlichem Gesicht sehr schwer war, die Vorgänge in seinem Innern zu erraten, so wollte es Thea

doch scheinen, als spräche er trotz seiner unverkennbaren körperlichen Hinfälligkeit mit wirklicher Wärme.

„Ich danke Dir für diese Mitteilungen!“ sagte sie. „Sie werden mich davor bewahren, künftig an den Rauheiten in Doktor Morrens Wesen Anstoß zu nehmen. Und ich hoffe, Du wirst damit einverstanden sein, daß wir bleiben. Wenn eine Gefahr dabei wäre, so würde uns der Doktor, der doch den Charakter der Leute am besten kennt, gewiß gewarnt haben. Nach allem, was ich heute gesehen und gehört habe, setze ich auf ihn ein unbegrenztes Vertrauen.“

„Weil er die Armen und Bedrückten wirklich liebt, hält er sie wohl für besser, als sie sind. Doch da Du fest entschlossen scheinst, werden wir natürlich bleiben.“

Es war immer dieselbe höfliche Nachgiebigkeit, eine Unterwerfung unter ihre Wünsche, welche Thea viel eher Unbehagen als Freude und Genugthuung bereitete. Er war ja durch ihre Einwendungen sichtlich durchaus nicht überzeugt; die Besorgnisse, von denen er erfüllt war, klangen vielmehr deutlich genug noch aus seinen letzten Worten, und dennoch verzichtete er darauf, von seinem Recht als Herr und Gebieter durch ein bestimmtes und entscheidendes Wort Gebrauch zu machen. Von einer Schwäche aus zärtlicher Liebe, wie sie sonst wohl unter jungen Eheleuten ganz natürlich sein mag, konnte bei der kühlen und zurückhaltenden Art ihres Verkehrs wahrlich nicht die Rede sein; und so hatte Thea in derartigen Situationen immer wieder die

Empfindung, daß er auf Grund irgend einer wohlerwogenen Berechnung handle, deren Ziele sie nicht begriff und die ihr gerade deshalb ein Gefühl der Furcht einflößten. Statt ihm für seine ritterliche Willfährigkeit zu danken, zog sie sich in scheuem Verstummen von ihm zurück, und gerade dasjenige, was sie einander hätte näher bringen sollen, trug nur dazu bei, die Kluft des Mißtrauens zu vertiefen, welche sie trennte.

Schweigend kehrten sie in das Schloß zurück und der Baron geleitete seine Gemahlin nur bis an die Thür ihres Boudoirs. Dann begab er sich unverweilt in sein Arbeitszimmer und entwarf die Depesche, in welcher er seinen Freund, den Minister des Innern, ersuchte, sofort die Verhaftung des anarchistischen Schriftstellers und Agitators Jens Olasson anzuordnen, der eben jetzt in den Dörfern der Grubenarbeiter von der Marie Christine sein Wesen treibe.

Siebenzehntes Kapitel.

Bernd von Tannhausen hatte die Folgen seiner leichten Verletzung rasch überwunden und die Voraussage des Stabsarztes war buchstäblich in Erfüllung gegangen. Am vierzehnten Tag nach dem Zweikampf konnte er sich als dienstfähig bei seinen Vorgesetzten melden und mit verdoppeltem Eifer nahm er jetzt seine auf eine so häßliche Weise unterbrochenen Arbeiten wieder auf. Von den Ursachen der Verwundung war zwischen den beiden Geschwistern nicht viel die Rede gewesen, denn Ilse hatte alle weiteren Fragen vermieden, nachdem ihr Bruder die erste derselben ausweichend und in merklicher Verlegenheit beantwortet hatte. Sie war ihm die liebevollste und aufmerksamste Pflegerin gewesen, und kaum jemals hatte sich das schöne und innige Verhältnis, welches zwischen ihnen bestand, ihrem eigenen Erkennen so herzerfreuend und beglückend offenbart als in diesen Tagen seines kurzen Krankenlagers.

Als wäre er nicht ihr Bruder, sondern ihr Gatte gewesen, so errötete Ilse vor Stolz und Freude, wenn Bernd die klaren Augen lächelnd zu ihr aufschlug und sie mit dankbarem Händedruck seine liebe kleine Hausfee und seinen ungeflügelten Schutzengel nannte. Dann scherzten sie so heiter und unbefangen mit einander, wie es während der letzten Wochen nur noch selten der Fall gewesen war, und der ernste Soldat konnte über irgend ein nichtiges, alltägliches Ereignis des häuslichen Lebens, das sie ihm mit drolliger Wichtigkeit erzählte, über ein neues Ungeschick des auf diesem Gebiet völlig unerschöpflichen Wudicke oder über die Schilderung eines Scharmützels zwischen ihm und Johanne laut und herzlich lachen, wie wenn es nicht ein einziges Wölkchen an seinem und seiner Schwester Lebenshimmel gebe. Aber diese Augenblicke sonniger Fröhlichkeit kamen doch nur, wenn sie beieinander waren, und sie wichen oft nur zu schnell um so tieferen Schatten, wenn jedes von ihnen sich allein und unbeobachtet wußte. Sie verbargen einander etwas, das sie schwer bedrückte, und es war beinahe, als suchten sie sich gegenseitig ihre Liebe und Zärtlichkeit um so herzlicher und unermüdlicher an den Tag zu legen, je weniger sich jeder von dem Vorwurf freizusprechen vermochte, insgeheim ein gegen den andern begangenes Unrecht auf dem Gewissen zu tragen. Und wieder wurde wie auf Verabredung der Name von Ilses Verlobtem fast niemals zwischen ihnen genannt, obwohl im Grund doch Veranlassung genug

dazu vorhanden gewesen wäre. Das Benehmen Falkenrodes war in der That von sehr befremdlicher Art. In den ersten Tagen nach Tannhausens Verwundung war er täglich, ja zuweilen mehrmals an einem Tag gekommen. Er hatte eine überaus lebhafte Teilnahme an dem Mißgeschick seines Freundes bekundet und war doch so unruhig, so zerstreut und reizbar gewesen, daß nur die natürliche Sanftmut und die tapfere Selbstbeherrschung seiner Verlobten eine Wiederholung heftiger Scenen und peinlicher Auseinandersetzungen verhindert hatten. Dabei verfiel er in seinem Aeußern zusehends mehr und mehr, so daß ihn Ilse immer wieder voll Besorgnis nach seiner Gesundheit fragte, wie ungeduldig und unfreundlich er solche Erkundigungen auch zurückzuweisen pflegte. Am sechsten Morgen aber — demselben Tag, an welchem Tannhausen zum erstenmal das Bett verließ — war statt des erwarteten Falkenrode nur ein flüchtig hingeworfenes Billet von seiner Hand gekommen, in welchem er, fast ohne ein Wort der Entschuldigung hinzuzufügen, von dringenden Arbeiten sprach, die ihn voraussichtlich einige Tage fernhalten würden.

Und seitdem war er nicht mehr wiedergekommen, obwohl die Tage allgemach zu Wochen wurden und obwohl die Geschwister vergebens auf eine briefliche Erklärung dieses seltsamen Verhaltens warteten. War es nun diese neue Vernachlässigung, welche Ilse mit Betrübnis erfüllte, oder hatte sie einen andern geheimen

Kummer, jedenfalls saß sie oft, wenn Bernd nicht daheim war, mit nachdenklicher, ja trauriger Miene stundenlang am Fenster des Wohnzimmers, die begonnene Handarbeit müßig im Schoß ruhen lassend und kaum ein Blatt des Buches umschlagend, in welchem sie zu lesen versucht.

Beinahe täglich kam die kleine Marie mit ihrem häßlichen Hund auf kürzere oder längere Zeit in die Wohnung des Premierlieutenants hinüber. Was sie dort so mächtig anzog und fesselte, war schwer zu ergründen, denn die Zutraulichkeit, welche sie am ersten Tag gegen Ilse an den Tag gelegt hatte, schien fast ganz geschwunden. Wie liebevoll und freundlich diese auch zu ihr sprechen mochte, sie antwortete kaum jemals anders als durch ein stummes Nicken oder Kopfschütteln, und von ihrem Platz im Winkel neben dem Ofen war sie überhaupt nicht hinweg zu locken. Dabei bemerkte Ilse oft, daß die großen, schwermütigen Augen des Kindes mit einem ganz seltsamen Ausdruck auf sie gerichtet waren. Es war, als ob es ihr etwas zu sagen wünsche, für das es ihm entweder an Mut oder an dem rechten Wort gebrach; aber allem Zureden gegenüber blieb es dann doch stumm wie ein Fisch.

So leisteten sie sich oft halbe Tage hindurch schweigend Gesellschaft, und erst, wenn draußen auf der Stiege ein schwerer, müder Schritt vernehmlich wurde, stand die Kleine auf und ging zur Thür, um dort zu warten, bis man sie hinauslassen würde. Sie

hatte ein merkwürdig feines Gehör für diesen Schritt. Sie wußte ihn von allen anderen zu unterscheiden und sie täuschte sich niemals in ihrer Voraussetzung, daß nun der Papa nach Hause gekommen sei.

Weil der Musiklehrer also nie mehr in die Notwendigkeit versetzt wurde, sein Töchterchen heimzuholen, hatte er auch die Schwelle des Herrn von Tannhausen nicht wieder überschritten. Nur ein einzigesmal war ihm Ilse auf der Treppe begegnet. Höflich grüßend war er beiseite getreten und während sie an ihm vorüberging, hatte Ilse wahrzunehmen geglaubt, daß er noch düsterer, noch verhärmter und gebeugter aussah als am Tag seines Einzugs in das Vorstadthaus. Aber er hatte keinen Versuch gemacht, sie anzureden, und ihre Bekanntschaft war auf jene kurze, durch Falkenrode so rasch beendete Unterhaltung beschränkt geblieben.

Heute zum erstenmal hatte die kleine Marie nicht mit ihrem struppigen Hund auf dem Treppenflur gestanden, um zaghaft an Tannhausens Thür zu klopfen, und Ilse hatte erst jetzt empfunden, wie sehr sie sich bereits an die stumme Gesellschaft des Kindes gewöhnt hatte und wie lieb ihr dieselbe geworden war. Immer wieder horchte sie aufmerksam hinaus, ob das schwache Pochen der zarten Fingerchen nicht dennoch vernehmlich werden wolle, und erst als die Dunkelheit des Abends hereingebrochen war, gab sie die Hoffnung auf, ihre kindliche Freundin noch an diesem Tag zu sehen.

Es war ihr heute recht einsam in ihrem traulichen

Heim, denn Tannhausen war durch seine Dienstpflicht zu einer zweitägigen Reise genötigt worden und Falkenrode hatte auch heute nichts von sich hören lassen.

Lange hatte Ilse, in Gedanken verloren, auf ihrem Platz am Fenster gesessen. Da schreckte sie der helle Schlag der Wanduhr auf und nun erst gewahrte sie, daß es um sie her bereits ganz finster geworden war. Man hatte vergessen, ihr die Lampe zu bringen, und das setzte sie ein wenig in Erstaunen, denn es war eine Unpünktlichkeit, deren sich der pflichtgetreue Wudicke während der ganzen Dauer seines Dienstes noch niemals schuldig gemacht hatte. Ilse drückte auf die Glocke, und nun kam der stampfende Schritt des Burschen, vom Bewußtsein der begangenen Nachlässigkeit beflügelt, über den Korridor daher. Der Schirm der Lampe beschattete sein Gesicht und Ilse sah auch nur flüchtig nach ihm hin. Als er aber den Versuch machte, eine Entschuldigung vorzubringen, verlor sich seine Stimme in ein so merkwürdig unverständliches Gemurmel, daß die junge Dame doch aufmerksam wurde.

„Ist Ihnen etwas geschehen, Wudicke?“ fragte sie. „Befinden Sie sich nicht wohl?“

Er machte sich noch immer mit der Lampe zu schaffen, und ehe er sich dann aufrichtete, wischte er mit dem Aermel der Drillichjacke über die Augen, als ob sie von dem hellen Licht geblendet wären.

„Zu Befehl — ja, gnädiges Fräulein!“ antwortete er unter wiederholtem Schlucken. „Es ist auch nicht

wegen mir, daß ich die Lampe vergessen habe, es ist nur wegen — wegen dem kleinen Mariechen."

Dabei zuckten die Winkel seines breiten Mundes bedenklich nach unten. Sein rundes Gesicht sah unbeschreiblich komisch aus, wie er sich krampfhaft bemühte, die Thränen zu verbeißen; aber Ilse dachte gar nicht daran, über ihn zu lachen. War sie doch so heftig erschrocken, daß ihr die Kniee zitterten.

„Wegen der kleinen Marie — sagen Sie? — Mein Gott, sie war heute nicht hier — was ist es mit ihr?"

„Sie ist in der letzten Nacht krank geworden und der alte Sadrach — ich bitte um Entschuldigung — die Frau Eigler sagt, der Doktor sagt — hätte gesagt — sie wird wohl sterben müssen — hätte er gesagt."

Sein rotes Gesicht wurde noch dunkler von der Anstrengung, die es ihn kostete, seinen eigenen Jammer über diese Neuigkeit notdürftig zu verbergen. Doch er brauchte sich vor der jungen Herrin seines Mitgefühls wahrlich nicht zu schämen, denn er sah wohl, daß sie selbst auf das tiefste erschüttert sei.

„Sterben?" wiederholte sie. „O nein, das kann der Himmel nicht wollen!" Sie sah das liebliche, blondlockige Kinderköpfchen vor sich und die großen, schwermütigen Augen, die immer wie in banger Frage zu ihr aufzublicken pflegten — und sie sah im Geist auch das blasse, gramdurchfurchte Antlitz des Mannes, auf dessen müden Schritt die Kleine sonst in so gespannter Erwartung gelauscht hatte. Ohne daß mehr als zwanzig Worte

zwischen ihnen gewechselt worden waren, wußte Ilse doch, daß dieses Mannes Herz mit abgöttischer Liebe an dem Kind hing, und ihre Brust wurde von dem Weh eines namenlosen Mitleids zusammengeschnürt. Wie unglücklich mußte er sein und wie gering erschienen ihr mit einemmal all ihre eigenen Kümmernisse und Sorgen im Vergleich zu dem herzzerschneidenden Leid, mit dem jener einsame Mann jetzt vielleicht am Sterbelager seines einzigen Kindes rang!

„Das kann der Himmel nicht wollen!“ sagte sie noch einmal. „Sie müssen die Frau mißverstanden haben, Wudicke, das Kind war ja gestern noch ganz gesund. Aber Sie müssen unter allen Umständen gleich hinüber gehen und in meinem Namen fragen — doch nein, bleiben Sie hier! — Ich selber werde gehen!“ Und ohne Besinnen eilte sie hinaus. Leise und behutsam klopfte sie an die Thür der gegenüber liegenden Wohnung, geduldig wartend, bis das schwache Geräusch drinnen vernommen werden würde.

Langsam schlurfte endlich ein gemächlicher Schritt heran. Ilse sah den kropfigen Hals der Wirtschafterin vor sich und ihr widerwärtiges, rohes Gesicht.

„Ich höre, daß die kleine Marie krank sei,“ sagte sie, „und ich komme, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Es geht doch hoffentlich bereits besser?“

„Ach so, Sie sind die Dame von drüben!“ lautete die mürrische Entgegnung. „Na, wie soll es gehen — schlecht geht es natürlich! Sie phantasirt in einem

fort und besonders von Ihnen. Sie muß Ihnen ja sehr zugethan sein; aber jetzt werden Sie natürlich nicht hinein gehen wollen, denn es ist ansteckend."

„O, ich fürchte mich durchaus nicht, und wenn der Vater des Kindes es gestattet —"

„Ach, der!" machte die Frau mit einem geringschätzigen Achselzucken. „Der weiß ja überhaupt kaum noch, was um ihn herum passirt."

Rücksichtslos und geräuschvoll stieß sie die Thür auf, die in eines der Vorderzimmer führte. Die schwache, künstlich gedämpfte Helligkeit einer Krankenstube erfüllte das kleine Gemach. Ilse sah das zierliche Kinderbettchen vor sich und das zarte, blasse Gesicht, das in seiner lieblichen Umrahmung wirrer blonder Löckchen weiß und durchsichtig auf den weißen Kissen ruhte. Die Veränderung, welche während der letzten vierundzwanzig Stunden in dem Aussehen des Kindes vorgegangen war, hatte allerdings etwas Erschreckendes, und in diesem Moment, wo die langen Wimpern der geschlossenen Augen ihre Schatten auf die bleichen, abgezehrten Wangen warfen, schien es der zum Tod bestürzten Ilse beinahe, als sei die schreckliche Prophezeiung des Doktors bereits in Erfüllung gegangen.

„Mariechen — mein herziger Liebling!" flüsterte sie, neben dem kleinen Lager in die Kniee sinkend, und ihre Stimme zitterte vor Betrübnis und innigster Teilnahme. Als hätte es den Klang dieser Stimme selbst in seinen schweren Fieberträumen erkannt, wandte

das Kind sein Köpfchen und schlug langsam die Augen auf. Die farblosen Lippen bewegten sich, und leise wie ein Hauch drang es zwischen ihnen hervor:

„Liebe Tante Ilse!“

Da regte sich's auch im dunklen Hintergrund des Gemachs und die hoch gewachsene Gestalt des Musiklehrers trat an Ilses Seite. Er beugte sich tief über die Kleine herab, er strich mit zitternder Hand sanft über ihre heiße Stirn und fragte in einem Ton, der um so ergreifender klang, je mehr sich der Sprechende bemühte, dem kranken Kind heiter zu erscheinen:

„Marie — mein Kind — mein Kleinod — erkennst Du mich denn jetzt?“

Und die großen, schwermütigen Augen wandten sich ihm zu, wie der schwache Abglanz eines Lächelns glitt es über die schmerzlich gespannten Züge.

„Papa!“ hauchte die Kleine, dann drehte sie sich wieder zur Seite und die feinen Schatten der langen Wimpern lagen von neuem auf den blassen Wangen.

Ilse hatte sich aufgerichtet. Sie fühlte erst jetzt, wie seltsam dem fremden Mann ihr unangemeldetes Eintreten und ihr von der ersten, mächtigen Bewegung eingegebenes Benehmen erscheinen mußten.

„Ich habe um Verzeihung zu bitten, Herr Doktor,“ sagte sie befangen; „nur meine herzliche Zuneigung für Mariechen kann mein Eindringen entschuldigen.“

Helmer strich sich das Haar aus der Stirn und sah sie an, als ob er erst seine Gedanken sammeln

müsse, um den Sinn ihrer Worte zu verstehen. Auch wenn sie nie zuvor seinen Verkehr mit dem Kind beobachtet hätte, würde Ilse jetzt in seinen Mienen gelesen haben, wie namenlos unglücklich er war.

„Was soll ich Ihnen verzeihen, mein Fräulein?“ erwiderte er endlich. „Immer und immer wieder hat mein armes Kind in seinen Fieberträumen nach Ihnen verlangt, und dreimal schon bin ich in meiner Verzweiflung bis an die Thür Ihrer Wohnung geeilt in der Absicht, Sie um einen kurzen Besuch zu bitten. Aber ehe ich die Glocke ziehen konnte, fiel es mir jedesmal ein, daß die Möglichkeit einer Ansteckung bei Mariens Krankheit nicht ausgeschlossen ist, und dann entsank mir natürlich der Mut. Nun sind Sie aus eigenem Antrieb gekommen und Sie haben ja gesehen, welch ein Wunder Ihr Erscheinen bewirkte. Bisher hatte das Kind keinen erkannt, der in seine Nähe gekommen war, auch mich nicht, obwohl ich hier seit sechzehn Stunden auf diesen Augenblick gewartet. Nun sagen Sie selbst, mein Fräulein: Was habe ich Ihnen zu verzeihen?“

Wenn er sie in hundert klangvollen Redensarten seiner Erkenntlichkeit versichert hätte, so hätte seine tief innige Dankbarkeit darin nicht rührender zum Ausdruck gelangen können als in diesen einfachen Worten. Unwillkürlich mußte Ilse die theatralische Redeweise Falkenrodes mit der seinigen vergleichen und dann errötete sie über diese seltsame Wendung ihrer Gedanken,

als hätte der Fremde ihr dieselben vom Gesicht ablesen können.

„Ich erfuhr erst soeben von der Erkrankung Ihres Töchterchens,“ sagte sie leise, „und ich erschrak darüber um so mehr, als das Kind mich gestern abend anscheinend in gutem Wohlsein verlassen hatte. Ist es denn wirklich so ernst?“

Der Musiklehrer preßte die Lippen zusammen und wandte das Gesicht hinweg. Erst nach sekundenlangem Schweigen gab er zurück:

„Ein typhöses Fieber, wie der Arzt sagt! Er meint mir wenig Hoffnung geben zu können.“

Seine Schultern bebten. Auch Ilse fühlte, daß ihr die Thränen heiß in die Augen stiegen, und sie zürnte sich selbst, weil ihr kein Wort des Trostes und der Ermutigung einfallen wollte für den Verzweifelnden, der um den Verlust seines köstlichsten, seines einzigen Besitztums bangte. Nur um ihm nicht teilnahmlos zu erscheinen, sagte sie endlich:

„Sie werden eine Wärterin annehmen müssen oder Sie haben es gewiß bereits gethan.“

Er schüttelte den Kopf.

„Der Arzt hat mir die Adressen mehrerer Krankenpflegerinnen gegeben, aber es ist, als ob sich alles gegen mich verschworen hätte. Ich habe meine Haushälterin zu jeder von ihnen geschickt und von jeder ist sie unverrichteter Dinge wieder gekommen. Meinen eigenen Bemühungen möchte es wohl gelingen, eine

Wärterin zu finden, aber ich kann das Kind nicht verlassen — es ist unmöglich, auch wenn ich selber die Kraft fände, mich von ihm loszureißen."

„Warum auch dann, Herr Doktor?"

„Ich begehe vielleicht ein Unrecht gegen die Frau, wenn ich es Ihnen sage, aber Sie sollen mich auch nicht für einen gewissenlosen Vater halten. Es scheint, als ob Mariechen in ihren Fieberphantasien in meiner Haushälterin etwas Feindseliges und Beängstigendes erblickte. Sie gerät jedesmal in die heftigste Aufregung, wenn Frau Eigler ihrem Bettchen nahe kommt, und ich habe doch niemand, dessen Obhut ich sie während meiner Abwesenheit anvertrauen könnte, als diese."

„So lassen Sie mich bei der Kleinen bleiben, Herr Doktor, bis Sie eine geeignete Pflegerin gefunden haben. Sie bedürfen einer solchen unbedingt!"

Er kehrte ihr sein Gesicht wieder zu. Ueberraschung, Freude und tiefe Bewegung spiegelten sich in seinen Augen.

„O, mein Fräulein — das kann Ihr Ernst nicht sein!"

„Gewiß! Marie ist ja meine kleine Freundin, und es wäre eine schlechte Freundschaft, die nicht einmal die erste Probe bestände!"

„Aber die Gefahr für Sie selbst? — Nein, nein, ich darf nicht daran denken, Ihre selbstvergessene Güte so zu mißbrauchen."

„Ich habe mir einmal sagen lassen, daß die Ansteckungsgefahr nur für diejenigen vorhanden sei, die sich vor ihr fürchten. Nun wohl, ich fürchte mich nicht im mindesten!“

Helmer zauderte noch. Es war, als suche er nach einem Wort, welches die ganze Tiefe seines Dankes erschöpfen sollte, aber die Sprache hatte keinen Ausdruck, der auch nur schwach hätte wiedergeben können, was er empfand.

„Ich gehe!“ sagte er endlich. „Solche Hochherzigkeit zurückzuweisen, hieße sie nicht verstehen! Ich gehe — und nehme ein Gefühl tiefster Beschämung mit mir, daß ich noch vor einer Viertelstunde an Gott und den Menschen verzweifeln konnte!“

Abschied nehmend beugte er sich über das Lager des Kindes. Seinem Zögern und der Langsamkeit seines Schrittes, als er der Thür zuging, war es wohl anzumerken, mit wie unzerreißbaren Ketten sein Herz an dies kleine Bett gefesselt war. Als er seine Hand schon auf den Thürgriff gelegt hatte, wandte er sich noch einmal mit erstickter Stimme an Ilse:

„Ich mache mich auf den Weg — und ich bin gewiß, daß sie nicht sterben wird, so lange sie unter Ihrem Schutz ist.“

Das junge Mädchen lauschte seinem rasch auf der Stiege verhallenden Schritt, dann wandte sie all ihre Aufmerksamkeit dem Kind zu, das jetzt wieder unruhig

wurde, und ohne die Augen zu öffnen, leise vor sich hin zu sprechen begann. Es war unmöglich, den Sinn der hastigen, abgerissenen und kaum vernehmlich hingehauchten Worte zu verstehen, aber es mußten schreckliche, beängstigende Vorstellungen sein, welche das arme kleine Wesen quälten, denn sein blasses Gesichtchen verzog sich schmerzlich und einmal hörte Ilse es ganz deutlich sagen:

„Nicht den Schrups — lieber mich totschlagen — lieber mich!“

Sie legte ihre weiche, kühle Hand sanft auf die Stirn des fiebernden Kindes, und es schien, als ob dasselbe dadurch einigermaßen beruhigt werde. Dann stand sie leise auf, um auf den Knopf der elektrischen Glocke zu drücken, deren Anbringung man selbst in den Vorstadthäusern nicht vergißt. Es währte eine geraume Zeit, bis Frau Eigler erschien, und ihr Gesicht hatte seinen impertinentesten Ausdruck, als sie fragte: „Sollte mir das gelten? Haben Sie etwa nach mir geklingelt?“

Ilse war nicht mehr im stande, ihren Widerwillen gegen dies abscheuliche Weib zu bezwingen.

„Allerdings!“ sagte sie streng. „Ich wünschte, von Ihnen zu erfahren, ob der Arzt nicht die Anwendung von kühlenden Umschlägen verordnet hat.“

„Ja! Ich habe mir auch beinahe die Füße abgelaufen. Aber in dieser armseligen Gegend ist ja kein Eis aufzutreiben.“

„Das ist eine Lüge! Rufen Sie den Burschen meines Bruders!"

Die kleinen Augen der Frau Eigler öffneten sich weit. Ihr Gesicht verzerrte sich vor Wut zu einer widerwärtigen Grimasse.

„Bin ich Ihr Dienstbote?" fragte sie unverschämt zurück. „Seit wann haben Sie denn hier zu befehlen?"

Die rauhen Baßtöne der gefürchteten Stimme ließen die kleine Marie heftig zusammenfahren.

„Nicht herkommen!" wimmerte sie. „Laß sie nicht hereinkommen, liebe Tante Ilse!"

Nur mit Mühe gelang es diesmal Ilses liebevollem Zuspruch, die Erregung des Kindes zu beschwichtigen. Dann aber erhob sie sich und trat mit gebieterisch aufgerichtetem Haupt vor die Wirtschafterin hin. So leise sie sprach, so nachdrücklich und voll so vornehmen Stolzes war doch jedes ihrer Worte:

„Ja, ich habe hier zu befehlen kraft des Rechtes, das mir die Sorge um das Leben dieses Kindes gibt! Und ich werde wahrlich nicht dulden, daß ihm aus Ihrer Gleichgiltigkeit ein Schaden erwachse. Auf der Stelle werden Sie den Burschen meines Bruders rufen — ohne Zaudern — und ohne ein Wort des Widerspruchs!"

Verblüfft ließ das Weib die in die Hüften gestemmten Arme sinken und unwillkürlich schlug sie vor

dem gebieterischen Blick der jungen Dame die Augen nieder. Sie hatte wirklich nicht mehr den Mut, mit einer neuen Unverschämtheit zu antworten, und kaum zwei Minuten später erschien Wudickes ehrliches Gesicht in der behutsam geöffneten Thür. Er empfing seinen Auftrag und stampfte davon, wie wenn es gälte, durch die Entfaltung der höchsten Geschwindigkeit sein eigenes Leben zu retten. Als er zurückkehrte, rann ihm trotz seiner leichten Kleidung und trotz des rauhen Winterwetters, welches draußen herrschte, der Schweiß in großen Tropfen über das Gesicht. Er brachte eine große Schüssel voll kristallklaren Eises, und bei seiner großen Eilfertigkeit war es ihm wohl zu verzeihen, daß er Frau Eigler, die ihm in widerwilliger Langsamkeit die Thür geöffnet hatte, mit dem Ellenbogen recht unsanft beiseite stieß.

„Ich danke Ihnen, Wudicke," sagte Ilse freundlich, „aber es ist möglich, daß ich Sie noch weiter brauche, und Sie müssen darum in der Nähe bleiben. Am besten ist es wohl, wenn Sie sich hier auf dem Gang niederlassen."

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein!" flüsterte er. „Ach, du grundgütiger Gott, wie sieht das arme kleine Engelchen aus — es ist wahrhaftig, daß man weinen könnte! Ich will draußen warten, und wenn es auch die ganze Nacht dauert. Das macht mich gar nichts nicht aus! Und wenn es was für Mariechen

zu besorgen gibt, so schnell wie ich schafft es doch keiner!"

„Das wird ja immer schöner! Jetzt kriegen wir gar schon einen Ehrenposten!" knurrte Frau Eigler, während sie sich voll heißen Ingrimms in ihre Küche zurückzog; aber sie hütete sich weislich, in die Nähe dieses Postens zu kommen, denn sie wußte sehr wohl, daß noch kein König eine treuere und unbestechlichere Schildwache gehabt habe als das arme, kleine, sterbenskranke Kind.

Die von Ilse angewandten kühlen Kompressen waren unverkennbar von wohlthuender Wirkung. Das beängstigende Phantasiren hörte auf, und es hatte den Anschein, als ob die fieberhafte Bewußtlosigkeit einem wirklichen Schlummer gewichen sei. So verging nahezu eine Stunde bis zu Helmers Heimkehr. Er war vom Regen durchnäßt, erschöpft und abgehetzt — aber er kam allein.

Nachdem er sich durch einen raschen, angstvollen Blick auf das kranke Kind und auf das Antlitz der lieblichen Samariterin überzeugt hatte, daß keine der schrecklichen Befürchtungen, mit denen seine erregte Phantasie ihn draußen in der abendlichen Dunkelheit der Straßen unaufhörlich gepeinigt, zur Wirklichkeit geworden sei, sank er, völlig gebrochen, auf einen Stuhl.

„Nichts!" stöhnte er. „Nichts! Das Unglück ist hinter mir wie mein Schatten! Ich bin in der Stadt

umher geirrt gleich einem Unsinnigen, von einem zum andern geschickt und überall mit derselben trostlosen Auskunft zurückgewiesen. Alles, was ich erlangen konnte, war die Zusage einer Wärterin, morgen abend zu kommen — vorausgesetzt, daß bis dahin der schwer kranke Patient gestorben sei, den sie gegenwärtig zu pflegen hat. So muß ich denn hier sitzen und wie ein Verbrecher voll heißer Sehnsucht warten, daß mir zu liebe ein anderer sterbe."

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken, dann sprang er wieder auf, kniete an der Seite des Bettes nieder und drückte sein zuckendes Gesicht in die Kissen. Er bemerkte nicht, daß Mariechen dadurch unruhig wurde und daß die kleinen, mageren Hände angstvoll umher tasteten, bis Ilse sie zärtlich in die ihrigen genommen hatte. So sah Helmer die beiden, als er sich wieder aufrichtete, und jetzt erinnerte er sich, daß er der fremden Dame höflichere Rücksichten schuldig sei.

„Haben Sie Nachsicht mit meiner Fassungslosigkeit!" bat er. „Ein Mann, der sich so darnieder werfen läßt, mag Ihnen kläglich genug erscheinen. Aber dies Kind — ich habe nichts weiter auf der Welt! — Und nun — nehmen Sie noch einmal meinen Dank! Möge Ihnen vergolten werden, was Sie hier gethan!"

„Sie schicken mich fort?"

„Es ist spät, mein Fräulein! Die Ihrigen werden Ihnen bereits zürnen."

„Und wer soll bei der Kleinen wachen? Ihre

Wirtschafterin darf jedenfalls die Schwelle des Krankenzimmers nicht mehr überschreiten."

„Sie würde sich auch schwerlich zu einer solchen Nachtwache bereit finden. Aber nun bin ich selbst ja wieder da und ich hoffe, die Liebe wird mich geschickt machen zu den Verrichtungen einer Wärterin, die ich nicht verstehe."

Zweifelnd schüttelte Ilse den Kopf. „Sie würden sich aufreiben, ohne der armen kleinen Patientin zu nützen. Für solche Dienste bedarf es weiblicher Hände."

„Ich habe das niemals deutlicher empfunden, als seitdem ich gesehen, was die Ihrigen vermochten. Aber Mariens Mutter liegt längst unter der Erde, und ich habe keine Anverwandten, die mir so heroische Opfer bringen könnten. Es müßte ein Engel vom Himmel herniedersteigen, um mir zu helfen."

„Nein, dessen bedarf es nicht! Mit Ihrer Erlaubnis werde ich bleiben."

„Sie, mein Fräulein, Sie? Während der Nacht?"

„Das Kind nennt mich seine Tante. Lassen Sie uns für die Dauer dieser wenigen Stunden glauben, daß ich es wirklich sei."

Das war mit so ruhiger Einfachheit und zugleich mit so viel Bestimmtheit gesprochen, als wünsche sie jede Einwendung und jeden Widerspruch damit abzuschneiden. Und der Musiklehrer mußte diese Absicht verstanden haben, denn er machte in der That keinen weiteren Versuch, ihr zu widersprechen. Aber ehe sie

ihn durch ein Wort oder durch eine abwehrende Bewegung daran hatte hindern können, war er vor ihr niedergesunken und hatte seine Lippen auf ihr Gewand gedrückt. Mit glühenden Wangen stand Ilse auf und that einen Schritt gegen die Thür.

„Nur müssen Sie gestatten, daß der Bursche meines Bruders uns Gesellschaft leiste. Er ist ein guter Mensch, der mit Freuden die Ruhe einer Nacht für seinen kleinen Schützling darangeben wird.“ Und Wudicke war in der That mit der ganzen Wärme seines biederen Herzens dazu bereit. Steif wie eine Bildsäule setzte er sich auf einen Stuhl neben der Thür. Der zottige Schrups, der bis dahin regungslos am Fußende des Kinderbettes gelegen hatte, kam schweifwedelnd auf ihn zu und sprang auf seinen Schoß. Er hatte vom ersten Tag ihrer Bekanntschaft an die Anhänglichkeit Mariechens für den ungeschlachten Füsilier geteilt.

Mit bleischwerer Langsamkeit schlichen die Viertelstunden dahin — mit jener Langsamkeit, die keiner kennt, der nicht in stiller Nacht am Krankenlager eines geliebten Wesens gesessen hat, um heißen Auges und klopfenden Herzens auf jeden Atemzug und jede Bewegung zu lauschen. Draußen auf den Straßen war allgemach auch die letzte Lebensäußerung der Großstadt verstummt. Das Rasseln irgend einer vereinzelten Nachtdroschke war in dem tiefen Schweigen minutenlang zu vernehmen, bis es allmälich in der Ferne erstarb. Spärlich schlugen schwere Regentropfen gegen

die Fensterscheiben und zuweilen ließ ein stärkerer Windstoß dieselben mit leisem Klirren erzittern.

Helmer hatte seinen Platz so gewählt, daß er das Kind im Auge behalten konnte, ohne doch Ilse durch allzu große Nähe lästig zu fallen. Er war zum Tode erschöpft, aber seine brennenden Augen schlossen sich dennoch nicht zu kurzem Schlummer. Es ist nicht schwer, sich wach zu erhalten, wenn man von einer Sorge verzehrt wird, wie es die seinige war. Und auch Ilse fühlte kaum eine Anwandlung von Müdigkeit. Sie erneuerte mit sorgsamer Regelmäßigkeit die kühlen Kompressen, sie flößte dem Kind mit zarter Geschicklichkeit einige Tropfen der fieberbekämpfenden Arzneimischung ein und sie sprach ihm mit ihrer weichen Stimme mütterlich liebevoll und beschwichtigend zu, wenn es in wiederkehrender Beängstigung leise zu phantasiren und zu jammern begann.

Auf seinem Stuhl neben der Thür aber focht Wudicke einen heldenmütigen Kampf mit dem starken Gott des Schlummers, der immer erneute Versuche machte, ihn ganz in seine Gewalt zu bringen. Anfänglich hatte er sich dadurch, daß er den Hund auf seinem Schoß streichelte und sich im Geist die zehn Gebote nebst den drei Glaubensartikeln vorsagte, leidlich munter erhalten. Allgemach aber war sein Haupt mehr und mehr zur Seite gesunken, die schweren Augenlider waren ihm zugefallen und er würde in drohende Gefahr geraten sein, auf seinem unbequemen

Sitz das Gleichgewicht zu verlieren, wenn ihn nicht die Berührung eines kalten, feuchten Gegenstandes, der sich sanft gegen seine Hand drückte und der nichts anderes war als die Nase des zottigen Schrups, aus dem süßen Halbschlummer wieder emporgeschreckt hätte. Dann rieb er sich die Augen, schalt sich im stillen mit dem Lieblingsausdruck seines letzten Unteroffiziers eine „dämliche Nachtmütze" und begann seinen Kampf von neuem, ohne doch erfolgreicher zu sein als vorher. Aber wie oft sich dies Spiel auch wiederholen mochte und wie wenig behaglich es für den armen Wudicke war, es machte ihn doch nicht unwillig und verdrießlich. Er brauchte ja nur sein gnädiges Fräulein anzusehen, um zu lernen, wie man geduldig und freudig die Pein einer solchen Nachtwache ertrüge.

Gegen ein Uhr morgens begann sich der Zustand des kranken Kindes plötzlich zu verschlimmern. Die Fieberdelirien traten von neuem auf, und diesmal hatten Ilses Besänftigungsversuche nicht den früheren Erfolg. Von entsetzlichen Vorstellungen gequält, schrie die Kleine laut auf und wiederholte in wimmernden Tönen einmal über das andere: „Ich will es ja ganz gewiß niemals sagen — nur den Schrups nicht totschlagen — nur nicht den Schrups!"

Auch das bleiche Gesichtchen schien von Sekunde zu Sekunde mehr zu verfallen. Es war, als seien die letzten Augenblicke dieses kurzen, freudlosen Menschendaseins nicht mehr allzu fern. Der Musiklehrer ertrug

es nicht länger, still auf seinem Platz zu verharren, und die Verzweiflung, welche er bis dahin mit fast übermenschlicher Kraft niedergehalten hatte, brach nun, wo auch die letzten Hoffnungen zu schwinden schienen, um so heftiger aus. Mit gerungenen Händen stürmte er in dem kleinen Gemach auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor einem der kunstvoll gearbeiteten Schränkchen stehen, die so seltsam mit den rot überstrichenen Bettstellen kontrastirten, öffnete die verschlossene Thür und riß ein Paket beschriebener Papiere heraus, das auf einem Stoß von Notenmanuskripten gelegen.

„Euch habe ich Elender mein Leben zum Opfer gebracht," sagte er finster, in seinem namenlosen Leid die Anwesenheit der Fremden offenbar völlig vergessend, „und um euretwillen mußte mein Kind entbehren, was es doch mit dem heiligsten Recht von mir fordern durfte! Wer sagt mir denn, daß es nicht stirbt, weil ich meine Liebe geteilt habe zwischen ihm und euch? O, Fluch über euch und Fluch über meine wahnwitzigen Träume von Ruhm und Erfolg! Sei barmherzig, Gott im Himmel, und laß mir dies Kind! — Nur dies Kind laß mich behalten — und ich will ohne Murren alles dahingeben, was mir noch teuer gewesen ist außer ihm! Euch zuerst, ihr unseligen Hirngespinnste und Phantasien, über denen ich um einer künftigen Größe willen gebrütet und gegrübelt, während mein Kind vielleicht einsam im Winkel saß und nach einem liebenden Herzen bangte! Ins Feuer mit euch,

daß ich euch nie mehr sehe! Ich will freudig in der Armut und im Dunkel bleiben mein Leben lang, wenn du mir das Kind nicht nehmen willst, großer, allgütiger, allbarmherziger Gott!“

Schwere Thränen rannen über seine Wangen. Das Papier knisterte in seinen zitternden Händen, aber mit dem trotzigen Entschluß der Verzweiflung stieß er die Thür des Ofens auf, in welchem noch mit weißlicher Glut ein Kohlenhäufchen glimmte. Ein Augenblick noch und die leichten Blätter wären von lodernden Flammen in den Mantel der Vernichtung eingehüllt worden. In dem Moment aber, da der Musiklehrer sich niederbeugte, um sein Vorhaben auszuführen, legte sich sanft eine hindernde Hand auf seinen schon ausgestreckten Arm.

„Thun Sie nicht, Herr Doktor, was Sie reuen würde!“ klang Ilses weiche Stimme eindringlich und bittend. „Der Himmel wird sich mit solchen Opfern nichts abringen lassen, und noch dürfen wir ja hoffen, daß er das Härteste nicht beschlossen habe!“

Er wandte sich nach ihr um, ihre Augen begegneten sich, und mehr noch in dem Ausdruck dieser schönen, sanften Augen als in ihren freundlich mahnenden Worten mußte etwas wundersam Sänftigendes und Tröstendes für den Musiklehrer gewesen sein.

„Wie gut Sie sind!“ sagte er leise. „Und Sie haben wirklich noch eine Hoffnung?“

„Ja, ich hoffe wieder, denn auch die Heftigkeit dieses neuen Anfalls scheint jetzt gebrochen.“

Helmer legte das Manuskript beiseite, und Ilse ließ es geschehen, daß er ihre Hand ergriff und sich tief herab beugte, um dieselbe zu küssen. Dann kehrten sie beide an das Krankenbett zurück, und jetzt setzte sich Helmer ihr gegenüber an die andere Seite desselben. Er fürchtete nicht mehr, ihr durch seine Nähe lästig zu fallen. Es war, als habe dieser Zwischenfall ein unsichtbares Band zwischen ihnen geknüpft, als seien sie einander nicht mehr fremd, sondern seit undenklichen Zeiten auf das innigste befreundet. Und auch die starre Verzweiflung in seinen gramvollen Zügen löste sich immer mehr, je länger sie so die Bitterkeiten dieser unendlich langen Nacht gemeinsam ertrugen. Von Zeit zu Zeit tauschten sie im vorsichtigsten Flüsterton kurze Bemerkungen aus, die sich auf ihre Beobachtungen an dem scheinbar schlummernden Kind bezogen. Der feierliche Ernst des Kampfes zwischen Leben und Vernichtung, dessen ohnmächtige Zeugen sie hier sein mußten, hatte alle Befangenheit verscheucht, die vorhin noch zwischen ihnen bestanden. Keines von ihnen hatte eine klare Vorstellung von der Seltsamkeit der ungewöhnlichen Situation, in welcher sie sich befanden. Ilse dachte wohl einmal flüchtig daran, was ihr Bruder sagen würde, wenn er von ihrem heutigen Beginnen Kenntnis erhielt, aber sie gab sich darum keiner Sorge hin, denn er konnte es ja unmöglich für ein strafwürdiges Unrecht halten, was sie da gethan. Und Falkenrode? Würde er ihr zürnen? Hatte er denn

überhaupt noch ein Recht dazu, nachdem seine eigene Handlungsweise nur zu sehr den Verdacht rechtfertigte, daß er aufgehört habe, ihr Thun und Lassen mit der Teilnahme aufrichtiger Liebe zu verfolgen? Ilse war fast erstaunt, daß ihr der Gedanke an die Vernachlässigung, deren er sich gegen sie schuldig gemacht, in dieser Nacht kaum noch eine Empfindung des Schmerzes und der Bitterkeit wachrief — ja, daß es bei diesem Gedanken ihr Herz fast wie ein Gefühl hoffnungsvoller Erleichterung beschlich. Und die Aufgabe, welche sie hier zu erfüllen hatte, ließ ihr überdies nicht viel Zeit zu Erwägungen solcher Art. Immer wieder war es ja die kleine Marie, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und zuweilen, wenn es wieder wie angstvolles Stöhnen zwischen den feinen, fast farblosen Lippen hervordrang, beugten sich Ilse und Helmer gleichzeitig über das Kind, so daß sein Haar das ihrige berührte, daß ihr warmer Atem seine Wange streifte. Sie achteten dessen nicht oder sie bemerkten es vielleicht nicht einmal — der biedere Wudicke aber, den Schrupsens kalte Nase gerade in einem solchen Augenblick wieder aus beginnenden Träumen aufgeschreckt hatte, sah es sehr wohl, und er lachte sich selber im stillen aus wegen der dummen Gedanken, die es in ihm wachgerufen hatte.

In Bangen und Sorgen ging endlich auch diese Nacht zu Ende und wie ein lichter Schimmer neu erwachender Hoffnung drang der schwache Schein des

aufdämmernden Morgens durch die Vorhänge der Fenster. Mariechens beschleunigte Atemzüge waren jetzt langsamer und tiefer geworden; für die nächsten Stunden war eine unmittelbare Gefahr augenscheinlich nicht mehr vorhanden. Nun fühlte Ilse auch, daß die Natur ihre Rechte an sie geltend zu machen beginne, denn eine unbezwingliche Müdigkeit senkte sich auf ihre Augenlider. Da sie unter solchen Umständen nicht mehr nützen konnte, stand sie auf, um sich zu verabschieden, nachdem sie noch einen zärtlichen Kuß auf die Stirn des Kindes gedrückt hatte, die minder fieberisch brannte als zuvor.

Freundlich bittend wandte sie sich dann an Helmer.

„Nun müssen auch Sie für einige Stunden die Ruhe suchen, Herr Doktor. Vergessen Sie nicht, daß Sie keine heiligere Verpflichtung gegen Ihr Kind haben als die, sich selbst gesund zu erhalten. Unsere Köchin Johanne wird einstweilen meine Stelle einnehmen. Sie ist eine treue, zuverlässige Person, und ich werde sie beauftragen, einen von uns zu rufen, sobald sich irgend eine bedenkliche Erscheinung zeigen sollte."

Zutraulich und unbefangen wie mit einem guten Kameraden hatte sie zu ihm gesprochen, und es setzte sie nicht in Verlegenheit, daß er die dargereichte Hand lange und mit warmem Druck festhielt.

„Ich werde alles thun, was Sie für das Rechte halten, mein Fräulein," erwiderte er, und es war wohl mehr als eine schöne Redensart, was in seinen

Worten lag. „Sie sind meine Vorsehung unb mein guter Engel gewesen in den düstersten Stunden meines Lebens. Der Dankbarkeit gegen Sie wird der Rest dieses Lebens gewidmet sein."

Ilse schlug die Augen nieder, aber sie zürnte nicht. Freundlich lehnte sie es ab, als Helmer sie hinaus geleiten wollte. Drüben in ihrem eigenen Heim aber machte sich die lange bekämpfte Abspannung mit so unwiderstehlicher Gewalt geltend, daß sie selbst den von Johanne vorsorglich bereiteten, appetitlich duftenden Kaffee verschmähte und sich in voller Kleidung auf die Kissen ihres Bettes sinken ließ. Nach wenig Minuten schon war sie entschlummert, und das Lächeln, welches ihr liebliches Antlitz verklärte, konnte wohl als ein Zeugnis dafür gelten, daß kein Vorwurf eines beunruhigten Gewissens ihre Träume störte.

Achtzehntes Kapitel.

Um volle vierundzwanzig Stunden früher, als seine erste Ordre es hatte erwarten lassen, kehrte Bernd von Tannhausen zurück. Ein dringendes Telegramm seines unmittelbaren Vorgesetzten hatte ihn abberufen mit dem in lakonischer Kürze hinzugefügten Befehl, sich um neun Uhr vormittags, also unmittelbar nach seiner Ankunft, beim Corpsauditeur zur Vernehmung zu melden. Ermüdet von der schlaflos durchfahrenen Nacht traf Bernd kaum eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit zur höchsten Ueberraschung des gleichfalls sehr überwachten Wudicke in seiner Wohnung ein und er mußte sich beeilen, seinen Anzug für den geforderten dienstlichen Besuch bei dem richterlichen Beamten zu wechseln. Bei der dringlichen Form, in welcher ihm die Vorladung zugestellt worden war, konnte er nicht zweifeln, daß es sich um eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit handle, aber er befand sich über die Natur derselben so vollkommen im unklaren,

daß er gar nicht erst versuchte, durch müßige Kombinationen auf die rechte Spur zu gelangen.

Wudicke war ihm beim Umziehen behilflich oder vielmehr hinderlich, denn in seiner Schlaftrunkenheit beging er eine Ungeschicklichkeit über die andere; halb lachend, halb ärgerlich schickte Tannhausen ihn endlich hinaus und zehn Minuten später war er auch ohne Beistand zu dem wichtigen Gang gerüstet. Es setzte ihn einigermaßen in Verwunderung, daß Ilse auch jetzt noch nicht im Wohnzimmer erschienen war, denn es gehörte sonst nicht zu ihren Gewohnheiten, bis in den Tag hinein zu schlafen. Auch Johanne, die stets voll so ängstlicher Sorge für die leiblichen Bedürfnisse ihrer Herrschaft war, ließ sich heute seltsamerweise nicht blicken, um dem ermüdeten und hungrigen Premierlieutenant eine Erfrischung zu bringen. Bernd aber war zu gutmütig, um seiner Bequemlichkeit zu liebe den süßen Morgenschlummer der Schwester oder der sonst allezeit diensteifrigen Köchin zu stören. Er hielt sich ja überzeugt, daß er in längstens einer Stunde zurück sein würde, und so machte er sich ohne jede Besorgnis auf den Weg, Wudicke einen scherzenden Morgengruß für Ilse hinterlassend.

Eine Ueberraschung ganz anderer Art war es, welche Bernd bei dem Auditeur erwartete. Nach kurzem Harren wurde er in das Sitzungszimmer geführt und er sah, daß hier ein militärisches Untersuchungsgericht nach allen Vorschriften des Gesetzes

konstituirt war. An dem grünen Tisch saßen neben dem Corpsauditeur ein Hauptmann und ein Premierlieutenant in Uniform, und selbst der zur Führung des Protokolls bestimmte Aktuarius fehlte nicht. Die ernsten Gesichter der Männer und die gemessene Art, in welcher sie den Gruß des eintretenden Tannhausen erwiderten, waren ihm neue Bestätigungen dafür, daß hier eine Angelegenheit von wirklicher Bedeutung in Rede stehe, und da er bestimmt wußte, daß es sich nicht um eine etwaige Verfolgung seines Zweikampfes mit dem Grafen Selbitz handle, sah er mit lebhaftem Interesse dem Augenblick entgegen, welcher ihn über den Zweck seines Hierseins unterrichten sollte.

Nach Erledigung der auf seine persönlichen Verhältnisse bezüglichen Vorfragen, die der Auditeur mit auffallender Umständlichkeit und Ausführlichkeit stellte, begann ein Verhör, dessen Formen wesentlich von denjenigen einer einfachen Zeugenvernehmung abwichen.

Schon die erste Frage steigerte Tannhausens Befremden auf das Aeußerste.

„Sie sind der Verfasser einer strategischen Studie über den Aufmarsch der deutschen Armee an der Westgrenze für den Fall einer Mobilisirung?"

Ueberrascht hatte der Premierlieutenant zu dem Inquirenten aufgesehen, aber der Wahrheit gemäß antwortete er ohne Zögern mit einem Ja.

„War Ihnen das Material, welches Sie zu dieser Arbeit benützten, infolge Ihrer dienstlichen

Beschäftigung beim Generalstab der Armee zugänglich geworden?"

„Ja! Es wurde mir von meinem Abteilungschef zum Zweck der Bearbeitung zugewiesen."

„Und wußten Sie auch, daß dies Material ein streng sekretes und seine Geheimhaltung im Interesse des Reiches dringend geboten war?"

„Gewiß! Es ist ja im Kriegsfall von der allerhöchsten Wichtigkeit, daß der Feind sich über die Aufstellung und die ersten Bewegungen unserer Truppen im ungewissen befinde."

„Es war Ihnen also bekannt, daß Sie niemand die Einsichtnahme in das Manuskript oder gar die Anfertigung einer Abschrift desselben gestatten durften, ohne sich einer Verletzung Ihrer Dienstpflicht nach Paragraph einhundertundneunundbreißig des Militärstrafgesetzbuches schuldig zu machen?"

„Es war mir bekannt!"

„Haben Sie sich trotzdem gegen diesen Paragraphen vergangen, indem Sie die Arbeit einem andern als Ihrem Vorgesetzten auf kürzere oder längere Zeit überließen?"

„Nein!"

„Wo bewahrten Sie das Manuskript auf, nachdem es Ihnen von Ihrem Abteilungschef, dem Herrn Oberstlieutenant von Eckwall, zum Zweck einiger Umarbeitungen zurückgegeben worden war?"

„In meiner Wohnung und zwar in einem verschlossenen Schreibtisch meines Arbeitszimmers.“

„War das Innere dieses Schreibtisches auch anderen Personen zugänglich?“

„Nein! Denn es ist nur ein einziger Schlüssel vorhanden, und diesen führe ich stets bei mir.“

„Die Abhandlung hat sich also seit ihrer Rückgabe durch den Herrn Oberstlieutenant ununterbrochen an jenem Ort befunden und sie würde Ihrer Darstellung nach auch jetzt noch dort zu finden sein?“

„Gewiß! Ich sah sie an jedem Morgen und an jedem Abend unberührt auf ihrem Platz.“

„Ein zweites Exemplar war nicht vorhanden?“

„Nein! Die Notizblätter, deren ich mich bei der Abfassung bedient hatte, habe ich selbst bis auf das letzte Papierschnitzelchen sorgfältig verbrannt.“

„Teilen Sie Ihre Wohnung mit anderen Personen?“

„Nur mit meiner Schwester!“

„Aber Sie haben Dienstboten?“

„Außer meinem Burschen nur eine Köchin, die sich seit einer langen Reihe von Jahren im Dienst meiner Familie befindet.“

„Halten Sie es für möglich, daß einer von diesen dreien sich durch gewaltsame Oeffnung des Schreibtisches oder durch Anwendung eines Nachschlüssels zeitweilig in den Besitz des Manuskripts gebracht habe, um eine Abschrift von demselben anzufertigen?“

Trotz der ernsten Miene des streng dreinblickenden

alten Herrn konnte Tannhausen sich nicht enthalten, zu lächeln. „Nein, Herr Auditeur, das halte ich für ganz und gar unmöglich. In Bezug auf meine Schwester scheint mir jede besondere Versicherung unangebracht; für die Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit der beiden anderen aber würde ich auch dann rückhaltslos einstehen können, wenn sie von dem Vorhandensein der Arbeit und von ihrer Bedeutung Kenntnis gehabt hätten, was selbstverständlich nicht der Fall gewesen ist."

„Empfingen Sie dann vielleicht unter Ihren Besuchern jemand, der Ihnen solcher Handlungsweise fähig scheint?"

„Nein!"

„Nun, Herr Premierlieutenant, wie wollen Sie es dann erklären, daß trotz der von Ihnen behaupteten Vorsichtsmaßregeln eine vollständige, wörtliche Abschrift Ihrer Arbeit angefertigt worden ist?"

Tannhausen erhob befremdet und fast unwillig das Haupt. Er hatte den Zweck all der früheren Fragen nicht begriffen, aber er hatte sie, seiner Pflicht gemäß, sachlich und ruhig beantwortet. Dieser beleidigenden Anschuldigung gegenüber verließ ihn jedoch für einen Moment seine gleichmütige Ruhe. „Das ist unmöglich!" sagte er mit erhobener Stimme. „Ich erkläre auf das nachdrücklichste, daß es unmöglich ist!"

Der Auditeur bewahrte vollkommen seine kühle, gemessene Haltung.

„Ihrer Versicherung ungeachtet ist eine solche Abschrift vorhanden mit allen Besonderheiten und mit allen kleinen Irrtümern und Mängeln Ihrer Arbeit, wie es der Herr Oberstlieutenant von Eckwall als Zeuge zu Protokoll gegeben hat! Diese Kopie befindet sich hier bei den Akten. Wünschen Sie, daß ich Ihnen dieselbe vorlege, oder wollen Sie nunmehr zugeben, von ihrem Vorhandensein bereits Kenntnis zu haben?"

Die Form dieser Frage ließ Tannhausen keinen Zweifel mehr, daß er nicht als Zeuge, sondern als Angeschuldigter vor dem Untersuchungsgericht stände. Und diese Erkenntnis gab ihm seine Ruhe wieder. Es mußte ja ein Leichtes sein, das unbegreifliche Mißverständnis aufzuklären, dessen Opfer er da geworden war. „Ich bitte um die Vorlegung dieser angeblichen Abschrift, Herr Auditeur."

Er trat hart an den grünen Tisch heran und betrachtete mit gespannter Aufmerksamkeit die eng beschriebenen Blätter, welche ihm der Inquirent reichte. Schon als er die erste Seite kaum zu Ende gelesen, wich die Farbe aus seinen Wangen. Das waren in der That seine eigenen Worte, deren er sich gut genug erinnerte und jeder Gedanke an die Möglichkeit eines zufälligen Zusammentreffens mußte vollends verschwinden, als er weiter blätterte und aufs Geratewohl hier und da eine Stelle überflog. Aufs tiefste betroffen, legte er die Papiere auf den Tisch zurück.

„Soweit ich es bei flüchtiger Prüfung zu erkennen

vermag, scheint dies in der That eine wörtliche Abschrift meiner Arbeit zu sein," sagte er, und seine Stimme bebte in verhaltener Erregung, „aber noch einmal erkläre ich auf Pflicht und Gewissen, daß ich vor dieser Entdeckung wie vor einem unlöslichen Rätsel stehe!"

Die beiden Offiziere, denen es als Beisitzern eines Untersuchungsgerichts nach den gesetzlichen Vorschriften nicht gestattet war, durch selbständige Fragen in die Verhandlung einzugreifen, wechselten einen bedeutsamen Blick, und der Hauptmann flüsterte dem Auditeur einige Worte zu. „Vermögen Sie vielleicht die Handschrift der Kopie zu erkennen?" fragte dieser. Bernd mußte verneinen, denn er hatte sich vergebens bemüht, in den feinen, zierlichen Zügen, die recht wohl von der Hand einer Dame herrühren konnten, einen Anhalt für irgend welche greifbaren Vermutungen zu finden.

Der Auditeur räusperte sich und sein Gesicht wurde noch strenger, während er langsam und mit einer gewissen Feierlichkeit sagte: „Diese Abschrift Ihres Aufsatzes, Herr Premierlieutenant, ist für einen verbrecherischen Zweck hergestellt worden, denn sie war dazu bestimmt, in die Hände der französischen Regierung zu gelangen. Einem im Ausland wegen anarchistischer Umtriebe verhafteten Subjekt wurde sie in dem Augenblick abgenommen, als dasselbe im Begriff war, die Absendung an den Obersten Duplessis in Paris zu bewirken. Jener Oberst Duplessis aber ist, wie auch

Ihnen vielleicht bekannt sein wird, der Chef des statistischen Bureau im französischen Kriegsministerium. Die Regierung des befreundeten Staates, in welchem die Beschlagnahme des Manuskriptes erfolgte, hat die Liberalität gehabt, dasselbe den deutschen Behörden zum Zweck weiterer Erhebungen zur Verfügung zu stellen; eine Auslieferung des Verbrechers ist auf Grund der bestehenden völkerrechtlichen Verträge leider unmöglich, um so mehr, als derselbe kein Deutscher, sondern — wenn seine eigenen Angaben richtig sind — ein Norweger Namens Jens Olasson ist. Haben Sie mir zu dieser Darstellung des Sachverhalts irgend etwas zu bemerken, Herr Premierlieutenant?"

„Nichts, als daß ich von all diesen Dingen selbstverständlich nicht das mindeste wußte und daß sie mir noch immer vollkommen unbegreiflich sind."

„Sie haben auch jenen Olasson, der sich bis vor kurzem hier in Berlin aufgehalten haben soll, nicht gekannt?"

„Nein!"

„Aber es ist doch wohl nicht unmöglich, daß derselbe sich unter irgend einem andern Namen an Sie herangedrängt habe. Sie werden schwerlich über die Personalverhältnisse jedes einzelnen Ihrer Bekannten so genau unterrichtet sein, daß Sie nach dieser Richtung hin eine volle Bürgschaft übernehmen könnten."

„Doch, Herr Auditeur! Mein geselliger Verkehr ist ein so eingeschränkter, die Zahl meiner Bekannten

eine so geringe, daß ich auf das bestimmteste versichern kann, den erwähnten Olafson weder unter diesem noch einem andern Namen jemals kennen gelernt zu haben."

Die Vernehmung war beendet und der Auditeur diktirte dem Aktuar das Protokoll, welches die Aussagen Tannhausens kurz zusammenfaßte. Das Schriftstück wurde dem Premierlieutenant nochmals im Zusammenhang vorgelesen und er erklärte sein Einverständnis mit dem Inhalt desselben. Dann bedeutete ihn der Auditeur, in ein Nebenzimmer einzutreten und dort zu warten, da ihm möglicherweise noch weitere Mitteilungen zu machen seien. Länger als eine Viertelstunde harrte Tannhausen, der sich unter dem Eindruck dieser seltsamen Enthüllungen wie in einem Traum befand, vergeblich auf seine Entlassung. Endlich rief ihn eine Ordonnanz in das Sitzungszimmer zurück. Außer den Mitgliedern des Untersuchungsgerichts war jetzt auch sein nächster Vorgesetzter, der Oberstlieutenant von Eckwall, in demselben anwesend. Der sonst sehr liebenswürdige und verbindliche Offizier, welcher Tannhausen jederzeit ein geradezu freundschaftliches Wohlwollen an den Tag gelegt hatte, war kalt und ernst wie die anderen Herren, in streng dienstlicher Haltung und von den gemessensten Formen des Benehmens.

„Sie sind mit der Natur der Anschuldigung bekannt gemacht worden, Herr Premierlieutenant, welche auf Grund von bisher unaufgeklärten Thatsachen gegen Sie erhoben werden mußte," sagte er. „Der zuständige

Gerichtsherr hat auf Grund des Paragraphen neunundneunzig der Militärstrafprozeßordnung Ihre Verhaftung verfügt, und in seinem Auftrag bitte ich um Ihren Degen!"

Tannhausen hatte die Empfindung, als wäre ihm ein Schlag gegen die Stirn versetzt worden. Es wirbelte und brauste in seinem Haupt; alle Gegenstände des Zimmers schienen sich in wildem Tanz um ihn zu drehen und nur durch einen dichten Nebel sah er des Oberstlieutenants ernstes Gesicht. Aber die Gewöhnung an militärische Disziplin und bedingungslosen Gehorsam gegen den höheren Befehl zeigte sich stärker als die betäubende Wirkung der furchtbaren Ueberraschung. Ohne ein Wort der Erwiderung löste er mit bebenden Händen die Waffe und reichte sie dem Oberstlieutenant, in dessen Mienen es nun doch — wohl wider seinen Willen — wie herzliches Mitleid aufzuckte.

„Herr Hauptmann Herbold," wandte er sich an einen der beiden anderen Offiziere, „Sie werden den Arrestanten in einer Droschke nach dem Arrestlokal begleiten und dafür sorgen, daß seine Wünsche, soweit es zulässig ist, Beachtung und Erfüllung finden. Nur ein persönlicher Verkehr des Herrn Premierlieutenant mit seinen Angehörigen oder Freunden ist bis auf weiteres unbedingt zu versagen."

Eine halbe Stunde darnach schloß sich die Thür einer einfach eingerichteten Arrestzelle hinter Bernd von Tannhausen und mit starrem, entgeistertem Gesicht

hörte er auf das knirschende Geräusch des Schlüssels, der ihn von der Freiheit absperrte und von der Welt der ehrlichen Leute. Wohl war er im Bewußtsein seiner Unschuld felsenfest überzeugt, daß dieser unheimliche Spuk nur mit seiner vollen Rechtfertigung enden könne, aber er fühlte auch, daß keine künftige Genugthuung die schmerzlichen Spuren zu tilgen vermöge, welche die Demütigung dieser Stunde in seinem Herzen hinterlassen.

Neunzehntes Kapitel.

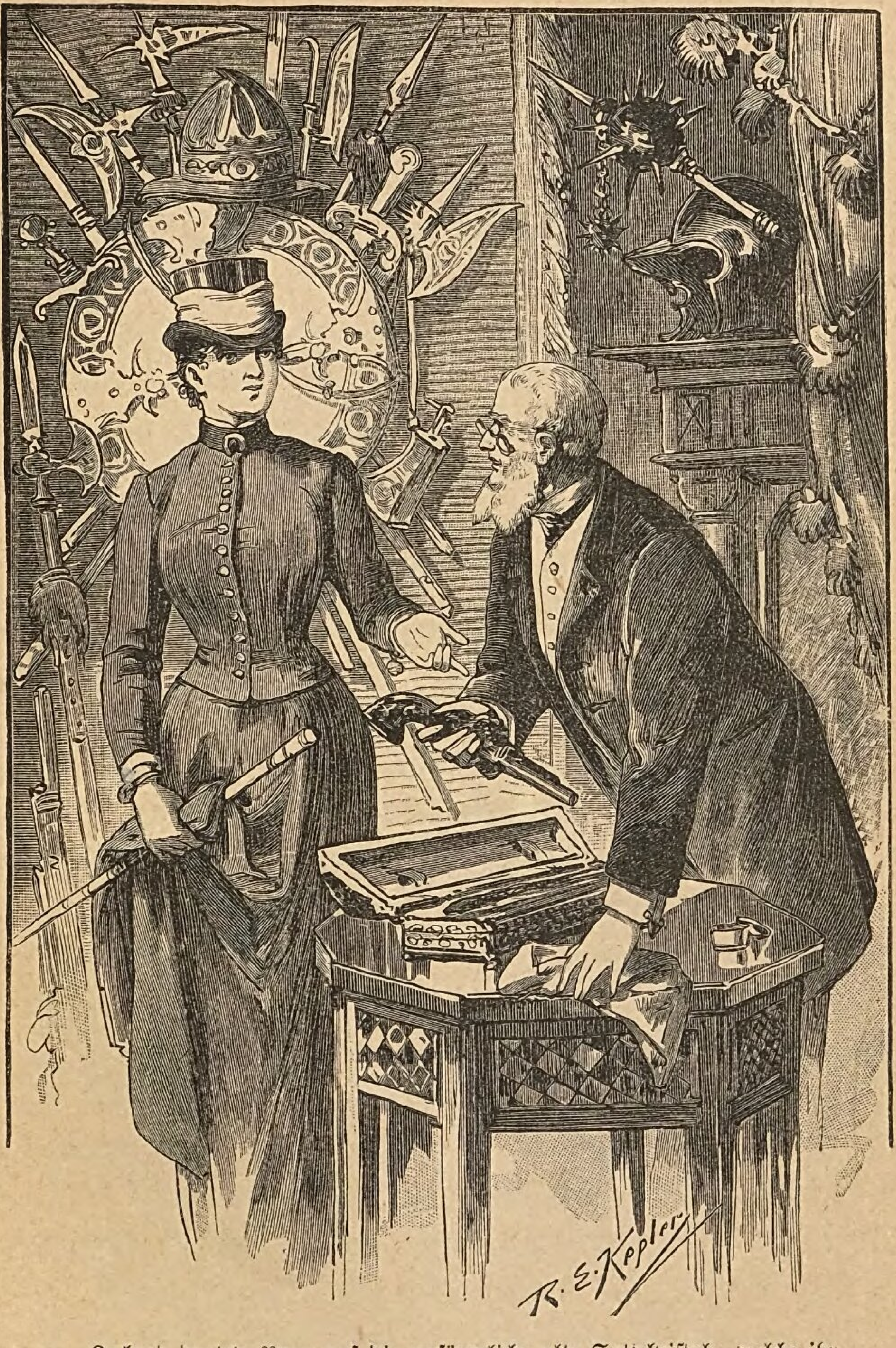
Im vollen Reitanzug trat Nora von Ellerndorf in das „Museum", wo sich der Geheimerat eben mit seiner abenteuerlichen Waffensammlung zu schaffen machte. Ihre Wangen waren zwar von der frischen Winterluft gerötet, aber es lag ein ernster, sinnender Ausdruck, der ihr sonst nicht eigen gewesen war und der sie ihrer Schwester Thea viel ähnlicher machte, auf dem hübschen Gesicht.

„Guten Morgen, Papa!" sagte sie, ihren Arm zärtlich um seine Schulter legend. „Bist Du auch böse, daß Dein lockerer Zeisig heute schon in aller Frühe ausgeflogen war?"

Er küßte sie auf die Stirn und klopfte scherzend ihre weiche Wange. „Freilich sollte ich böse sein. Die Mama hat sich sehr bitter über Dich beklagt."

Etwas geringschätzig schürzte Nora die frischen Lippen.

„Weil ich es vorgezogen habe, allein zu reiten,



— „Lachend deutete Nora auf die unförmliche alte Sattelpistole, welche ihr Vater eben in der Hand hielt.“ (S. 123.)

statt ihr und dem langweiligen Rittmeister Gilsa nachher Gesellschaft zu leisten? Nun, ich bin überzeugt, daß sie mir im Grunde herzlich dankbar dafür ist."

„Wie kommst Du zu solcher Vermutung, mein Kind?"

„Weil ich bisher bei diesen Spazierritten zu dreien schrecklich überflüssig gewesen bin. Der Rittmeister, der hier nicht den Mund aufzuthun weiß, hat der Mama immer so viel zu sagen, und ich bin überzeugt, daß er ihr noch viel mehr zu sagen hätte, wenn ich nicht als Dekorationsstück, oder als Ehrendame, oder wie man das nun sonst nennen will, nebenher traben müßte."

Der Geheimerat machte einen Versuch, sein glattes Gesicht in zürnende Falten zu legen. „Weißt Du auch, Nora, daß Du da in einer sehr unpassenden und unehrerbietigen Weise von meiner Gattin sprichst?"

Lachend deutete Nora auf die unförmliche alte Sattelpistole, welche ihr Vater eben in der Hand hielt.

„Ich bitte demütig um Verzeihung, Papa, denn in dieser gräßlichen Bewaffnung und mit einem so grimmigen Gesicht siehst Du in der That zum Fürchten aus. Hoffentlich wirst Du mich nicht gleich über den Haufen schießen, wenn ich mir in aller Ehrerbietung die Bemerkung erlaube, daß ich an Deiner Stelle den Rittmeister Gilsa etwas — nun, wie soll ich sagen? — etwas weniger gastfreundlich behandeln würde."

Er hängte die Pistole an ihren Platz, wie wenn er dadurch Zeit gewinnen wollte, eine kleine Verlegenheit zu überwinden, und mit einer mehr lächelnden als strafenden Miene wandte er sich dann wieder an Nora: „Ich brauche Deine Warnungen nicht, mein Kind, und ich erinnere mich auch nicht, Dich darum gebeten zu haben. Aber wie wäre es, wenn wir den Spieß einmal umkehrten? Ich liebe Deine einsamen Spazierritte nicht, Nora. Es kann Dir etwas zustoßen."

„Ich habe meine Ausflüge noch niemals bis in die Abruzzen oder in die böhmischen Wälder ausgedehnt, Papa."

„Sie sind jedenfalls nicht recht schicklich für eine junge Dame. Und wenn Dir der Baron Gilsa als Gesellschafter nicht gefällt, warum hast Du denn den Grafen Selbitz verscheucht?"

Es geschah seit jenem Festabend zum erstenmal, daß der Geheimerat des Ulanenoffiziers Erwähnung that, und nun war die Reihe, verlegen zu werden, an Nora. „Ich habe ihn nicht verscheucht," sagte sie etwas unsicher; „soll ich ihn etwa mit heißen Thränen beschwören, seine Besuche in unserem Hause wieder aufzunehmen?"

„Du verschweigst mir etwas, liebes Kind! Es muß sich da irgend ein Ereignis zwischen euch zugetragen haben, das den Grafen zu meinem Bedauern nötigt, seinen Verkehr mit uns abzubrechen. Hat er Dir seine Erklärung gemacht?"

„Ich weiß nicht, ob die poetischen Anspielungen, in denen er sich bewegte, diesen Namen verdienen.“

„Und Du hast ihn zurückgewiesen?“

„Nein! Ich bat ihn nur um ein wenig Geduld. Wir behandelten die Sache so nebenbei und mehr wie ein willkommenes Mittel, die Zeit zu verkürzen.“

„Das verstehe ich nicht! Wenn Du ihn nicht absichtlich beleidigt hast, muß es gegen Deinen Willen geschehen sein. Selbitz hat seine Beziehungen zu meinem Hause in einer so brüsken Weise abgebrochen, daß ihn nur die triftigste Veranlassung zu entschuldigen vermag. Und da ich ihn als einen Kavalier von ausgezeichneter Erziehung kenne —“

Nora warf den Kopf in den Nacken, und in ihren Augen blitzte es auf.

„Nein, Papa, Du bist da in Bezug auf den Grafen ganz und gar im Irrtum,“ fiel sie dem Geheimerat in die Rede. „Sein Benehmen auf unserer Soirée wenigstens ähnelte mehr demjenigen eines Buschmanns als demjenigen eines Kavaliers.“

Sie hatte ihren Blick unwillkürlich auf den verhängnisvollen Köcher mit den Giftpfeilen gerichtet, der jetzt freilich in einem wohlverschlossenen Glasschrank untergebracht worden war. Herr von Ellerndorf aber machte ein äußerst verdutztes Gesicht.

„Du setzest mich in Erstaunen, Nora! Also es ist doch etwas vorgefallen?“

Das junge Mädchen preßte die Lippen zusammen.

Es war ihr offenbar peinlich, sich durch die unvorsichtige Aeußerung verraten zu haben; aber da es nun einmal geschehen war, wollte sie sich auch nicht mehr hinter kleinliche Ausflüchte und Notlügen zurückziehen.

„Ja! Und wenn der Herr Graf Selbitz heute noch geneigt sein sollte, seine Anfrage in poetischer oder unpoetischer Form zu wiederholen, so würde ich über die Antwort, die ich ihm zu geben habe, wahrhaftig nicht mehr im ungewissen sein. Aber er hat guten Grund, es zu unterlassen; das einzige, was noch ein wenig zu seinen Gunsten spricht, ist die Thatsache, daß er sich schämt, mir wieder unter die Augen zu treten.“

Der Geheimerat lächelte, und dies war das sicherste Anzeichen, daß er nun ebenfalls anfing, in eine gelinde Aufregung zu geraten.

„Warum nur hast Du mir aus alledem so lange ein Geheimnis gemacht? Soll ich nicht mehr erfahren dürfen, was in meinem eigenen Hause vorgeht?“

„Ja, Du sollst es erfahren, Papa, schon damit Du mich ein für allemal mit diesem ritterlichen Grafen verschonst! Selbitz hatte bei Tisch einen kleinen Disput mit dem Premierlieutenant von Tannhausen, und ich muß ausdrücklich hinzufügen, daß Herr von Tannhausen bei seinen Auseinandersetzungen nicht nur streng sachlich blieb, sondern daß er auch vollkommen im Recht war. Selbitz wurde glänzend abgefertigt, und

um sich dafür zu rächen, warf er dem Premierlieutenant, der ihm an Geist und Adel der Gesinnung hundertfach überlegen ist, in meiner Gegenwart eine Bemerkung ins Gesicht, die darauf berechnet war, den Gegner tödlich zu verletzen. Und das geschah zwei Stunden nach jenem Gespräch in der ausgesprochenen Form eines wohlbedachten, feigen und heimtückischen Ueberfalls. Ein vortrefflicher Beweis von ausgezeichneter Erziehung, nicht wahr, Papa? Ich denke, Du wirst es begreiflich finden, daß ich nicht gern Gefahr laufen möchte, mich selber ähnlichen chevaleresken Gewohnheiten ausgesetzt zu sehen."

Wenn Nora von dem Geheimerat eine Aeußerung zustimmender Entrüstung erwartet hatte, so sah sie sich enttäuscht. Das Lächeln war wieder von seinem Gesicht verschwunden, und indem er sie aufmerksam ansah, fragte er: „Tannhausen? War das nicht derselbe fahrende Ritter, mit dem Du Dein Hundeabenteuer im Tiergarten hattest?"

Der Spott mußte Nora sehr unangenehm sein, denn sie errötete lebhaft.

„Allerdings! Aber ich weiß nicht, warum Du ihn einen fahrenden Ritter nennst! Sicherlich hat er mit keinem weniger Aehnlichkeit als mit einem Don Quijote."

„Du hattest, wenn ich mich recht erinnere, nicht immer eine so vorteilhafte Meinung von ihm."

„Nein! Ich hatte mich so daran gewöhnt, fade Geziertheit und Geschmeidigkeit für die notwendigsten

Eigenschaften eines Kavaliers zu halten, daß mich seine männliche Offenheit abstieß. Ich kannte ihn eben nicht."

„Jetzt aber scheinst Du ihn sehr gründlich kennen gelernt zu haben, da Du bei seiner Schilderung eine so überraschende Wärme entwickelst. Und Du wirst demnach wahrscheinlich auch wissen, daß er ein ganz vermögensloser Mensch, einer von den Mitgiftjägern ist, deren wir leider nur zu viele in der Armee haben. Die Jagd muß nicht mehr sehr ergiebig sein, da die Herren, wie es scheint, bereits genötigt sind, auf besonders raffinirte Methoden zu verfallen."

Er sagte das leichthin in jener gütigen, wohlwollenden Art, die niemals einen aufrichtigeren Klang hatte, als wenn er sich veranlaßt sah, die unangenehmsten Dinge auszusprechen. Nora hatte die Farbe gewechselt, und für einen Moment schien es, als wolle sie eine heftige Antwort geben. Aber sie besann sich rasch eines andern, raffte ihr Kleid zusammen und nahm die Reitgerte vom Stuhl.

„Da Herr von Tannhausen uns seinen Erkenntlichkeitsbesuch ebenso schuldig geblieben ist wie Graf Selbitz, hast Du von seinen Jagden auf eine Mitgift jedenfalls nichts zu fürchten, Papa! Aber ich muß eilen, mich umzuziehen, denn wenn Rittmeister Gilsa mich im Reitkleide findet, könnte er fürchten, daß ich auch heute eine unwillkommene Zuhörerin seiner begeisterten Deklamationen abgeben will."

Sie ging hinaus, ohne dem Papa eine der gewohnten Zärtlichkeiten zu gönnen, und der Geheimerat schien seinem Aussehen nach durch die kurze Unterhaltung kaum weniger verstimmt als sie. „Ich muß ein ernstes Wort mit Gina sprechen," sagte er vor sich hin, während er sich seinem Arbeitszimmer zuwandte. „Sie verdirbt mir entweder das Mädchen, oder es gibt mit Nora dieselben unleidlichen Kämpfe wie mit ihrer Schwester." Er hatte sich eben erst über einen Aktenfaszikel hergemacht, als ihm der Diener eine Karte brachte. „Polizeirat Brandenstein," las Herr von Ellerndorf mit einem kleinen Kopfschütteln. „Ich lasse bitten!"

Der eintretende Besucher verbeugte sich mit wohl abgewogener Höflichkeit.

„Sie kommen in amtlicher Eigenschaft?" fragte der Hausherr, der niedriger stehenden Beamten gegenüber schon jetzt sehr gern die hoheitsvolle Haltung des Ministers annahm. Um die schmalen Lippen des Polizeirats aber spielte ein Lächeln, welches zu beweisen schien, daß diesmal der imponirende Eindruck verfehlt sei.

„Ein bedingungsloses Ja würde den wirklichen Verhältnissen nicht ganz entsprechen," erwiderte er. „Ich komme freilich in meiner Eigenschaft als Beamter der politischen Polizei; die Angelegenheit aber, die mich herführt, dürfte doch wohl besser nach Möglichkeit als eine Privatsache behandelt werden."

Die Miene des Geheimerats wurde noch hoheitsvoller. Die sonderbare Vertraulichkeit seines Besuchers mißfiel ihm im höchsten Grade.

„Sie werden nicht erwarten, Herr Polizeirat, daß ich diese dunklen Andeutungen verstehe. Zur Sache also, wenn es Ihnen genehm ist.“

„Es ist mein Auftrag, Ihnen zwei Briefe Ihrer Frau Gemahlin zurück zu geben.“

„Briefe meiner Frau? Und durch Sie? Ah, das ist unzweifelhaft ein Mißverständnis.“

„Es würde meinen Vorgesetzten und mir zur lebhaftesten Befriedigung gereichen, wenn es so wäre.“

Herr von Ellerndorf horchte hoch auf. Das war eine unzweideutige Malice, und man wagte es, einem Mann in seiner Stellung etwas Derartiges zu sagen!

„So viel ich weiß, habe ich das Wohlwollen der politischen Polizei für mich und meine Angehörigen noch niemals begehrt!“ entgegnete er ziemlich scharf. „Ihre letzte Aeußerung gibt mir die unumstößliche Gewißheit, daß es sich nur um ein Mißverständnis handeln kann. Aber ich habe einigen Anspruch auf nähere Erklärungen. Was ist es also mit diesen angeblichen Briefen?“

„Sie wurden uns von der Regierung eines befreundeten Staates übermittelt, zugleich mit verschiedenen anderen Papieren, die man einem wegen anarchistischer Umtriebe verhafteten, anscheinend überaus gefährlichen Menschen abgenommen hatte.“

Nun lächelte auch der Geheimerat. Es war ja unmöglich, solchem Unsinn gegenüber Entrüstung zu zeigen. „Vortrefflich!" sagte er. „Also eine große Haupt- und Staatsaktion! Und an wen — wenn ich fragen darf — waren denn die ominösen Briefe meiner Frau gerichtet?"

„An den Verhafteten selbst — den Norweger Jens Olafson!"

Das Lächeln blieb auf dem glatten Antlitz des Herrn von Ellerndorf, aber es hatte plötzlich verzweifelte Aehnlichkeit mit einer mühsam erzwungenen Grimasse.

„Die Geschichte wird immer interessanter," meinte er. „Und der Inhalt? Denn man hat sie doch unzweifelhaft gelesen."

„Das letztere war allerdings ganz unabweislich. Jener Olafson ist nicht nur ein Anarchist, sondern auch ein Spion und Landesverräter. Der Zufall seiner Verhaftung, auf die er selber anscheinend nicht gefaßt gewesen, brachte alles an den Tag. Man bemächtigte sich seiner, als er im Begriff war, wichtige Mitteilungen, die sich auf militärische Verhältnisse Deutschlands beziehen, an einen mit der Beschaffung solcher Daten besonders betrauten Offizier des französischen Kriegsministeriums abzusenden. Auch das betreffende Schriftstück ist durch die Vermittlung des Auswärtigen Amtes an uns gelangt, und es befindet sich augenblicklich in den Händen der Militärbehörde, die gegen

einen der Beihilfe verdächtigen Offizier die kriegsgerichtliche Untersuchung eingeleitet hat. Unter den Effekten des Verbrechers und an seiner Person fand sich trotz der genauesten Nachforschungen an Papieren leider nur Unwesentliches und Bedeutungsloses, darunter auch die beiden Briefe, als deren Urheberin wir Ihre Frau Gemahlin vermuten mußten."

Der Geheimerat war während dieser Darlegung ein paarmal mit dem seidenen Taschentuch über die Stirn gefahren. Er lächelte noch immer, aber der lange Bleistift in seiner Rechten bebte wie ein vom Wind bewegter Halm.

„Und wo sind sie?" fragte er. „Wird es mir endlich vergönnt sein, die hochverräterische Korrespondenz meiner Frau aus eigener Anschauung kennen zu lernen?"

Seltsamerweise schien der Polizeirat diesen ungeduldigen Einwurf ganz zu überhören.

„Schon der Umstand, daß ich gekommen bin, die Briefe zurückzugeben, ist ein Beweis für die Unverfänglichkeit ihres Inhalts — vom Standpunkte der Polizei aus geurteilt. Da wir aber die hiesige Thätigkeit des erst kürzlich von Berlin abgereisten Verbrechers, dessen Auslieferung leider nicht zu erwarten ist, natürlich so genau als möglich zurück verfolgen müssen, ist es uns doch von der höchsten Wichtigkeit, über die Person der Briefschreiberin volle Gewißheit zu erhalten. Sie unterzeichnet sich einmal mit dem vollen

Namen ‚Gina von Ellerndorf‘ und nennt sich in dem andern Schreiben ‚Deine Dich heiß liebende Schwester‘. Wenn Ihre Gemahlin also keinen Bruder jenes Namens hat —“

Das Lächeln auf dem Gesicht des Geheimerats war verschwunden.

„Nein, nein und hundertmal nein!“ fuhr er auf. „Sagten Sie sich denn nicht von vornherein, daß dies alles eine Unmöglichkeit — ein nackter Unsinn ist?“

„Wenn Ihre Gemahlin keinen Bruder jenes Namens hat,“ ergänzte der Polizeirat ruhig, indem er sich erhob, „so bleibt uns allerdings nur noch die Annahme übrig, daß hier eine dreiste Fälschung, ein unerhörter Mißbrauch Ihres Namens vorliegt. Sie selbst, Herr Geheimerat, werden dann das lebhafteste Interesse daran haben, die wirkliche Urheberin der Briefe ermittelt zu sehen, und ich gebe Ihnen das Versprechen, daß bei der Wichtigkeit des Falles kein Mittel unversucht bleiben wird, diesem berechtigten Verlangen Genüge zu thun. Wir werden, wenn es sein muß, selbst die Mitwirkung der Presse im weitesten Umfang in Anspruch nehmen.“

Er verbeugte sich, als sähe er die Unterredung hiermit für beendet an. Aber er hatte kaum zwei Schritte gegen die Thür hin gethan, als ein Zuruf des Herrn von Ellerndorf ihn zurückhielt.

„Nur einen Augenblick noch, wenn ich bitten darf,“ sagte der Geheimerat zögernd. „Ihre Mitteilungen

sind so überraschend, daß ich meine Gedanken erst ein wenig sammeln muß, um allen Möglichkeiten gerecht zu werden. Meine Frau ist allerdings Norwegerin, und wenn sie auch, da ihr Mädchenname anders lautet, keinen leiblichen Bruder haben kann, welcher Jens Olasson heißt, so erinnere ich mich doch jetzt, daß sie zuweilen von einem Pflegebruder gesprochen hat, dessen Namen ich nicht kenne und der demnach, wie unwahrscheinlich es auch immer ist, mit jenem Olasson identisch sein könnte. Eine bestimmte Antwort werden Sie also erst von mir erwarten dürfen, wenn ich die viel berufenen Briefe selbst gesehen und auf ihren Inhalt wie namentlich auf die Handschrift hin geprüft habe."

Schweigend entnahm der Polizeirat seinem Portefeuille zwei Blätter, die er Ellerndorf überreichte. Hastig trat dieser an das Fenster, so daß der andere sein Gesicht nicht beobachten konnte, und las. Die beiden Billette waren in französischer Sprache abgefaßt und nach Frauenart ohne Datum; aber der Geheimerat wußte, daß seine Gattin sich dieses Papieres erst seit wenig mehr als zwei Monaten bediente. Die Briefe konnten also nur der allerjüngsten Vergangenheit entstammen.

Der erste von ihnen lautete:

„Mein lieber Jens!

„Warum ist es unmöglich, daß wir uns sehen? Du willst nicht in das Haus meines Gatten kommen,

und ich gestehe offen, daß ich selber dies nicht wünschen würde. Aber Berlin ist ja so groß! Sollte es denn gar kein Winkelchen geben, in welchem zwei Menschen, die sich lieben, eine Stunde ungesehen und ungestört verplaudern können? Es ist nicht recht, daß ich es Dir bekenne, aber Du kannst nicht ahnen, wie ich mich darnach sehne, Dich nach so langer Trennung zu umarmen! Wie süße Erinnerungen haben wir auszutauschen, und wie viel habe ich Dir zu erzählen! Ich bin ja nicht gerade unglücklich, denn ich habe mir wenigstens die Freiheit zu bewahren gewußt, mein Leben nach eigenem Gefallen einzurichten; aber mein Herz ist so leer, ach, so leer, daß ich gar nicht Einkehr halten darf, wenn ich nicht vor mir selber erschrecken will. Ich hörte da neulich ein deutsches Lied singen mit dem wehmütigen Refrain: ‚Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!' Das summt mir nun immerfort im Kopf herum, aber ich lache dabei über mich selbst und über meine Sentimentalität. Als wenn ich mich nicht gut genug erinnerte, wie es ‚auf meiner Heiden' ausgesehen hat — brrr! Es ist keine Poesie im Hungern, selbst dann nicht, wenn man so verliebt ist, wie wir es als halbe Kinder gewesen, und ich will lieber mit leerem Herzen in einem bequemen Wagen fahren, als daß ich noch einmal mit bloßen Füßen und mit einem ganzen Himmel voll junger Liebesseligkeit über die scharfkantigen Steine unseres norwegischen Strandes wanderte! Wir sind

eben beide vernünftiger geworden, nicht wahr, mein lieber Jens? Und ich glaube, wir werden uns gegenseitig sehr komisch vorkommen, wenn wir anfangen, von der holden Jugendzeit zu schwärmen. Aber es verlangt mich doch darnach, wie närrisch es auch sein mag! Schreibe mir darum recht bald, wo und wann wir uns sehen können. Du hast nicht zu fürchten, daß Deine Briefe in unrechte Hände, etwa gar in diejenigen meines Gatten, gelangen. Er liebt seine Gemütsruhe zu sehr, als daß er auf den Einfall geraten sollte, zu spioniren. Mit tausend Grüßen Deine

Gina von Ellerndorf.

„Apropos: Warum schreibst Du mir gar nicht, was Du treibst? Ich meinte immer, die Welt müßte einmal von Deinem Ruhm widerhallen, und nun weiß ich kaum, für welchen Beruf Du Dich entschieden hast. Ich habe so gute Verbindungen; vielleicht kann ich Dir da in der einen oder der andern Weise nützlich ein. Muß ich Dir erst sagen, wie gern ich es thäte?“

Der Geheimerat hatte die Lippen fest zusammengekniffen; eine tiefe Falte war auf seiner glatten Stirn erschienen; aber er zögerte nicht, den Kelch bis zur Neige zu leeren, und las auch den zweiten, auf dasselbe duftige, modefarbene Papier geschriebenen Brief.

„Mein Lieber!

„Es hat nicht sein sollen, und ich bin aufrichtig genug, Dir zu sagen, daß mich die Vereitelung meiner Hoffnungen einige recht schmerzliche Stunden gekostet

hat. Aber vielleicht ist es doch besser so, wenn mich auch Deine kühlen Vernunftgründe nicht recht haben überzeugen können. Nun bist Du ja fort, und es ist vorbei. Reden wir nicht weiter davon!

„Aber was für seltsame Dinge sind es, welche Du da von mir verlangst? Woher in aller Welt soll ich die Kenntnis politischer und militärischer Verhältnisse nehmen, welche Du bei mir vorauszusetzen scheinst? Soll ich meinen Gatten darum befragen oder am Ende gar heimlich seine Papiere durchstöbern? Nimmermehr! Würde ich ihm damit nicht stillschweigend das Recht einräumen, mir Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Und würde ich nicht höchst wahrscheinlich dabei am schlechtesten fahren?

„Oder meine Freunde? Liebster Jens, sie sind wahrhaftig schon langweilig genug, wenn sie mir von meiner Schönheit und von ihrer Liebe sprechen, soll ich sie auch noch herausfordern, über Dinge zu reden, deren bloßer Name mir unausstehlich ist? — Nein! Fordere jedes Opfer von mir, nur nicht das unmögliche! Du schreibst, ich würde damit eine Gelegenheit finden, dieser aufgeblasenen Berliner Gesellschaft, die mich als einen lästigen Eindringling hochmütig beiseite schieben wollte, einen Streich zu spielen! Das hat in der That viel Verlockendes; denn ich hasse diese steifen, prüden, fischblütigen Damen heute nicht weniger als am ersten Tage. Aber ich sehe wirklich nicht ein, was solche kleinen Indiskretionen ihnen zu schaden

vermöchten. Ich räche mich ja längst an ihnen auf eine viel wirksamere und angenehmere Weise, indem ich ihre Gatten und die Kavaliere, nach denen sie ihre plump geflochtenen Netze auswerfen, vor meinen Triumphwagen spanne! Eine Frau muß eben mit weiblichen Waffen kämpfen, sonst wird sie sicherlich bald genug die Unterliegende sein. Also sei mir nicht böse, wenn ich Dir in diesem Sinn nicht gefällig sein kann. Fällt einmal zufällig irgend ein hochwichtiges Staatsgeheimnis in meine Hände, so werde ich natürlich nicht unterlassen, Dich zu seinem Mitwisser zu machen. Aber die Aussichten dafür sind sehr gering.

„Was Du mir von Deiner Lebensaufgabe schreibst, verstehe ich nicht, aber ich stehe noch zur Genüge im Bann unserer schwärmerischen Jugendliebe, um ohne weiteres zu glauben, daß es etwas sehr Großes und Bedeutendes sei. Für meine Person freilich bin ich mit der vorhandenen Weltordnung ziemlich zufrieden, denn wenn auch manche Schlechtigkeit und Dummheit darin sein mag, die uns gelegentlich unangenehm berührt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß wir uns noch viel schlechter befinden würden, wenn alles nach den Grundsätzen strenger Gerechtigkeit zuginge. An eine Möglichkeit, die Welt zu bessern, glaube ich so wenig als Du; aber ist es nicht am Ende viel einfacher und angenehmer, sich die Schlechtigkeiten und Dummheiten zu nutze zu machen, statt um ihretwillen alles über den Haufen zu rennen?

„Doch das sind Weibergedanken, und ich habe nicht den Ehrgeiz, Dich zu bekehren. Wenn man in unseren Jahren ist, muß man wohl wissen, was man thut, und ich meine, Du weißt es besser als irgend einer. Lebe also wohl und denke zuweilen ein wenig an Deine Dich heiß liebende Schwester Gina."

Mit so peinlicher Aufmerksamkeit und so langsam hatte der Geheimerat Zeile um Zeile gelesen, daß das kleine, ungeduldige Räuspern seines Besuchers wohl einige Berechtigung hatte. Als er sich jetzt dem Polizeibeamten wieder zuwandte, war sein Gesicht wohl sehr blaß, aber vollkommen ruhig.

„Wenn ich diese Briefe nicht mit Bestimmtheit als von meiner Frau herrührend bezeichnen könnte," fragte er, „so würde die Polizei eine förmliche Untersuchung zur Ermittlung der Schreiberin einleiten?"

„Allerdings! Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen die Gründe für diese Notwendigkeit darzulegen."

„Nun wohl, so erkläre ich Ihnen, daß die Schriftstücke nach Inhalt und Handschrift in der That meiner festen Ueberzeugung nach von Frau von Ellerndorf herrühren. Als das rechtmäßige Eigentum meiner Gattin nehme ich sie im Namen derselben in Besitz."

Der Polizeirat verbeugte sich zustimmend.

„Wie ich bereits bemerkte, haben die Dokumente an und für sich für die Behörde keinen Wert."

„Und die Affaire wird damit für Frau von Ellerndorf erledigt — endgiltig erledigt sein, wie ich hoffe."

„In dieser Hinsicht Versprechungen zu machen steht mir nicht zu. Ich fürchte sogar, daß einige Vernehmungen der Frau Geheimerätin kaum zu umgehen sein werden. Schon das gegen den Premierlieutenant von Tannhausen eingeleitete kriegsgerichtliche Verfahren dürfte dieselben notwendig machen."

In neuem Erstaunen sah Herr von Ellerndorf auf. „Was sagen Sie? Tannhausen? Derselbe, der zur Dienstleistung beim großen Generalstab kommandirt ist?"

„Derselbe! Er steht im Verdacht, der Verfasser des bei Olasson beschlagnahmten militärischen Aufsatzes zu sein, und er ist auf Befehl seiner vorgesetzten Behörde inzwischen bereits verhaftet worden."

Der Geheimerat schien plötzlich ein dringendes Bedürfnis zu empfinden, diese Unterhaltung zu beenden.

„Wie ich vermute, werden Sie dem Herrn Polizeipräsidenten über den Erfolg Ihres Besuches sogleich Bericht zu erstatten haben," sagte er mit unverkennbarer Hast. „Ich ersuche Sie, dabei hinzuzufügen, daß ich mich noch heute selbst im Präsidium einfinden werde, um alle etwa gewünschten weiteren Aufschlüsse zu geben. Für den Augenblick bin ich in der That durch dringende Berufsgeschäfte in Anspruch genommen, und ich bitte Sie deshalb, Herr Polizeirat, mich freundlichst zu entschuldigen."

Es war gar nichts Hoheitsvolles mehr in seiner Haltung, nichts mehr von der würdevollen Steifheit des künftigen Ministers in seinen Mienen. Ja, er

ließ sich sogar herab, dem Polizeirat zum Abschied seine Hand zu reichen, und nicht an ihm lag es, daß der Händedruck nur ein sehr flüchtiger und förmlicher war.

Kaum aber hatte sich der Beamte entfernt, als Ellerndorf wie ein Rasender im Zimmer auf und nieder zu stürmen begann. Jetzt erst, wo er sich unbeobachtet wußte, offenbarte sich, wie meisterhaft er soeben die schwere Kunst der Selbstbeherrschung geübt. Mit verzerrten Zügen und geballten Fäusten lief er umher, zähneknirschend wie ein wildes Tier, das nach einem Opfer ausspäht, um es zu zerreißen.

„Das also soll das Ende sein!" stieß er hervor. „Darum die Arbeit eines Menschenlebens! O, ich Narr! Ich thörichter, blinder, unsinniger Narr!"

Minuten vergingen, ehe sich in dem wilden Umhertoben die erste Gewalt des Sturmes gebrochen hatte. Matt und kraftlos ließ sich der Geheimerat in den Stuhl vor dem Schreibtisch sinken, stützte den Kopf in die Hand und starrte lange regungslos auf die beiden zierlichen, duftigen, verhängnisvollen Briefe.

Dann schlug er auf die Glocke, und ohne sich nach dem eintretenden Diener umzusehen, befahl er: „Lassen Sie unverzüglich das Coupé anspannen! Ich fahre nach dem Polizeipräsidium — oder nein, nicht dahin — nach dem Ministerium des Innern! Melden Sie mir's sofort, wenn der Wagen vorgefahren ist! Und dann — ist meine Frau noch auf ihrem Zimmer?"

„Gnädige Frau haben befohlen, den ‚Harald' zu

satteln, sie erwarten den Herrn Rittmeister von Gilsa zum Spazierritt."

„Es ist gut — Sie können gehen."

Schwerfällig wie ein Kranker, dem die Glieder nur widerwillig gehorchen, erhob sich der Geheimerat. Er faltete die Briefe zusammen und ging durch die prächtig ausgestatteten Gemächer bis in das Zimmer seiner Frau. Gina stand im Reitkleid vor dem Spiegel, eben damit beschäftigt, das kleidsame Hütchen mit dem lichtgrauen Schleier kokett auf ihrem reichen Haar zu befestigen. In einem niedrigen Fauteuil aber saß Nora, die sich ihrer vorhin ausgesprochenen Absicht gemäß bereits umgezogen hatte und die nun mit einem kleinen spöttischen Lächeln dem Gebaren ihrer Stiefmutter zusah.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Gina," sagte der Geheimerat, und der überraschte Aufblick seiner Tochter verriet, daß sie den merkwürdig veränderten Klang seiner Stimme bemerkt habe, während Frau von Ellerndorf dafür ein minder feines Ohr zu haben schien.

„Gerade jetzt?" fragte sie heiter zurück, ohne in ihrer Beschäftigung innezuhalten. „Der Rittmeister kann ja in jedem Augenblick kommen, mich abzuholen."

„Der Rittmeister wird sich heute und künftig bequemen, seine Spazierritte ohne Dich zu machen! Es ist verlorene Mühe, welche Du da auf Deine Toilette verwendest."

Nun mußte freilich auch Frau Gina bemerken,

daß es sich um etwas Außergewöhnliches handle. Sie ließ die Arme sinken und wandte ihrem Gatten voll höchsten Erstaunens das hübsche, noch immer jugendfrische Gesichtchen zu. Sie sah die Falte auf seiner Stirn und seinen zürnenden Blick, aber ihre Besorgnis war dessenungeachtet augenscheinlich noch immer sehr gering, da sie mit einem lustigen Auflachen erwiderte:

„Ist es möglich? Bist Du allen Ernstes gekommen, um eine Scene aus dem ‚Othello‘ zu spielen!“

„Nein, nicht aus dem Othello, aber vielleicht aus einem andern Trauerspiel, dessen Ausgang nicht viel heiterer ist! — Ich befehle Dir, zu bleiben!“ wandte er sich an Nora, welche leise hatte aus dem Zimmer schlüpfen wollen. „Warum sollst Du nicht erfahren, was man morgen vielleicht in allen Zeitungen lesen wird? Und außerdem ist auch für Dich eine angenehme Ueberraschung dabei. Du hattest ganz recht, als Du vorhin sagtest, Dein Ritter habe keine Aehnlichkeit mit einem Don Quijote! Ich that ihm zu viel Ehre damit an, denn Don Quijote war wohl ein Narr, aber kein Schurke!“

Nora hatte schon auf der Schwelle gestanden; nun aber eilte sie auf den Geheimerat zu mit funkelnden Augen und brennenden Wangen.

„Papa! O, welch eine schändliche, unerhörte Verleumdung!“

„Wir werden nachher davon sprechen, denn jener Herr von Tannhausen kümmert mich sehr wenig. Erst

habe ich von Deiner Stiefmutter einige Erklärungen zu fordern."

„Der Herr Rittmeister von Gilsa bittet um die Ehre!" tönte die gleichgiltige Stimme des Dieners von der Thüre her, und Gina atmete sichtlich erleichtert auf, denn obwohl sie den Zorn ihres Gatten durchaus nicht ernsthaft nahm, war sie doch keine Freundin von Auseinandersetzungen, die sich in so feierlichen Formen ankündigten. Schon hatte sie die freundlich einladende Antwort auf den Lippen, als ihr der Geheimerat mit klar und kalt klingender Bestimmtheit zuvorkam:

„Sagen Sie dem Herrn Rittmeister, die gnädige Frau bedauerte, heute nicht mit ihm ausreiten zu können, und sie werde voraussichtlich auch für die nächste Zeit auf dies Vergnügen Verzicht leisten müssen."

Bei der Totenstille, welche in dem kleinen prächtigen Boudoir dieser Weisung gefolgt war, vernahm jeder von den dreien deutlich die schnarrende, von kaum verhaltenem Aerger bebende Stimme des Rittmeisters, wie er draußen im Vorzimmer dem Diener antwortete:

„Melden Sie dem Herrn Geheimerat, daß ich seine Wünsche respektiren werde — auch über die nächste Zeit hinaus! Adieu!"

Als das Klirren der Sporen verhallt war, löste sich auch Frau Ginas wortlose Erstarrung. Sie trat vor den Geheimerat hin, und ihre kleine Faust umklammerte fast drohend den Griff der Reitgerte.

„Jetzt ist es an mir, Erklärungen zu fordern!" sagte sie. „Dies Benehmen ist unerhört, es ist ein Schimpf, den ich niemals dulden werde!"

Ellerndorf sah ihr unverwandt ins Gesicht, und langsam streckte er ihr die Hand entgegen, in welcher er die beiden duftigen, modefarbenen Blätter hielt.

„Kennst Du diese Briefe?" fragte er. „Hast Du die Stirn, zu leugnen, daß sie von Dir geschrieben sind?"

Gina sah auf die Ueberschrift, und ihre Festigkeit kam ins Wanken. „Wie kommst Du zu den Briefen?" gab sie unsicher zurück. „Hast Du sie unterschlagen?"

„Wohl mir, wenn ich klug genug gewesen wäre, es zu thun! Wohl mir, wenn ich niemals einem ehrvergessenen Weib gestattet hätte, meine Ehre zu kompromittiren und die Arbeit meines Lebens zu zerstören! Nein, ich habe sie nicht unterschlagen, sondern ich empfing sie aus den Händen der Polizei, die sie einem gemeinen Verbrecher abgenommen hatte. Denn an einen gemeinen Verbrecher waren sie gerichtet!"

„Das lügst Du! Wenn Jens Olafson ein Verbrecher ist, so seid ihr alle es hundertmal mehr!"

„Eine treffliche Art der Verteidigung! Aber Du siehst, daß sie mich nicht einmal überrascht! Trägst Du Dich doch diesem ausgezeichneten Jens Olafson, den Du so heiß liebst, hier förmlich an, und kann ich mir doch Glück wünschen, wenn ein Verbrecher

allem Anschein nach stolz genug war, Dich zu verschmähen!"

Er hatte Noras Anwesenheit offenbar vergessen, und er würde sie noch jetzt fortgeschickt haben, wenn er daran gedacht hätte, einen Blick auf sie zu werfen. An allen Gliedern zitternd stand sie neben ihrem Stuhl, die weit geöffneten, entsetzten Augen starr auf die Frau gerichtet, gegen die von ihrem eigenen Gatten eine so furchtbare Anschuldigung erhoben werden konnte.

Gina aber war keineswegs niedergeschmettert von der Wucht dieses Vorwurfs. Sie warf vielmehr den Kopf stolz in den Nacken zurück, und ihre Lippen kräuselten sich verächtlich.

„O über die Erbärmlichkeit," sagte sie. „Ueber dies engherzige Philistertum, das eine ungewöhnliche Menschenseele so wenig zu begreifen vermag, wie der kriechende Wurm den Flug eines Adlers begreift! Also weil ich mich nicht euren lächerlichen, willkürlichen Formen anbequemt habe, muß ich auch eine Sünderin sein? Ihr seid nicht im stande, an die Treue einer Frau zu glauben, die es verschmäht, ihre heißen Empfindungen mit tausend Regeln der Ehrbarkeit und der guten Sitte zu umpanzern, weil sie sich stark genug fühlt, eines solchen Panzers zu entbehren! Ja, ich habe diese Briefe geschrieben, und ich halte es für unnötig, etwas Weiteres zu meiner Verteidigung zu sagen."

„Wer ist jener Jens Olasson? Und wie kommst Du dazu, Dich seine Schwester zu nennen?"

„Wir sind von frühester Kindheit an wie Geschwister mit einander aufgewachsen. Er war der verwaiste Sohn eines armen Schiffers, und mein Vater, der auch ein Seemann war, hatte ihn aus Barmherzigkeit zu sich genommen. Wir haben gemeinsam gehungert und sind gemeinsam geprügelt worden, wenn wir vor Hunger anfingen zu weinen. Das hat uns inniger mit einander verbunden, als es irgendwelche Bande des Blutes vermocht hätten."

„Aber es hat doch den Anschein, als wären eure Beziehungen nicht nur geschwisterlicher Art gewesen."

„Nein! Als ich vierzehn Jahre alt war und Jens Olafson siebenzehn, haben wir uns leidenschaftlich geliebt, so rein und so närrisch, wie sich eben nur Kinder lieben können. Soll mir auch dies jetzt als ein Verbrechen angerechnet werden?"

„Willst Du mich glauben machen, daß der Roman damit zu Ende gewesen sei?"

Gina streifte ihn mit einem verächtlichen Blick.

„Ich wüßte nicht, was mich veranlassen sollte, Dir irgend etwas zu verschweigen! Ein reicher Russe, den ein Zufall in unser armseliges norwegisches Strandnest verschlagen hatte, entdeckte Olafsons ungewöhnliche Geistesgaben und nahm ihn mit sich, um für seine Ausbildung zu sorgen. Seitdem haben wir uns nur ein einzigesmal in London und zwar in großer Gesellschaft wiedergesehen."

„Ich will nicht zweifeln, daß Du mir mit alledem die volle Wahrheit sagst; aber Deine Schuld wird dadurch nicht geringer. Ich habe Dich niemals in Deinen Freiheiten beschränkt und ich habe selbst Deine bedenklichsten Handlungen geduldet, eben weil ich bei alledem das Vertrauen hegte, daß Du kein leichtfertiges Spiel mit der Ehre meines Namens treiben würdest. Wäre dieser Olasson ein Mensch wie alle die anderen, welche Du da aus Rache an Deinen Triumphwagen spannst, so hätte es mit dem Früheren hingehen mögen! Aber Du mußtest wissen, daß er ein Verbrecher sei."

„Schon wieder dies Wort! Wer kann es wagen, ihn so zu nennen?"

„Er ist ein anarchistischer Agitator, ein Spion, ein Verräter! Geht nicht aus Deiner Antwort klar genug hervor, daß er den Versuch gemacht hat, auch Dich für diese schändlichen Zwecke zu mißbrauchen?"

„Und darum ist er ein Verbrecher? Willst Du, daß ich Dir die Namen berühmter Männer nenne, deren Größe im Grunde nichts anderes war als eine Reihe solcher Verbrechen?"

„Ich bin nicht gekommen, Deine Ansichten darüber zu vernehmen; ich bin gekommen, um Dir zu sagen, daß Du zum Dank für die Wohlthaten, welche ich Dir erwiesen, meine Existenz vernichtet, die Arbeit meines ganzen Lebens zerstört, daß Du mich zu einem ruinirten, gebrochenen Mann gemacht hast!" Das Haupt sank ihm auf die Brust, und wie Schluchzen klang es in

seiner Stimme. Noch niemals hatte Nora einen ähnlichen Gefühlsausbruch bei ihrem Vater gesehen.

„Papa — mein lieber, armer Papa!“ rief sie angstvoll aus, an seiner Seite niedergleitend und ihn mit ihren Armen umschlingend. Frau von Ellerndorf aber war sichtlich von nicht geringerem Entsetzen ergriffen. „Was sagst Du? Das ist unmöglich! Was habe ich denn so Fürchterliches gethan!“

„Diese Deine Briefe, die ich nicht zu verleugnen vermochte und die ihren Weg unzweifelhaft bereits durch die Bureaux des Auswärtigen Amtes gemacht hatten, ehe sie an mich gelangten, kompromittiren mich ebenso schwer, als hätte ich selbst sie geschrieben. Deine Beziehungen zu einem notorisch staatsfeindlichen Subjekt machen mein ferneres Verweilen im Dienst des Staates unmöglich. Wenn ich es nicht darauf ankommen lassen will, daß man mich dazu auffordert, muß ich womöglich noch heute freiwillig meine Entlassung nehmen.“

Frau Ginas Wesen war plötzlich ein völlig verändertes geworden. Den Schlag, welcher da durch ihr Verschulden auf das Haupt ihres Gatten niedergefallen war, wußte sie offenbar in seiner ganzen vernichtenden Schwere zu empfinden. Mit gesenktem Haupt und mit gefalteten Händen stand sie gleich einer reuigen Sünderin mitten im Zimmer.

„Und es sollte kein Mittel mehr geben, dieses Aeußerste abzuwenden?“ fragte sie endlich, das peinvolle Schweigen unterbrechend.

Mit forschendem Blick sah der Geheimerat zu ihr auf und sagte langsam:

„Ein Mittel gibt es wohl, aber es ist ein verzweifeltes, und sein Erfolg wäre nicht einmal gewiß. Ich könnte feierlich jede Verantwortung für Deine sträfliche Handlungsweise von mir abwälzen, indem ich mich ohne Rücksicht auf den unvermeidlichen Skandal in aller Form von einer Frau lossagte, die meine Ehre und ihre eigene so schlecht zu wahren wußte."

Frau Ginas Augen öffneten sich weit. Eine namenlose Angst spiegelte sich in ihren Zügen.

„Ich verstehe Dich nicht!" brachte sie mühsam hervor. „Denkst Du an eine Scheidung?"

„Nur eine rücksichtslos durchgeführte Scheidung könnte mich möglicherweise von dem Verdacht befreien, dies verwerfliche Treiben gebilligt oder doch im Widerspruch mit meiner Pflicht geduldet zu haben. Es ist der einzige Weg, den ich gehen darf, wenn ich den Forderungen des Verstandes gehorchen will."

„Aber Du wirst ihn nicht gehen — ich beschwöre Dich — ich flehe Dich an! Verhänge jede Strafe über mich, nur jage mich nicht wie eine Verworfene aus Deinem Hause! Mit den heiligsten Eiden kann ich Dir's versichern, daß ich so wenig jemals an eine solche Folge meines Thuns gedacht, als eine meiner ehelichen Pflichten verletzt habe. Mein Gott, es ist ja so schwer, sich in die fürchterlich strengen Gesetze dieses Landes zu finden! Was ich für erlaubt und

unschuldig halte, weil ich mich rein weiß vor meinem eigenen Gewissen, das gilt euch bereits als ein todeswürdiges Verbrechen. Eine geringfügige Unüberlegtheit, die mit einem freundlich verweisenden Wort genugsam bestraft wäre, soll geahndet werden wie die entsetzlichste Sünde! Sage mir, was ich thun soll, um das Unheil von Dir abzuwenden! Ich will zum Polizeipräsidenten, zum Minister, zum König fahren, will mich ihnen zu Füßen werfen und ihnen sagen, daß Du nichts von diesen Briefen und nichts von Jens Olafsons Dasein wußtest. Was für eine Gerechtigkeit wäre das, wenn ein ehrlicher Mann für die Unvorsichtigkeit seiner Gattin büßen sollte! Man wird mich hören und man wird mir Glauben schenken! Aber Du mußt es genug sein lassen mit dieser Demütigung, die ich freiwillig auf mich nehmen will und die schon hundertmal schwerer ist als mein Vergehen. Nur keinen öffentlichen Schimpf — nur keine geschiedene, keine verstoßene Frau!"

Flehend hatte sie die gefalteten Hände erhoben. Sie war vielleicht niemals schöner gewesen als mit dem schmerzlich angstvollen Ausdruck auf dem sonst unveränderlich heiteren Gesicht. Auch Nora war von der plötzlichen Wandlung in ihrem Wesen, von dem jähen Uebergang aus keckem, spöttischem Uebermut zu reuiger Unterwerfung tief bewegt und ergriffen. Sie war zu jung und von zu reinem Empfinden, um auch nur für einen Moment zu argwöhnen, daß es nicht

die Liebe des Gatten, sondern ihre Stellung in der Gesellschaft, der Luxus, der Ueberfluß, die fürstliche Lebensführung sein könnten, um deren Besitz diese Frau mit so verzweiflungsvollem Bitten rang. Sie sah nur das unglückliche, leidende Weib, das schwerer büßen sollte, als es gefehlt, und ihr Herz floß über vom innigsten Mitleid, wie hart sie auch vielleicht noch vor wenigen Minuten über ihre Stiefmutter gedacht haben mochte.

„Sei barmherzig, Papa!" bat sie leise. „Um meinetwillen sei barmherzig! Laß uns drei gemeinsam tragen, was wir nicht zu ändern vermögen!"

Der Geheimerat streichelte zärtlich ihr weiches Haar und richtete sich mit einem tiefen Seufzer auf.

„Ja, mein Kind — um Deinetwillen!" sagte er. „Weil Du unschuldig darunter leiden müßtest, will ich alter Mann der Welt nicht mehr das Schauspiel eines Scheidungsprozesses geben, dessen sich die Skandalsucht mit hunderttausend Zungen bemächtigen würde! Bei meiner Tochter magst Du Deinen Dank dafür abstatten, Gina, daß ich allein die Folgen Deines Leichtsinnes auf mich nehmen werde."

Er machte eine zurückweisende Handbewegung gegen seine Frau, die sich ihm nähern wollte, und wandte sich zum Gehen. Nora aber, deren Arm noch immer auf seiner Schulter lag, hielt ihn zurück.

„Und Herr von Tannhausen? Nimm das häßliche Wort zurück, Papa, das Du vorhin über ihn

gebrauchtest! Du weißt nicht, wie weh es mir gethan!"

„Also habe ich Dein warmes Eintreten für ihn doch richtig gedeutet? Er hat sich wirklich in Deine Neigung einzustehlen gewußt, Nora?"

Heftig schüttelte sie das Köpfchen.

„Nein, Papa, nein! Deine Furcht ist wahrhaftig unbegründet. Sei versichert, daß er gar nicht an mich denkt und daß er alles andere eher für mich empfindet als Liebe."

„Und Du? Kannst Du mir eine gleiche Versicherung auch für Dich selber geben?"

„Warum sorgst Du Dich darum? Selbst wenn ich ihm zugethan wäre — fürchtest Du etwa, daß ich hingehen könnte, mich ihm anzubieten?"

„Nein! Aber ich würde es beklagen um der Enttäuschung willen, die Du da erfährst, mein armes Kind! Dein ritterlicher Held ist nichts anderes als ein nichtswürdiger Verräter seines eigenen Vaterlandes. Er steht unter dem Verdacht, dem Jugendfreund Deiner Stiefmutter die militärischen Geheimnisse ausgeliefert zu haben, welche dieser an die französische Regierung verkaufte."

Nora ließ ihren Arm von seinem Nacken gleiten. Wie gelähmt von namenlosem Entsetzen sah sie ihn für die Dauer einer Sekunde regungslos an, dann aber kam es wie ein Aufschrei des Zornes von ihren Lippen:

„Das ist nicht wahr! Man hat Dich schändlich belogen, Papa, um ihn zu verleumden!“

„Wer hätte ein Interesse daran haben sollen? Vielleicht wirst Du dort“ — und er wies nach der stumm dastehenden Gina zurück — „bessere Auskunft erhalten können als bei mir. Ich weiß nichts anderes, als daß er bereits gefangen gesetzt und einem kriegsgerichtlichen Verfahren unterworfen worden ist. Die Militärbehörden pflegen ohne triftige Beweisgründe nicht so streng vorzugehen, mein Kind!“

Wieder tauchte der Diener mit dem gleichgiltigen Gesicht in der Thür auf, um zu melden, daß das von dem Geheimerat befohlene Coupé vorgefahren sei. Nora warf ihrem Papa einen bittenden Blick zu, um ihn zu fesseln, doch Herr von Ellerndorf hatte es jetzt sehr eilig, sich zu entfernen.

„Ich muß unverzüglich zum Minister,“ sagte er, ihrer Bitte zuvorkommend, „um zu retten, was etwa noch gerettet werden kann. Als der höchste Chef der politischen Polizei wird er seinen Organen wenigstens größtmögliche Diskretion bei etwaigen weiteren Untersuchungen anempfehlen können. Auf größere Erfolge wage ich leider kaum noch zu hoffen.“

Er verließ hastig das Zimmer, und die Frauen hörten in der nächsten Minute das Davonrollen des Wagens. Nora war auf ein Ruhebett niedergesunken und hatte das brennende Antlitz in die Hände gedrückt. Da fühlte sie die Berührung eines weichen Armes,

der sich sanft um ihren Nacken legte, und Frau Ginas angenehme Stimme flüsterte ihr mit schmeichelnden Lauten ins Ohr:

„Ich danke Dir, liebste Nora! Und ich werde Dir nicht vergessen, daß Du in dieser schweren Stunde auf meiner Seite gestanden!“

Langsam erhob Nora das Köpfchen.

„Mußte ich denn nicht?“ fragte sie bitter. „Sollte das Unglück noch größer werden? Aber es ist schrecklich — schrecklich!“

„Willst auch Du mir noch neue Vorwürfe machen?“

„Nein, was wäre damit gewonnen! Wenn ich nur zu begreifen vermöchte, wie man eine Sekunde lang solchen Verdacht gegen ihn hegen kann! Seine Kameraden, seine Vorgesetzten — sie müssen ihn doch kennen, sie müssen doch wissen, daß es unmöglich ist!“

„Von wem sprichst Du? Von diesem Herrn von Tannhausen? Liegt er Dir wirklich so sehr am Herzen?“

Nora machte sich von der Umarmung der Stiefmutter los und sprang auf.

„Mein Gott, schon wieder diese unausstehliche Frage! Muß man denn einem Mann über alle Maßen zugethan sein, um Schmerz und Empörung zu fühlen, wenn man ihn unschuldig angeklagt und schändlich verleumdet sieht?“

„Und woher hast Du diese Gewißheit seiner

Unschuld? Bist Du eine so ausgezeichnete Menschenkennerin, daß die flüchtigste Bekanntschaft genügt, Dich bis in das Herz eines Mannes blicken zu lassen?"

„Ich weiß nicht, ob es Menschenkenntnis ist oder etwas anderes, das mich dazu in den Stand gesetzt hat; aber ich weiß, daß er hundertmal eher sterben würde, ehe er sich einer unehrenhaften Handlung schuldig macht — ich weiß, daß er in meinen Augen makellos dastehen wird, auch wenn die ganze Welt ihn verdammt! Ja, ich kenne ihn bis ins Herz hinein, denn sein ehrliches Herz liegt ja offen vor jedem da wie ein aufgeschlagenes Buch! Und weil ich ihn kenne, werde ich auch nicht dulden, daß er noch länger unter diesem schimpflichen Verdacht bleibt!"

„Du wirst es nicht dulden?" fragte Frau Gina, erstaunt in die sprühenden Augen ihrer Stieftochter blickend. „Ja, mein Gott, was könntest Du denn thun, ihn davon zu reinigen?"

„Ich — nichts! Du aber vermagst es, und Du darfst Dich nicht weigern, es zu thun!"

„Welch eine seltsame Idee! Hast Du denn nicht soeben gehört, daß ich selbst eine Angeschuldigte, wenn nicht eine Angeklagte bin? Oder glaubst Du wirklich, ich sei wie eine Verschworene in alle diese fürchterlichen Dinge eingeweiht und könnte einfach hingehen, um über die ganze Verschwörung Auskunft zu geben?"

„Nein, ich würde wahrlich nicht für Dich gebeten haben, wenn ich das für möglich hielte! Aber jener Olasson ist Dein Jugendfreund; er hat Dich geliebt, wie Du selber sagtest; er kann Dir die Wahrheit nicht verschweigen, wenn Du ihn um eurer einstigen Liebe willen darum beschwörst! Durch sein Zeugnis allein kann Tannhausen auf der Stelle gerechtfertigt werden, und wenn er es seinen Richtern verweigert hat, Dir kann er es nicht verweigern!"

Frau von Ellerndorf hatte Nora niemals in solcher Erregung gesehen; sie war bestürzt, betroffen, aber sie schüttelte in entschiedener Ablehnung den Kopf.

„Das sind thörichte Gedanken, liebste Nora," sagte sie begütigend; „auch wenn Deine Vermutungen zutreffend wären, wie soll ich es anfangen, mich jetzt noch mit Jens Olasson in Verbindung zu setzen?"

„O, nichts ist einfacher als das! Hörtest Du nicht, daß er verhaftet worden sei? Und den Aufenthalt eines Gefangenen ermittelt man leicht genug. Die Polizei, die dem Papa Deine Briefe zurückgegeben hat, kennt ihn ganz gewiß. Noch in dieser Stunde, noch ehe der Papa vom Minister zurückgekehrt ist, mußt Du zum Polizeipräsidenten fahren, um Dich darüber zu unterrichten. Ich werde Dich natürlich begleiten, unseren vereinten Bitten kann er unmöglich widerstehen."

„Und dann?"

„Dann wirst Du an Olasson schreiben, wirst ihm

sagen, wie man hier einen Unschuldigen eingekerkert hat und wie es nur eines einzigen Wortes aus seinem Munde bedarf, denselben zu retten. Wenn er kein gewöhnlicher Verbrecher ist, — und Du sagtest ja, daß er es nicht sei — so wird er nicht zögern, dieses Wort zu sprechen."

Gina rührte sich nicht. „Das alles ist unmöglich!" erklärte sie mit Bestimmtheit. „Man würde einen solchen Brief gar nicht in seine Hände gelangen lassen, und wenn man es thäte, würde Jens Olasson durch meine Bitten doch niemals bestimmt werden, anders zu handeln, als es vorher sein Wille gewesen."

„Gleichviel! Solche Befürchtungen dürfen uns nicht abhalten, unsere Pflicht zu erfüllen."

„Unsere Pflicht? Was gebietet uns denn, so unweiblich für einen Fremden einzutreten, der, wenn er wirklich unschuldig ist, Mann genug sein wird, selbst seine Verteidigung zu führen?"

„So kaltherzig kannst Du urteilen, Du, um derenwillen jetzt der arme Papa trotz seiner grauen Haare vielleicht das Mitleid fremder Menschen anflehen muß?"

„Nora!"

„Ja, es mag hart klingen, was ich da sage, und mir selber thut es weh, daß ich es sagen muß; aber Du bist es, die mich dazu zwingt. Mag es doch unweiblich sein, was wir thun! Menschlich ist es gewiß! Und es gibt doch wohl Fälle, in denen wir Frauen berechtigt sind, die allgemeine Menschenpflicht höher zu

stellen als die Rücksicht auf die gute Sitte. Noch einmal bitte ich Dich: Laß uns nicht eine Viertelstunde, nicht eine Minute mit unnützen Worten verlieren! Wir können ja nicht wissen, wie wichtig jede von ihnen ist! Ich darf Dir Hut und Mantel bringen, nicht wahr, und dann werden wir unverzüglich gehen!"

„Nein, Nora! Ich muß diesmal vernünftiger sein als Du. Wenn Dein Vater zurückkehrt, magst Du ihm dies alles wiederholen, und was er für das Rechte hält, werden wir thun."

„Aber das ist es ja eben, was ich vermeiden will! Papa kennt Herrn von Tannhausen nicht, wie ich ihn kenne; er hegt sogar einen Groll gegen ihn, weil er in dem thörichten Glauben lebt, daß es der Premierlieutenant auf meine Mitgift abgesehen habe, — er würde uns niemals seine Einwilligung zu unserem Vorhaben geben."

„Und obwohl Du das voraussiehst, erwartest Du, daß ich Dir zu Willen sei? Einem abenteuerlichen Plan zuliebe, dessen Ausführung mich nur noch schlimmer kompromittiren könnte, soll ich seinen Unwillen aufs neue über mich heraufbeschwören? Nein, liebe Nora, ich meine doch, wir selber wären uns näher als jener Offizier, der uns für so ungeschickte Einmischung in seine Angelegenheiten obendrein wohl schwerlich Dank wissen würde."

Das junge Mädchen, das vorhin schon zur Thür geeilt war, kehrte langsam in das Zimmer zurück.

Ein Zug trotziger Entschlossenheit lag auf dem hübschen Gesicht. „Du weigerst Dich also im Ernst, meine Bitte zu erfüllen?“

„Um Deinetwillen muß ich fest bleiben, Nora, und ein wenig auch aus Rücksicht auf mich selbst.“

„O, was mich anbetrifft, so bin ich alt genug, um die Verantwortung für meine Handlungen auf die eigenen Schultern zu nehmen. Und da ich fest entschlossen bin, das zu thun, was ich für meine Pflicht halte, werde ich mich allein zum Polizeipräsidenten begeben.“

Frau Gina hatte den unglücklichen Gedanken, einen mütterlich befehlenden Ton anzuschlagen. „Das wirst Du nicht thun!“ sagte sie. „Ich verbiete es Dir!“

„Du? Mit welchem Recht?“

„Mit dem Recht, das ich als die Gattin Deines Vaters über Dich habe! Ellerndorf wußte wohl kaum, eines wie schweren Unrechtes er sich schuldig machte, als er Dich bei unserer Unterredung zugegen sein ließ. Aber er wird dies Unrecht bald genug einsehen, und Du solltest Dich hüten, die Ehrerbietung und den Gehorsam zu verletzen, die ich trotz alledem von Dir beanspruchen darf!“

„Ehrerbietung — Gehorsam? Hältst Du mich für ein Kind? Ich habe meine Schwester Thea nicht begriffen, als sie mir in einer heißen Aufwallung ihres Herzens das Geständnis machte, daß sie einem ungeliebten Mann ihre Hand gereicht, nur um der

unwürdigen Knechtschaft unserer häuslichen Verhältnisse zu entfliehen; heute verstehe ich sie nur zu gut, und ich weiß kaum, wie ich es ertragen werde, weiter unter dem Druck dieser Verhältnisse zu leben. Und Du kannst Ehrerbietung von mir beanspruchen und Gehorsam? Du kannst Dich darauf berufen, daß es der Platz meiner toten Mutter ist, welchen Du einnimmst? Ich will nicht aussprechen, was ich Dir darauf zu antworten hätte; aber es wäre besser gewesen, Du hättest mich nicht daran erinnert! Nur eines muß ich Dir sagen, damit Du mich später nicht beschuldigst, daß ich hinterlistig gehandelt habe! Deine selbstsüchtige Weigerung, einem unglücklichen Mann zur Wiederherstellung seiner Ehre zu verhelfen, macht mich von jeder Rücksichtnahme frei. Ich kann nicht aus Schonung für eine Schuldige unthätig zusehen, wie ein Unschuldiger leidet! Ich kann es nicht und ich will es auch nicht! Mag darüber auf mich kommen, was da wolle!"

„Nora — um Gottes willen, was willst Du thun?"

„Was mir die Umstände gebieten werden! Irgendwo werde ich doch wohl Rat und Beistand finden! Ich werde Tannhausens Freunde oder seine Vorgesetzten aufsuchen und ich werde ihnen nichts verschweigen!"

„Auch wenn Du mich damit dem allgemeinen Gerede preisgibst, wenn Du mich für immer in der Gesellschaft unmöglich machst?"

„Auch dann!“

„Nora, Du bist von Sinnen! Ich will Dir ja nicht befehlen — ich will Dich ja nur bitten — auf meinen Knieen bitten, wenn es Dich rühren kann: Bleib! Schiebe Dein Vorhaben nur so lange auf, bis Du Dich beruhigt hast! Du weißt ja in diesem Augenblick nicht, was Du da thun willst!“

„Ich weiß es sehr wohl, und bin fest entschlossen!“

„Und Du willst mich glauben machen, daß dies nur die rein menschliche Teilnahme für einen vermeintlich Unschuldigen sei, Du willst noch leugnen, daß Du diesen Mann liebst?“

„Nun ja denn, ich liebe ihn, obwohl ich es vor einer Stunde selbst nicht wußte! Ich liebe ihn und ich schäme mich dessen nicht, denn er wird es niemals erfahren. Glaubst Du nun noch immer, daß irgend etwas im stande sein werde, mich zurückzuhalten?“

Gina senkte das Haupt wie vorhin, da sie mit Entsetzen die Folgen ihres leichtfertigen Handelns erkannt hatte. „Nein,“ sagte sie mit veränderter Stimme, „ich glaube es nicht mehr! Laß uns denn gehen!“

„Du bist bereit, mich zu begleiten?“

„Was bleibt mir anderes übrig? Ich halte Deinen Plan für zwecklos und thöricht, aber ich bin in Deiner Gewalt und werde darum thun, was Du von mir forderst. Es ist mein Unglück, das weiß ich; aber wie sollte ich Dich davon überzeugen, da Du ihn ja liebst!“

„Und wir werden zum Polizeipräsidenten fahren?“

„Wohin Du willst! Du wirst, wie ich hoffe, Deinem Vater sagen, daß ich gezwungen wurde.“

„Ich nehme die Verantwortung auf mich! Kommt Tannhausens Unschuld an den Tag, so muß der Papa uns verzeihen.“

„Meinst Du?“ fragte Frau Gina mit eigentümlichem Ausdruck. „Nun, wir werden ja sehen!“

Sie lehnte die Hilfe ab, welche Nora ihr für den Wechsel der Toilette anbot, und begab sich in ihr Ankleidezimmer, aus welchem sie nach kurzer Zeit im Straßenanzuge zurückkehrte. Schweigend verließen sie das Haus, um den nächsten Droschkenstandplatz aufzusuchen, und schweigend legten sie die lange Fahrt bis zum Molkenmarkt zurück. Nora vermied es, ihre Stiefmutter anzusehen; denn auch ohne daß sie ein weiteres Wort oder einen Blick mit einander getauscht hätten, empfand das junge Mädchen mit instinktiver Gewißheit, daß sie von dieser Frau fortan wie von einer Todfeindin gehaßt werden würde.

Zwanzigstes Kapitel.

Noch an demselben Tag, an welchem Bernd von Tannhausen unter dem Verdacht des Landesverrats oder der Beihilfe zu diesem Verbrechen verhaftet worden war, fand eine im Beisein des Auditeurs und der Mitglieder des Untersuchungsgerichts vorgenommene genaue Durchsuchung seiner Wohnung und in Verbindung damit eine eingehende Vernehmung seiner Hausgenossen statt. Beide Maßregeln lieferten für den Gang des Verfahrens keine weitere Ausbeute, als daß sie durchweg die thatsächlichen Angaben bestätigten, welche Tannhausen in seinem ersten Verhör gemacht.

Seine Niederschrift des verhängnisvollen Aufsatzes über den Aufmarsch der deutschen Armee fand sich wirklich an der von ihm bezeichneten Stelle in dem verschlossenen Schreibtisch und sie wurde von dem Auditeur ebenso wie alle anderen vorhandenen Manuskripte mit Beschlag belegt. Eine Begutachtung des Schlosses durch den bei der Haussuchung hinzugezogenen Militärhandwerker ergab allerdings, daß

dasselbe von überaus einfacher Konstruktion und mit jedem auch nur annähernd passenden andern Schlüssel ohne besondere Mühe zu öffnen sei; aber dieser Umstand schien zur Aufklärung der Sache und zur Entlastung Tannhausens um so weniger beizutragen, als sowohl Ilse wie die beiden Dienstboten übereinstimmend mit aller Entschiedenheit erklärten, die Möglichkeit einer Entwendung des Manuskripts durch einen Fremden, der es dann ja auch wieder unbemerkt hätte an seinen früheren Platz legen müssen, sei vollständig ausgeschlossen.

Ilses Ueberraschung bei dem unerwarteten militärischen Besuch und ihr Erschrecken bei der Aufklärung über den ernsten Zweck desselben waren natürlich sehr groß gewesen. Sie hatte eine geraume Zeit gebraucht, um überhaupt an die Wirklichkeit der peinlichen Ereignisse zu glauben, welche sich da vor ihren Augen vollzogen, und um sie in ihrer ganzen demütigenden Bedeutung zu begreifen. Namentlich die Mitteilung von der erfolgten Inhaftnahme Bernds, die ihr durch den ritterlichen und humanen Hauptmann allerdings in den schonendsten Formen gemacht wurde, erschien ihr völlig unglaublich, und während der ersten Viertelstunde erwartete sie immer noch, daß sich alles wie der letzte Aufzug einer übermütigen Komödie auflösen würde. Als aber die förmliche Vernehmung des Burschen und sogar der Köchin begann, mußten freilich auch ihre letzten geheimen Hoffnungen und Zweifel schwinden, und nun traf sie die volle Erkenntnis der fürchterlichen

Situation mit fast vernichtender Schwere. Für eine kurze Zeit drohte ihre Fassung und Selbstbeherrschung sie ganz zu verlassen; sie brach in Thränen aus und war nicht im stande, irgend eine der an sie gerichteten Fragen zu beantworten. Sah sie doch nur die schrecklichen Thatsachen, ohne ihren Zusammenhang und ihre eigentlichen Ursachen zu fassen, und erfüllte sich doch infolge dessen ihre Phantasie mit den qualvollsten Vorstellungen!

Aber der unerschütterliche Glaube an die makellose Rechtschaffenheit ihres Bruders, die felsenfeste Zuversicht, daß er nur unter den Folgen eines verhängnisvollen Mißverständnisses leiden könne, ließen sie diesen Zustand trostloser Entmutigung doch bald überwinden. Sie schämte sich nun aufrichtig der Schwäche, die ihr wie eine Versündigung an ihrer schwesterlichen Liebe erschien, und der Auditeur war fast betroffen von der Ruhe und Klarheit, mit welcher sie jetzt ihre Angaben machte. Sie sagte ihm in allem, wornach er fragte, die volle Wahrheit und nur in einem Punkt machte sie sich eines Verschweigens schuldig.

Als er davon sprach, daß ihr Bruder doch wahrscheinlich wenigstens einen Freund haben werde, dessen Besuche er häufiger empfange, hätte es für Ilse ja sehr nahe gelegen, ihm den Namen Falkenrodes zu nennen. Wenn sie es trotzdem unterließ, so war es nicht einmal die Besorgnis, ihrem Verlobten Unbequemlichkeiten zu bereiten, sondern viel mehr ein Gefühl unerklärlicher Scham, welches ihr den Mund verschloß.

Sie fürchtete, daß man sie um die Beziehungen befragen könnte, welche zwischen ihr und Falkenrode bestanden, und nach den Ereignissen der letzten Wochen — nein, nach dem Verlauf der letzten Nacht — vermochte sie darauf ja nicht einmal sich selber mehr eine klare und bestimmte Antwort zu geben.

So blieb Falkenrodes Name hier unerwähnt, wie ihn Tannhausen bei seiner ersten Vernehmung unerwähnt gelassen hatte, und nach etwa zweistündigem Aufenthalt in der bescheidenen Moabiter Wohnung entfernten sich die Mitglieder des Untersuchungsgerichts, ohne die gewünschte Spur gefunden zu haben, welche sie zu einem wirklichen Beweise für die Schuld oder Unschuld des Verhafteten hätte führen können.

Ilse war jetzt vollkommen gefaßt, nur eine tiefe Traurigkeit hatte sich ihrer bemächtigt und sie schickte die brave Johanne, die voll überströmender Entrüstung über eine so unerhörte, himmelschreiende Willkür und Ungerechtigkeit war, mit freundlichen Worten hinaus, um sich in ungestörter Einsamkeit ihren Gedanken zu überlassen. Sie zweifelte ja nicht daran, daß Bernd vollkommen gerechtfertigt werden würde, aber nach den Aufklärungen, welche ihr durch die Vernehmung in Bezug auf den gegen ihren Bruder vorliegenden Verdacht zu teil geworden war, konnte sie sich den Ernst der Sachlage doch nicht verhehlen. Und sie zermarterte ihr Köpfchen, um den rettenden Ausweg aus der Verwirrung zu finden, welche da so jäh und bedrohlich

über ihren stillen häuslichen Frieden hereingebrochen war. Aber sie stand ratlos vor demselben unbegreiflichen Rätsel, für das auch Bernd keine Erklärung hatte finden können. An der Frage, wie jenes sorgsam gehütete Werk unbemerkt in die Hände eines Fremden gelangen konnte, wurden auch ihre scharfsinnigsten Kombinationen zu schanden. Und wie sie da bis zur hereinbrechenden Dunkelheit auf ihrem Platz am Fenster saß, grübelnd, harrend, voll angstvoller Spannung und erwachender Hoffnung auf jeden raschen Schritt lauschend, welcher draußen auf der Stiege vernehmlich wurde, um dann jedesmal mit um so schmerzlicherer Enttäuschung zu erkennen, daß es nicht der Schritt des heimkehrenden Bernd gewesen sei — da überkam sie allgemach ein so bedrückendes Gefühl des Alleinseins, eine so namenlos traurige Empfindung der Verlassenheit, daß ihr die Thränen aufs neue schwer und heiß in die Augen traten. So inbrünstig wie in dieser Stunde hatte sie sich noch niemals nach einem mitfühlenden Menschenherzen gesehnt — nach einer treuen Brust, in die sie all ihr Leid ausschütten — nach einer lieben, sanften, trostvollen Stimme, deren zärtlicher Klang ihrer bangen, zagenden Seele den verlorenen Frieden wiedergeben konnte. Und gab es denn nicht einen Menschen, von dem sie dies alles mit doppeltem Recht beanspruchen durfte, einen Mann, der ihr seine volle Teilnahme zuwenden mußte, nicht nur, weil er ihr Verlobter war, sondern noch viel mehr, weil er sich den Freund Bernds

von Tannhausen nannte? Ohne Zweifel wußte Falkenrode nichts von dem drohenden Gewitter, das sich so plötzlich über dem Haupt seines Freundes zusammengezogen hatte, denn welche Beweggründe auch immer ihn während der letzten Zeit ferngehalten haben mochten, sie hätten doch zurücktreten und verstummen müssen vor der zwiefach heiligen Pflicht, die ihm hier durch die Ereignisse auferlegt wurde. Und hatte Ilse denn überhaupt ein Recht, ihm diese Ereignisse zu verschweigen? Durfte er nicht trotz der Entfremdung, welche zwischen ihnen eingetreten war, fordern, daß sie sich an ihn, und zwar an ihn allein, um Rat und Beistand wandte? Mußte nicht jede kleinliche Rücksicht verstummen, wo so hohe Güter wie die Ehre eines Mannes auf dem Spiel standen?

Ilse ging an den Tisch und versuchte, ihm zu schreiben. Aber es war nicht nur die rasch zunehmende Dunkelheit, welche sie hinderte, damit zu Ende zu kommen. Schon beim ersten Wort stockte ihr die Feder, denn ein unüberwindliches Widerstreben hielt sie davon zurück, eine Anrede zu gebrauchen, wie sie sonst wohl unter Menschen üblich ist, die einander so nahe stehen. Solche Worte wären ihr selbst wie eine Lüge erschienen, und doch wünschte sie ebenso wenig, ihn durch eine kalte und unfreundliche Form dieser an und für sich schon so wenig erfreulichen Mitteilung zu verletzen. Nach wiederholten fruchtlosen Versuchen gab sie ihren Vorsatz als unausführbar auf, aber gerade weil sie die Unklarheit ihrer Empfindungen wie

ein schweres Verschulden auf ihrer Seele lasten fühlte, war sie nur um so fester entschlossen, ihre Pflicht gegen Falkenrode zu erfüllen. Vermochte sie ihm nicht zu schreiben, was er doch erfahren mußte, so blieb ihr nichts anderes übrig, als es ihm zu sagen, und sie zögerte nicht, dieser Erkenntnis gemäß zu handeln. In einen einfachen Wintermantel gekleidet, das Gesicht hinter dem herabgezogenen Schleier verborgen, verließ sie das Haus. Obwohl sie niemals bei Falkenrode gewesen war, wußte sie doch, wo er wohnte, und eine Viertelstunde später stieg sie mit klopfendem Herzen die Treppe des Hauses empor, das um vieles eleganter und vornehmer aussah als das ihrige.

Eine ältere Frau war es, welche auf Ilses Klingeln öffnete. „Herr Lieutenant von Falkenrode?" wiederholte sie die Frage des jungen Mädchens, dasselbe mit einem mißtrauisch pfiffigen Blick betrachtend. „Es thut mir leid, der Herr ist noch nicht nach Hause zurückgekehrt."

Das war ein Fall, an dessen Möglichkeit Ilse gar nicht gedacht hatte, und in plötzlicher Niedergeschlagenheit senkte sie das Haupt. „Vielleicht kann ich ihm etwas ausrichten?" fuhr die Frau fort. „Sie können sich ganz auf mich verlassen."

„Nein, das ist unmöglich! Ich muß Herrn von Falkenrode selbst sprechen. Können Sie mir nicht sagen, wo er sich befindet?"

„Wahrscheinlich wird der Herr Lieutenant noch bei Dressel sein, wo er neuerdings regelmäßig zu diniren

pflegt. Es ist ja möglich, daß er innerhalb der nächsten halben Stunde kommt, um sich für das Theater oder für eine Gesellschaft umzuziehen. Wenn Sie ihn erwarten wollen, so habe ich nichts dagegen."

Ilse zauderte, denn das dreiste Wesen der Frau und vor allem das sonderbare Lächeln auf ihrem breiten Gesicht berührten sie überaus unangenehm. Aber sie mußte sich nach kurzem Ueberlegen sagen, daß es sicher am besten sei, ihren Vorschlag anzunehmen, und so trat sie, nachdem sie zaghaft ihre Zustimmung erklärt hatte, in das Innere der Wohnung ein.

Die luxuriöse Ausstattung des Herrenzimmers, in welches sie von der Frau geführt wurde, hätte ihr Befremden erregen müssen, wenn sie in der Stimmung gewesen wäre, ihrer Umgebung überhaupt irgend welche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aber sie fühlte seit dem Augenblick, da sie diesen Raum betreten hatte, eine so unerklärliche Bangigkeit und Beklemmung, als sei sie im Begriff, eine strafwürdige Handlung zu begehen. Mit der Scheu eines unberufenen Eindringlings ließ sie sich auf den Stuhl nieder, welcher der Thür am nächsten stand, und zählte die leisen Pendelschläge der über ihrem Haupt hängenden Wanduhr, als vermöchte sie damit die Zeit des peinlichen Wartens zu kürzen.

Nach einer Weile kam die Frau, welche Ilse geöffnet hatte, wieder herein, um einige Flammen des Kronleuchters anzuzünden. „Sie können doch nicht im

Dunkeln sitzen!“ meinte sie mit einer Art von gutmütigem Wohlwollen, aber der zudringliche Blick, mit welchem sie dabei das junge Mädchen fixirte, verriet zur Genüge, daß die Neugier den wesentlichsten Anteil an ihrer Fürsorge habe. „Es kann immerhin noch eine gute Zeit vergehen, ehe der Herr Lieutenant kommt, und Sie sollten sich's ein wenig bequem machen, denn es ist Ihnen hier doch wohl sehr warm.“

Ilse schüttelte verneinend den Kopf. Obwohl sie sich selber keinen Grund dafür anzugeben vermochte, trug doch die Gesellschaft dieser Frau nur dazu bei, ihr Unbehagen zu steigern.

Aber die andere schien nicht gesonnen, so leicht auf die Befriedigung ihrer Wißbegierde zu verzichten. „Es ist ja auch möglich, daß Herr von Falkenrode gar nicht erst nach Hause zurückkehrt,“ schwatzte sie weiter. „Vielleicht geht er vom Diner geradewegs zu seiner Braut.“

Ilse, die ihren Schleier noch immer nicht zurückgeschlagen, blickte betroffen auf. „Zu seiner Braut?“ wiederholte sie. „Das wird ganz gewiß nicht der Fall sein!“

„Nun, wenn Sie es besser wissen — es war ja nur eine Vermutung, weil er es sonst oft genug thut! Ach, das ist eine Liebe, man kann wahrhaftig seine Freude daran haben!“

Das Erstaunen ihrer jungen Zuhörerin wuchs mit jedem ihrer Worte. „Ich weiß nicht, ob Sie ernsthaft sprechen, Madame! Pflegt Herr von Falkenrode Ihnen seine Geheimnisse anzuvertrauen?“

„Ach Gott, vielleicht habe ich Sie gar durch meine unschuldige Bemerkung gekränkt! Dann will ich natürlich nichts gesagt haben. Aber ich meinte, Sie kämen am Ende im Auftrag seiner Braut.“

„Und so ist es in der That! Aber ich bin erstaunt, daß Sie über Dinge unterrichtet sind, von denen doch sonst niemand weiß.“

Die Frau grinste verschmitzt.

„Na, wozu hat man denn seine zwei gesunden Augen? Glauben Sie mir, mein Kind, ich kenne die jungen Herren und namentlich die Herren Offiziere! Alles Strohfeuer! Heute liegen sie vor einer Dame auf den Knieen und nach zwei Tagen machen sie sich mit einem guten Kameraden bei der Punschbowle über sie lustig! Ist mit meinem jetzigen Herrn Lieutenant auch nicht besser gewesen, so lange er noch aktiv war. Da hatte er an jedem Finger zehne, wenn er sich nur die Mühe machte, die Hand auszustrecken, und die Mühe hat er sich wirklich nicht verdrießen lassen, das will ich meinen! Aber jetzt — à la bonheur! Das ist die wahre Liebe! Eine geschlagene halbe Stunde sitzt er mitunter vor ihrer Photographie und führt lange Gespräche mit ihr, ohne daß er auch nur daran dächte, vorher die Thüren zuzumachen. Er sieht ja auch schon ganz elend aus, der arme Mensch!“

Ilse hatte erst einen vergeblichen Versuch gemacht, ihr widerwärtiges Geschwätz unwillig zu unterbrechen, dann aber hatte die Bestürzung sie verstummen lassen.

In ihrem Kopf wirbelte es, sie blickte auf den verschwenderischen Luxus, der sie umgab, und die Beklemmung, welche sie vom ersten Augenblick an gefühlt hatte, steigerte sich zu fast unerträglicher Angst.

„Ich verstehe Sie nicht!“ sagte sie leise. „Sprechen Sie wirklich von Herrn von Falkenrode?“

„Natürlich! Und wer ihn früher gekannt hat, der sollte es auch wahrhaftig nicht für möglich halten! Außer bei einem siebenzehnjährigen Portepeefähnrich, der an der Schwindsucht starb, ehe er Lieutenant geworden war, habe ich so was noch niemals gesehen! Mein Mann und ich, wir hören ihn ganze Nächte hindurch in seinem Bett stöhnen oder im Zimmer herum rennen wie den ewigen Juden! Und früher hatte er einen Schlaf, daß sein Bursche vor Verzweiflung weinte, wenn er ihn des Morgens wecken mußte. Wenn das noch nicht die wahre Liebe ist, dann gibt es überhaupt keine!“

„Und Sie sagen, er führe lange Gespräche mit dem Bild seiner Braut? Darf ich dies Bild sehen?“

„Nun, da steht es ja! Es ist doch, sollt' ich denken, groß genug!“

Es war in der That ein photographisches Porträt im allergrößten Format, welches da, von einem prächtigen Bronzerahmen umgeben, auf Falkenrodes Schreibtisch stand. Das Licht des Kronleuchters fiel so voll darauf, daß Ilse nicht erst ihren Platz zu verlassen brauchte, um alle Einzelheiten des Bildes zu erkennen. Und wenn sie auch von vornherein nicht gezweifelt hatte,

daß es sich da um ein anderes Bildnis als um das ihrige handeln müsse, so schlug ihr doch die helle Glut der Scham in das Gesicht, als sie das Porträt eines schönen Weibes mit heiß blickenden, schmachtenden Augen, mit verführerisch lächelnden Lippen und entblößten Schultern sah.

„Und diese Dame nannte Herr von Falkenrode Ihnen gegenüber seine Braut?“

„Ei freilich! Wir stehen nicht so mit einander, daß er mir daraus ein Geheimnis machen sollte. Im Mai oder im Juni ist die Hochzeit, und dann wird der Herr Lieutenant mit seiner jungen Frau für immer von Berlin fortgehen!“

Zur Ueberraschung des redseligen Weibes war Ilse aufgestanden und hatte die Thür geöffnet, um das Zimmer zu verlassen. „Ich werde nicht länger warten!“ sagte sie. „Es ist überflüssig! Adieu!“

„Ja, was heißt denn das? Er kann ja in jedem Augenblick kommen.“

„Um so mehr Grund für mich, mich auf der Stelle zu entfernen.“

„Und Sie wollen nichts für ihn hinterlassen? Ich soll ihm gar nichts bestellen?“

„Nein! — Nichts!“

Mit offenem Mund starrte die Frau auf die Thür, welche sich hinter der seltsamen Besucherin geschlossen hatte. „Potztausend, was soll denn das bedeuten?“ meinte sie, völlig verblüfft. „Habe ich da am Ende doch eine Dummheit gemacht? Na, es wird am besten

sein, wenn der Lieutenant gar nichts von der dummen Geschichte erfährt!"

Wie eine Verfolgte eilte Ilse die Treppe hinab. Die Vorstellung, daß sie jetzt mit Falkenrode zusammentreffen könnte, flößte ihr namenloses Entsetzen ein, und erst, als sie die nächste Straßenkreuzung hinter sich hatte, atmete sie auf. Jetzt aber, wo die Furcht vor einer Begegnung mit dem Erbärmlichen von ihr gewichen war, fühlte sie sich vollkommen ruhig und nichts von dem schneidenden Weh verratener Liebe regte sich in ihrem Herzen. Was sie während der letzten Wochen oft dunkel wie eine schwere Schuld empfunden und immer wieder in schmerzlichen Kämpfen von sich gewiesen hatte, das stand nun plötzlich mit lichtvoller, befreiender Klarheit vor ihrer Seele. Das Gut, welches Falkenrode von sich geworfen, hatte ihm in Wahrheit gar nicht mehr gehört, und früher vielleicht, als seine Neigung für sie erstorben war, hatte sie selber aufgehört, ihn zu lieben. Das Feige und Schimpfliche in seiner Handlungsweise hatte wohl ihren Zorn erregen können, aber dieser Zorn war bis auf den letzten Rest verflogen, noch ehe sie die heimische Wohnung wieder erreicht hatte, und sie fühlte nur noch die Wohlthat, von einer Last erlöst zu sein, die in diesen jüngsten Tagen viel härter auf ihre Schultern gedrückt, als sie es sich und ihrem Bruder hatte eingestehen wollen.

Und als wäre ihrem ganzen Wesen damit seine

alte Heiterkeit und Frische wie durch ein Wunder wiedergegeben worden, sah sie nun auch das Ungemach, welches durch die ungerechte Verdächtigung Bernds über sie gekommen war, in minder düsterem Lichte als zuvor, es war, als ob ihr ein unsichtbarer Tröster zugeflüstert hätte: Es ist ein böser Traum gewesen, der mit dem jungen Tage in nichts zerfließen muß! Je ungeheuerlicher die Beschuldigung ist, die man heute gegen den edelsten aller Menschen zu erheben wagt, desto glänzender wird morgen seine Rechtfertigung sein, desto stolzer wird er morgen den unantastbaren Schild seiner fleckenlosen Ehre erheben können!

Als sie vor dem Hause in der Moabiter Vorstadt angekommen war, sah Ilse ein matt erhelltes Fenster im dritten Stock und mit stillem Vorwurf erinnerte sie sich ihres kleinen Schützlings, den sie während des stürmischen Tages fast ganz hatte vergessen können. Ohne erst in die eigene Wohnung zurückzukehren, klopfte sie an Doktor Helmers Thür, und es überraschte sie gar nicht, daß es Wudicke war, welcher ihr öffnete.

„Wie geht es dem Kind?“ fragte sie. „Ist die Wärterin gekommen?“

„Nein! Ihr Patient ist leider noch nicht gestorben, wie sie geschrieben hat. Aber der Arzt ging eben fort, und er meinte, wenn diese Nacht glücklich vorüber ginge, so wäre doch wohl noch einige Hoffnung. Ach, gnädiges Fräulein, es is ja auch gar nich möglich,

daß so ein Engelchen sterben kann!“ Ohne kleinmütiges Zaudern trat Ilse in das Krankenzimmer. Doktor Helmer saß neben dem Bettchen, überwacht, verhärmt und gealtert, aber in seinem Antlitz leuchtete es auf, als er die Eintretende erkannte. Sie begrüßten sich stumm, doch als sich Ilse über das Kind neigte, welches regungslos mit geschlossenen Augen dalag, flüsterte er:

„Sie schläft, oder ich hoffe doch wenigstens, daß es ein ruhiger Schlummer sei. Der Arzt hat mir wieder Hoffnung gemacht, wenn das Fieber in dieser Nacht nicht mit erneuter Heftigkeit auftritt. Und nicht wahr — es hat jetzt doch ganz den Anschein, als ob sie schliefe?“

Ilse lauschte auf die leisen Atemzüge, die minder rasch und beklommen waren als am vergangenen Tag.

„Gewiß!“ sagte sie. „Und wir wollen den bösen Gast auch für diese Nacht fernhalten, wie ich hoffe.“

Als sie Hut und Mantel ablegte, wollte Helmer Einspruch gegen ihr abermaliges Verweilen erheben, Ilse aber schüttelte entschieden den Kopf.

„Ich habe mich schwer genug gegen meine kleine treue Freundin versündigt, indem ich mich während des ganzen Tages nicht um sie gekümmert. Nun muß ich zu meiner eigenen Beruhigung die Sünde wieder gut machen, und ich werde bei ihr wachen, während Sie den Schlummer suchen, dessen Sie dringend bedürfen.“

„Ich? — Wie sollte ich daran denken, jetzt zu schlafen? Und ich fühle nicht einmal ein Bedürfnis darnach, denn ich habe am Vormittag mehrere Stunden lang geruht.“

Sie wußten beide, daß es vergebens sein würde, wenn sie sich gegenseitig in ihrem Entschlusse wankend machen wollten, und so saßen sie einander bald von neuem gegenüber wie in der verwichenen Nacht. Aber sie verharrten nicht mehr in befangenem Schweigen, wie es bei jenem ersten Beisammensein der Fall gewesen war, und nachdem Helmer leise über Mariechens Befinden während des Tages berichtet hatte, sagte er plötzlich: „Sie haben recht gehabt, Fräulein von Tannhausen: der Himmel läßt sich nichts mit Opfern abringen, die wir ihm nur in Verzweiflung und Todesangst darbringen! Und Sie haben recht gering von mir gedacht, da ich es versuchte, nicht wahr?"

„Gewiß nicht, Herr Doktor! Was hätte mich denn auch dazu berechtigt, da ich im Grund nicht einmal wußte, worin diese Opfer bestehen sollten. Ich hörte nur Ihre bitteren Selbstanklagen, die doch sicherlich viel zu hart waren, und ich sah, daß Sie im Begriff standen, sich in der Aufwallung des Augenblicks eines teuren Besitztums zu berauben. Würden nicht auch Sie in einem gleichen Fall versucht haben, mich daran zu hindern?"

„Ich hätte wohl nie in solche Lage kommen können, denn Sie haben ja keine Schuld zu büßen wie ich! Es wäre wahrlich gut, wenn Ihre freundlichen Worte zuträfen und ich mich schwerer angeklagt hätte, als ich es verdiene. Aber ich bin nur zu sicher, daß Sie mich aus tiefster Seele verachten würden, wenn ich Ihnen die Geschichte meines verpfuschten Lebens erzählte."

„So lassen Sie mich dieselbe niemals erfahren!" bat Ilse leise. „Es würde mir weh thun, jemand verachten zu sollen, den ich leiden sehe."

„Und doch bedrückt mich Ihre Güte fast noch schwerer! Ich bin nicht einmal würdig, Ihr Schuldner zu sein."

„Und Sie sind es auch nicht! Meine geringfügigen Dienste gelten ja nur dem Kind, das sich so zutraulich an mich angeschlossen hat und das ich von Herzen liebe."

Helmer stützte die Stirn in die Hand und es zitterte schmerzlich durch den gedämpften Klang seiner Stimme, als er erwiderte: „Ja, das ist es! Dem verlassenen Kind, das sich zu Ihnen und zu Ihrer Liebe geflüchtet hatte wie in ein nie gesehenes Paradies! Ihnen wandte sich seine junge, mißhandelte Seele zu, wie sie sich jetzt emporringen möchte zu dem unbekannten Land, in welchem es vielleicht keine Liebe gibt, doch auch gewiß keine Lieblosigkeit und Härte."

„Sie sind ungerecht gegen sich selbst! Sehe ich denn nicht, wie die sorgende Liebe um Ihr Töchterchen Sie fast in Gefahr bringt, sich aufzureiben?"

„Freilich! Aber es mußten Tage kommen wie diese, um es mich zu lehren. Die Buße mag wohl hart genug sein, aber sie macht mir das Herz nicht leichter, denn dies arme, unschuldige, engelreine Geschöpf ist es, das mit seinen Leiden meine Erkenntnis bezahlen muß." Er hatte unverkennbar all diese trostlos einsamen, sorgenvollen Stunden in selbstquälerischem Grübeln hingebracht und das Bewußtsein einer schweren Schuld hatte von

seinem Denken so ganz Besitz ergriffen, daß Ilse nichts mehr zu seinem Trost zu sagen wagte, wie wenig auch all diese düsteren Selbstanklagen das Mitleid zu erschüttern vermocht hatten, welches sie für seine Leiden empfand.

„Sie mögen es für einen Mißbrauch Ihrer Güte halten," fuhr er nach einer Weile fort, „aber mir ist, als beginge ich einen Betrug, indem ich Ihnen hier wie der liebevolle, zärtliche Vater erscheine, dem Sie die Teilnahme Ihres edlen Herzens zuwenden, obwohl er sie in Wirklichkeit so wenig verdient. Ich bin ein einsamer Mann und die Welt steht mir so fremd gegenüber, daß ihre gute oder schlechte Meinung für mich ohne Bedeutung ist. Gerade vor Ihnen aber möchte ich nicht besser erscheinen, als ich bin; gerade Sie möchte ich nicht um die Gabe Ihres Mitleids, Ihrer Achtung bestehlen! Sie werden ja meinem armen Kind Ihre Freundschaft nicht entziehen, wenn Sie gehört haben, wie viel und wie schwer an ihm gesündigt wurde." Er wandte ihr sein blasses Gesicht wieder zu, die leidvollen Züge darin schienen noch tiefer geworden und in seinen Augen schimmerte es feucht.

„Nein!" erwiderte sie, die kleine heiße Hand des Mädchens zärtlich ergreifend. „Ich könnte es dann ja nur um so inniger lieben."

„So lassen Sie mich Ihnen sagen, warum es zu Ihnen geflüchtet ist und warum es allem Anschein nach so wenig Neigung hat, noch länger auf dieser lieblosen Erde zu verweilen. Als es geboren wurde,

streckten sich keines jubelnden Vaters Arme verlangend nach ihm aus und die Thränen der Mutter, von denen sein Antlitz genetzt wurde, waren nicht Thränen der Freude. Mit düsterer Sorge war sein Eintritt in die Welt erwartet worden, und die Schuld der Eltern belastete schon die erste Stunde seines unschuldigen Daseins mit einem Fluch, von dem es dann wohl verfolgt worden ist bis auf diesen Tag. Doch nein, nicht die Schuld der Eltern, sondern nur die meine — die meine ganz allein! Ich war der einzige Sprößling eines wohlhabenden Hauses. Während meiner Kindheit so wenig als während meiner Jünglingsjahre war die gemeine Not des Lebens jemals an mich herangetreten. Ich durfte mit dem mühsam erworbenen Gut eines nur zu liebevollen Vaters nach meinem knabenhaften Wohlgefallen schalten, und nur eine einzige meiner Neigungen — die stärkste und mächtigste freilich — begegnete fortgesetzt dem unerschütterlichen Widerstand meiner Eltern. Es war beschlossen, daß ich einen sogenannten praktischen Beruf erwählen sollte, und meine unbezwingbare Neigung zur Musik wurde nur wie eine kindische Schwärmerei behandelt, die man gutmütig verspottete, so lange sie harmlos schien, und die man mit Härte zu unterdrücken suchte, als sie für meine ganze Lebensführung bestimmend zu werden begann. Und ich fügte mich scheinbar dem Zwang, den zu brechen mir nicht gelang. Widerwillig gab ich mich den Studien hin, die mich

weder zu fesseln noch meiner Begeisterung für die hehre Kunst zu entfremden vermochten. Ich brachte es bis zur Doktorpromotion, doch nicht mehr bis zum Staatsexamen, denn plötzlich trat in meinem Leben eine Wendung ein, die mich rücksichtslos alle Schranken niederreißen ließ, welche kindliche Liebe und Ehrfurcht bis dahin meinen Wünschen gezogen. Bei einem Wohlthätigkeitskonzert lernte ich die Frau kennen, deren bestrickende Schönheit mein bis dahin unberührtes Herz in Flammen setzen sollte. Sie hatte eines der kleinen Lieder gesungen, die ich zum Verdrusse meines Vaters hie und da komponirte, und ihre herrliche Stimme, ihr warm beseelter Vortrag hatten einen Beifall entfesselt, den ich in knabenhafter Schwäche mir selbst und meinem unbedeutenden Werk zuschrieb. Der erste Erfolg, den ich damit in der Oeffentlichkeit davongetragen, berauschte mich mit nie gekannter Seligkeit. Ich hatte von dem verhängnisvollen Becher gekostet und der brennende Durst nach Ruhm und rauschenden Ehren wollte mich nicht mehr verlassen. Aber noch heißer als diese Begierde loderte die Glut der ersten Leidenschaft in meinem Innern. Ich sah in Franziska mehr eine Göttin als ein Weib und mit der ganzen Ueberschwenglichkeit meiner dreiundzwanzig Jahre brachte ich ihr meine Huldigungen dar. Und sie, die um zwanzig Monate älter war als ich, wies mich nicht zurück — ja, sie bestärkte mich in dem thörichten Glauben an meine hohe künstlerische Mission und sie

ließ es geschehen, daß ich mir von ihren Lippen Begeisterung für meine phantastischen Träume trank. Natürlich wäre es mir jetzt wie ein Verrat am Allerheiligsten erschienen, wenn ich nur noch einen einzigen Tag in der Beschäftigung mit dem verhaßten Brotstudium vergeudet hätte. Ich erklärte meinem entsetzten Vater rundweg, daß ich mit unerschütterlicher Festigkeit entschlossen sei, fortan nur noch meiner Kunst zu leben und Franziska zu meinem Weib zu machen. Seine Vorstellungen änderten meinen Sinn so wenig als sein Zorn, und als er mir eines Tages eröffnete, daß das Ergebnis seiner Erkundigungen über Franziskas Vergangenheit ihm eine Einwilligung in diese Heirat für alle Zukunft unmöglich machen würde, da fühlte ich mich in der Person meiner Braut tödlich beleidigt und schleuderte ihm ein Wort entgegen, das er mir, wie ich gut genug wußte, bei all seiner Liebe niemals vergeben konnte. Noch in derselben Stunde verließ ich sein Haus, und ich habe den einzigen Freund, den mir das Schicksal gewährte, lebend nicht wiedergesehen. Neun Tage später endete ein Herzschlag meines Vaters Dasein, nachdem er sich kaum vierundzwanzig Stunden lang leidend gefühlt hatte. Ich hatte nichts von seiner Krankheit erfahren und erst die unerwartete Kunde von seinem jähen Tod schmetterte mich zu Boden. Er aber, der sonst so Gütige und Liebevolle, hatte mir auch auf seinem Sterbebett nicht verziehen. In seinem Testament wurde mir von dem sehr bedeutenden Nach-

laß nicht mehr als das gesetzlich vorgeschriebene Pflichtteil zugesprochen, und ich selber hätte vielleicht nicht einmal diesen angenommen, wenn es mir nicht um Franziskas willen als eine heilige Pflicht erschienen wäre. Auf dem schmerzlichsten Ereignis meines Lebens wollte ich nun mein junges Glück aufbauen. Noch vor Ablauf des Trauerjahres wurde Franziska mein Weib und auf ihren besonderen Wunsch entschieden wir uns für Wien als für unsern künftigen Aufenthaltsort. Sie war dort als Sängerin eine Zeit lang auf der Bühne thätig gewesen und die große Zahl liebenswürdiger Freunde, von denen wir uns sogleich umgeben sahen, bewies am besten, daß man sie an der Stätte ihrer einstigen Triumphe noch nicht vergessen habe. Die Zeit, welche wir da in den ersten Monaten nach unserer Verheiratung durchlebten, floß mir wie in einem fortwährenden Rausch der Glückseligkeit dahin. Nie war ich so schaffensfreudig gewesen als gerade damals, nie hatte meine Phantasie so mächtig ihre Schwingen entfaltet! Und alle meine Träume von Ruhm und Erfolg schienen schneller zur Wirklichkeit zu werden, als ich es je geahnt. Meine neuen Freunde erschöpften sich in Ausdrücken der höchsten Bewunderung für meine Werke, gefällige Journalisten, welche die Gastfreundschaft meines Hauses genossen, priesen mich in ihren Zeitungen als ein neu aufgehendes Gestirn und namhafte Künstler verschmähten es nicht, meine Kompositionen in ihren Konzerten zur

Aufführung zu bringen. Und ich, der ich den Wert des Geldes niemals schätzen gelernt hatte, der ich damals noch nicht ahnte, daß Freundschaft, Bewunderung, ja selbst flammende Begeisterung um schnödes Gold feil seien wie jede andere Ware, ich nahm dies alles für einen Ausdruck der ehrlichsten Ueberzeugung. Arglos hielt ich jedem meine Börse offen — den Freunden, die in ihren Verlegenheiten stets an mich zuerst zu denken schienen, und den Künstlern, die nur zu häufig namhafter Beiträge zu den Kosten ihrer Konzerte bedurften. In verdammenswertem Leichtsinn zahlte ich den Tribut meines Ruhmes ebenso unbedenklich, als ich meine Frau in ihren oft recht verschwenderischen Neigungen gewähren ließ. Wenn Franziska auch längst aufgehört hatte, meine Göttin und meine Muse zu sein, und wenn ich sogar zuweilen die schmerzliche Empfindung hatte, daß sie meinem künstlerischen Schaffen fast teilnahmslos gegenüber stehe, so zweifelte ich doch nicht an der Fortdauer ihrer Liebe und hatte meine geheime Freude an den Triumphen, welche ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit in der Gesellschaft errangen. Daß mein kleines Vermögen bei dieser leichtfertigen Lebensweise von Tag zu Tag mehr zusammenschmolz, kümmerte mich wenig, und ich glaubte vollends aller Sorge überhoben zu sein, als einer von Franziskas besten Freunden sich erbot, mein Kapital im Börsenspiel zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Die Summen, welche ich ihm anvertraute, machten fast den

gesamten Rest meines Erbteils aus, denn die Devise unseres Freundes war: Je größer der Einsatz, desto größer auch der Gewinn! Nun, der Gewinn ließ vergebens auf sich warten; zwei Monate darnach aber lasen wir das Signalement des trefflichen Freundes in dem Steckbrief, welchen die Wiener Gerichte dem flüchtigen Betrüger nachgesandt hatten. Unter den Opfern, welche er um ihre Habe gebracht hatte, war auch ich — und nun war freilich dafür gesorgt, daß ich den Wert des Geldes schätzen lernte, nun, da ich es nicht mehr besaß! Anfangs freilich nahm ich das Ereignis nicht allzu ernst, und nur Franziskas heftige Vorwürfe, ihre Thränen und ihre Verzweiflung brachten mir's zum Bewußtsein, daß uns ein schwerer, ein fast vernichtender Schlag getroffen haben müsse. Ihr Schmerz schnitt mir in die Seele und stachelte mich an, mit allen Kräften für einen Ersatz des Verlorenen zu sorgen. Zum Glück war meine erste große Oper, an der ich seit einem Jahr gearbeitet hatte, ihrer Vollendung bereits nahe gekommen, und meine Freunde hatten mir ja oft genug versichert, daß sie mir Ströme Goldes zuführen müsse. So schaffte ich denn mit fieberhaftem Eifer und nach wenigen Wochen war die letzte Note der Partitur geschrieben. Glückstrahlend konnte ich eines Morgens nach durchwachter Nacht in Franziskas Zimmer treten, um ihr die Freudenbotschaft zu verkünden. Mit einem Achselzucken und mit einem seltsamen Lächeln, das mir fast wie ein Ausdruck

spöttischen Mitleids erscheinen wollte, nahm sie dieselbe auf.

„‚Ah, Deine Oper!‘ sagte sie. ‚Glaube mir, mein Freund, sie wird uns nicht einen Pfennig einbringen, und Du hättest besser gethan, Dich an Deine Mutter um Beistand in unserer Bedrängnis zu wenden.‘

„Es war, als hätte man mir einen Schlag ins Gesicht versetzt, und zum erstenmal kam es zu einem ernsten Streit zwischen uns, zu einem Wortwechsel, in welchem harte Beschuldigungen auf beiden Seiten fielen. Als ich in heftiger Erregung meine Frau verließ, war ich noch fester als zuvor entschlossen, mein Werk zur Geltung zu bringen und durch einen glänzenden Erfolg ihren mißtrauischen Kleinmut zu beschämen. Hielt ich mich doch überzeugt, daß die Freunde, denen ich so willig meine Dienste zur Verfügung gestellt, die liebenswürdigen Journalisten und die begeisterten Künstler, mir dazu mit Freuden ihre Unterstützung leihen würden. Es hatte mich noch nicht an ihnen irre gemacht, daß sie seit dem Bekanntwerden meines Unglücks wie auf Verabredung meinem Hause fern geblieben waren; ich hatte ihren wenig stichhaltigen Entschuldigungen Glauben geschenkt, und erst, als ich nun den einen und den andern aufsuchte, um ihn für meine Sache zu interessiren, als ich überall nur bedauerndem Achselzucken, heuchlerischen Ausflüchten oder unverhohlener Gleichgiltigkeit begegnete, fiel mir allgemach die Binde von den Augen. Ich will Ihre Teilnahme nicht ermüden

und Ihr Vertrauen in die Uneigennützigkeit der Menschen nicht erschüttern, mein Fräulein, indem ich auch nur einzelne Beispiele herausgreife aus der langen Reihe der bitteren Enttäuschungen, der Kränkungen und Demütigungen, die mir jetzt aufbehalten waren. Kennen Sie Shakespeares ‚Timon von Athen‘, so kennen Sie auch meine Erlebnisse aus jener trostlosen Zeit! Meine Oper, die vielleicht in der That kein besseres Schicksal verdiente, wurde nirgends zur Aufführung angenommen, und statt der Ströme Goldes, die ich erwartet hatte, kamen die düstere Sorge und die grimme Not in mein vor kurzem noch so glückliches Haus. Und wenn ich bis zu diesem Zeitpunkt noch keinen schwereren Vorwurf auf mein Gewissen geladen hatte als den Ungehorsam gegen meinen Vater und die leichtfertige Sorglosigkeit meiner Lebensführung, so begann nun mein eigentliches Verschulden. Ein finsterer Eigensinn hatte sich meiner bemächtigt, ein trotziges Verlangen, den Kampf mit dem Schicksal aufzunehmen und ihm durch zähes Beharren abzuringen, was es mir freiwillig nicht gewähren wollte und auf was ich doch einen Anspruch zu haben wähnte. Statt meine ehrgeizigen Träume aufzugeben und mich irgend einer Thätigkeit zuzuwenden, die geeignet war, uns vor Mangel und Elend zu bewahren, jagte ich unermüdlich dem Unerreichbaren nach. Ich vergeudete die Hälfte meiner Tage in vergeblichen Versuchen, dennoch irgendwo eine Aufführung meiner Oper zu erreichen, und ich

brachte die andere Hälfte damit zu, eine Symphonie zu komponiren, von der ich mir im vorhinein sagen mußte, daß sie uns nicht ein Stückchen Brot ins Haus schaffen würde, selbst wenn es mir gelänge, ein unsterbliches Meisterwerk zu schaffen. Und wie hätte ein Meisterwerk entstehen sollen, während das grinsende Gespenst der Not mir gegenüber am Tisch saß und während das verzweifelte Weinen meines armen Weibes mir im Ohr klang! Franziska war nicht stark — ihre Widerstandskraft war rasch zusammengebrochen und der Jammer über die Wandlung in unserem Schicksal hatte sie anfänglich vielleicht dazu verführt, hart und ungerecht gegen mich zu sein. Sie sagte mir hundertmal, daß ich sie um ihr Lebensglück bestohlen, daß ich sie schändlich betrogen hätte, da sie berechtigt gewesen sei, mich für einen reichen Mann zu halten. Und weil ich diese Vorwürfe nicht in ihrem ganzen Umfang verdiente, brachten sie mich dazu, mich für völlig unschuldig zu halten; weil mir Franziska kein Hehl daraus machte, daß sie aufgehört habe, mich zu lieben, verhärtete sich mein Herz gegen ihre nur zu berechtigten Klagen und ich beharrte trotzig auf meinem unsinnigen Beginnen. So fällt auf mich allein die ganze Last der Verantwortung für den verhängnisvollen Schritt, den die Unglückliche that. Als ich einst von einem meiner vielen fruchtlosen Gänge nach Hause zurückkehrte, war Franziska verschwunden. Ein zurückgelassener Brief teilte mir mit, daß sie dies jämmerliche

Leben nicht länger zu ertragen vermöge und daß sie fest entschlossen sei, sich von mir zu trennen. Sie wolle zur Bühne zurückkehren, aber wenn sie genötigt sei, ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, beanspruche sie auch volle und uneingeschränkte Freiheit ihres Handelns. Sie werde als Sängerin ihren Mädchennamen führen und ich dürfe sie künftig um so weniger als mein Weib betrachten, als sie in ihrem Herzen längst aufgehört habe, es zu sein. Sicherlich hatte ihr nur die trostloseste Verzweiflung einen solchen Brief diktiren können; ich aber war feig und erbärmlich genug, denselben wie eine Erlösung von schwerem Joch zu begrüßen. Ich machte keinen Versuch, sie zu mir zurückzuführen und ein neues Leben zu beginnen, sondern ich antwortete ihr in demselben Sinn, wie sie mir geschrieben hatte. Ihr die Einrichtung unserer Wohnung und die kleine Summe Geldes, welche ich noch besaß, zur Verfügung stellend, behielt ich für mich selber kaum mehr, als notwendig war, um ein Passagebillet für das Zwischendeck eines Amerikadampfers zu bezahlen. In der neuen Welt hoffte ich zu finden, was die alte mir versagte, und das Herz wurde mir beinahe leicht, als wir hinaus fuhren in die offene See. Nun, ich sollte bald erfahren, daß jenseits des Ozeans für unklare Träumer und Phantasten noch viel weniger Platz ist als in Europa. Um nicht auf der Straße zu verhungern, mußte ich mich mit einer der bescheidensten Stellungen in einer Theaterkapelle

begnügen, und mehr noch die heiße Scham als hartherzige Lieblosigkeit war es, welche mich hinderte, ein Zeichen meines Daseins in die verlassene Heimat gelangen zu lassen. Ein ganzes Jahr ging so unter aufreibenden Kämpfen um das tägliche Brot dahin; dann schien plötzlich eine Wendung einzutreten, die mich der Erfüllung meiner heißesten Wünsche nahe brachte. Ein opfermutiger Theaterdirektor interessirte sich für meine Oper und brachte sie zur Aufführung. Es war keine Mühe gespart worden, das Werk nach meinen Wünschen in Scene zu setzen, und das Ende war ein klägliches Fiasko! Beladen mit dem Hohn der Menge, zerknirscht und gebrochen verließ ich das Theatergebäude, und als wäre von unbarmherzigen Händen der Schleier hinweg gerissen worden, der mich so lange geblendet hatte, stand jetzt die ganze Größe des Verbrechens, welches ich gegen Franziska begangen hatte, vor meiner Seele. Ich fühlte, daß mir das heiße Verlangen, diese Schuld zu sühnen, fortan keine Ruhe mehr lassen würde, und sobald ich mit fieberischem Eifer die erforderliche Summe zusammengebracht hatte, kehrte ich nach Europa zurück. Es wurde mir nicht leicht, meines unglücklichen Weibes Spur zu finden. Wohl hatte sie ihren Vorsatz ausgeführt und war eine Reihe von Monaten hie und da als Sängerin aufgetreten, aber man ließ mir keinen Zweifel darüber, daß es unter völligem Mißlingen geschehen war. Ihre Stimme hatte den süßen Schmelz verloren, welcher sie

einst so bezaubernd gemacht, ihre Erscheinung hatte den bestrickenden Reiz der Jugendlichkeit eingebüßt, von dem einst alle Welt in Fesseln gelegt worden war. Und dann machte man mir über den Grund, der sie bestimmt hatte, diese unerfreuliche Bühnenthätigkeit schon nach wenig Monaten wieder abzubrechen, Andeutungen, die mir im ersten Moment den Herzschlag stocken ließen. Mit wahnsinnigem Eifer betrieb ich meine Nachforschungen nach ihrem Verbleib, denn wenn jenes Gerede nicht gelogen hatte — wenn ich nicht nur mein Weib verlassen hatte, sondern auch ein anderes unschuldiges Wesen, von dessen keimendem Leben ich freilich nichts geahnt, ein Wesen, das durch meine Schuld vielleicht in Not und Elend das Licht der Welt erblickt hatte, dann gab es für mein Verbrechen weder ein Verzeihen noch eine Sühne. Von den entsetzlichsten Vorstellungen gepeinigt, verfolgte ich jede Fährte, die sich mir darzubieten schien, und endlich, nachdem es wochenlang das Aussehen gehabt, als sei Franziska nach ihrem Abtreten von der Bühne plötzlich von der Welt verschwunden, endlich fand ich — nicht meine Frau, doch mein armes, verlassenes, bejammernswürdiges Kind! Franziska selbst hätte ich bis zur Stunde meines Todes vergeblich gesucht, denn sie war wenige Wochen vor meiner Heimkehr gestorben, in Armut und Dürftigkeit gestorben, wie mich der Augenschein mit nur zu grausamer Deutlichkeit lehrte.

In der jämmerlichen Vorstadtwohnung, welche sie zuletzt inne gehabt hatte, fand ich eine Frau und ein elendes, hinfälliges, kränkliches Kind, welches mir als das meinige gezeigt wurde und vor dessen Wiege ich unter heißen Thränen niederkniete, weil ich es nicht zu berühren wagte im zermalmenden Gefühl meiner Schande. Mit wenig kurzen, schonungslosen Worten erzählte mir die Frau die todestraurige Geschichte. Das junge Dasein, welches sich unter ihrem Herzen regte, hatte Franziska gezwungen, ihrem wieder aufgenommenen Beruf zu entsagen. Schutzlos und hilflos stand sie allein in der unbarmherzigen Welt. Meine Mutter, der es Gott verzeihen möge, verweigerte ihr jede Unterstützung, und nur ein Theaterdirektor, dem ihr Talent einst glänzenden Gewinn gebracht hatte, fühlte so viel Mitleid mit ihrer Verlassenheit, daß sie wenigstens davor bewahrt blieb, das Erbarmen der Armenpfleger anrufen zu müssen. Unter solchen Verhältnissen wurde meine Tochter geboren. Frau Eigler, meine jetzige Haushälterin, die unter ihrer rauhen Außenseite doch wohl ein braves Herz bergen muß, hatte sich bereit finden lassen, gegen geringes Entgelt die Pflege von Mutter und Kind zu übernehmen. In ihren Armen starb meine Frau, noch ehe Mariechen gelernt hatte, den süßen Mutternamen zu lallen. Auf dem Armenkirchhof ward sie begraben."

Die Stimme des Erzählenden, die oft gestockt hatte, brach. Er drückte aufs neue das Gesicht in die Hände, und Totenstille erfüllte das kleine Krankenzimmer, denn

was hätte Ilse sagen können, um ihn zu trösten und die Last seiner Selbstanklagen zu mindern! Vielleicht aber hatte Helmer dennoch auf ein solches Wort geharrt, denn eine schmerzliche Bitterkeit klang aus seiner Rede, als er nach langem Schweigen fortfuhr:

„Sie sehen, mein Fräulein, daß ich mich vorhin nicht schlechter gemacht hatte, als ich es wirklich bin, und was ich meinem Bekenntnis noch hinzuzufügen habe, ist vielleicht schlimmer als das Vorausgegangene. So unglaublich es Ihnen scheinen mag, so unbegreiflich es heute mir selber ist: ich hatte aus all diesen furchtbaren Ereignissen nichts gelernt! Ich flehte zu Gott, daß er mir mein Kind erhalten möge, und ich leistete die heiligsten Schwüre, daß ich an ihm tausendfach wieder gut machen wollte, was ich an seiner Mutter gesündigt. Und um diese Gelöbnisse zu erfüllen, wählte ich denselben Weg, der mich schon einmal ins Verderben geführt hatte. Ich sorgte durch die Erteilung von Musikunterricht notdürftig für unser tägliches Brot, und die kargen Mußestunden, welche mir diese Beschäftigung ließ, wandte ich neben der Hälfte meiner Nächte dazu an, eine neue Oper zu schreiben. Wohl that ich es nicht mehr aus selbstsüchtiger Ruhmbegier, sondern weil ich davon träumte, meinem Kind eine glänzende, herrliche Zukunft zu schaffen. Aber die blinkenden Luftschlösser, die ich ihm da in meiner Phantasie erbaute, machten mich blind für die näher liegenden und heiligeren Pflichten, die

ich in der unmittelbaren Gegenwart gegen das arme junge Wesen zu erfüllen gehabt hatte. Weil ich ihm das ferne, nebelhafte Morgen erhellen wollte, machte ich ihm das Heute freudlos und dunkel. All mein Sinnen und Denken gehörte dem Werk, das meines Kindes Glück begründen sollte, und darüber bemerkte ich nicht, daß dies Kind tief unglücklich wurde in einem Alter, welches das sonnigste und heiterste seines ganzen Lebens hätte sein sollen. Jener Frau, der ich um ihrer gegen Franziska geübten Barmherzigkeit willen zu unauslöschlichem Dank verpflichtet bin, überließ ich die Kleine ganz und gar. Ich zwang mich geflissentlich, ihre rauhe Lieblosigkeit und Mariechens verschüchtertes Wesen nicht zu bemerken, denn ich — ich hatte ja keine Zeit, mich mit dem Kind zu beschäftigen, ich mußte ja arbeiten, dichten, komponiren! Wenn je ein Fluch auf einem Menschenwerk geruht hat, so muß dieses hier damit beladen sein." Und er ließ seine Hand schwer auf das Buch niedersinken, welches neben ihm auf dem kleinen Tisch lag. „Nicht nur mit meinem Herzblut ist diese Operndichtung geschrieben, sondern auch mit dem Herzblut eines unschuldigen Kindes, das heiß nach Liebe dürstete und das ich kläglich verschmachten ließ, während ich den Gestalten meiner Phantasie klingende Worte der zärtlichsten Liebe in den Mund zu legen wußte! Nun ist der Tag gekommen, an dem ich zum zweitenmal gestraft werde, und diesmal härter denn zuvor! Denn das Kind ist

mein Leben! Wenn es mir genommen wird, muß ich ihm folgen oder ich muß wahnsinnig werden! Ich habe es ja geliebt — Gott allein weiß, wie ich es geliebt habe! Und nur das ist mein Verbrechen, daß ich all meine heiße Liebe nicht auf sein Haupt, sondern in diese unglückseligen Blätter ergossen habe. Gibt es dafür denn keine mildere Strafe, als daß es mir nun sterben muß?" Die verzweifelte Frage war nicht an Ilse gerichtet, und doch war sie es, die ihm Antwort gab.

„Ihr Kind wird nicht sterben, Doktor Helmer," sagte sie, und ihre Augen leuchteten fast freudig trotz der Thränen, die an ihren Wimpern hingen, „es wird Ihnen wieder gegeben werden, und von mir soll es lernen, die Größe Ihrer Liebe zu verstehen."

Er hatte sich aufgerichtet. Sein Blick ruhte in dem ihrigen. „Wenn Sie wahr sprächen, wenn —"

Aber er vollendete nicht; gleichzeitig schauten sie beide zu Boden, und es ward wieder still zwischen ihnen.

Dann nach einer geraumen Weile klang Ilses sanfte, liebliche Stimme: „Lassen Sie mich Ihre Dichtung lesen, Herr Doktor!" Schweigend reichte er ihr über Mariechens Lagerstätte hinweg das Buch. Ilse dankte ihm freundlich und schlug die ersten Blätter auf. Es war eine schöne und feste männliche Handschrift, auf welche ihr Auge fiel, eine Schrift, wie sie sie in ähnlicher Klarheit nur von ihrem Bruder kannte. Und schon auf der ersten Seite wurde sie durch die wahrhaft poetische, formvollendete Sprache der Dichtung gefesselt.

Tiefe und edle Gedanken, von süßem Wohllaut der Verse getragen, sprachen mit bezwingender Unmittelbarkeit zu ihrem Herzen, und in selbstvergessenem Entzücken gab sie bald der Wirkung, welche dies Werk auf sie ausübte, sich widerstandslos gefangen. Das war freilich keiner von jenen Texten, wie sie sonst wohl als Unterlage für eine Oper zu dienen pflegen, es war ein fertiges Drama, das der Töne nicht mehr bedurfte, um das Gemüt des Hörers wundersam zu ergreifen, es war die Schöpfung eines echten, gottbegnadeten Dichters. In die Zeit der tiefsten Erniedrigung seines Vaterlandes, in die Zeit der französischen Fremdherrschaft hatte Helmer die Handlung seines Werkes verlegt, und die heiße, inbrünstige Sehnsucht nach einer Befreiung der deutschen Gauen vom Joch des Korsen bildete das eigentliche Grundmotiv der ganzen Dichtung. Die Gestalten, welche seine Phantasie geschaffen, repräsentirten mit überzeugender Treue und edler Wahrhaftigkeit den Geist jener traurigen und doch so großen Zeit — groß um der heiligen Begeisterung willen, die schon in den Tagen der tiefsten Entmutigung aufflammte, um endlich in ihrer lodernden Glut den fremden Eroberer mit seinen Scharen zu verschlingen. Die Schicksale der handelnden Personen schienen auf das innigste verflochten mit dem Geschick ihres Vaterlandes, und gerade in dieser mit dichterischer Meisterschaft durchgeführten Verschmelzung eines kleinen Menschenleides mit dem großen Leid eines ganzen Volkes lag der

wundersam fesselnde Reiz und die unwiderstehlich mit sich fortreißende Kraft des Werkes. — Langsam wie sonst schlichen die Viertelstunden der stillen Nacht dahin; Ilse aber achtete ihrer nicht, denn sie hatte längst vergessen, wo sie sich befand. Ihre Wangen brannten, ihr Busen wogte in rascheren Atemzügen, und nicht ein einzigesmal erhob sie ihre Augen von den weißen Blättern. Gerade als vom Turm der Moabiter Kirche herüber der Schlag der Mitternachtsstunde klang, war sie zu Ende. Die große, einmütige Erhebung Preußens nach General Yorks befreiender That in der Mühle zu Poscherun bildete das großartige Finale. Wie in heiligem Jubel klang es da von den Lippen der Freiheitskämpfer:

„Empor die Fahnen und empor die Hände!
Das Feldgeschrei ist ‚Freiheit oder Tod!‘
Der Tag bricht an, der unsre Knechtschaft ende;
Schon glüht im Ost das junge Morgenrot!
Schon blinkt das Schwert, das deine Fesseln bricht —
Auf, Hohenzollernaar! Durch Nacht zum Licht!“

Ilse ließ das Buch sinken und ihr Blick suchte den Musiklehrer, der länger als eine Stunde regungslos dagesessen hatte. Stumm, doch mit einer Beredsamkeit der Mienen, die des Wortes wahrlich nicht mehr bedurfte, reichte sie ihm die Hand. Und Helmer wußte in diesen Mienen zu lesen. Nie hatte in den Tagen seines kurzen Glückes eine rauschende Huldigung sein Herz süßer durchschauert als dieser schweigende Ausdruck

einer Bewunderung, deren Reinheit und Wahrhaftigkeit so wenig zu bezweifeln war als die Reinheit des lichtblauen Frühlingshimmels, als die Wahrhaftigkeit eines von Kinderlippen quellenden Gebets. Sie schauten einander in die Augen und sie schauten nieder auf das Kind, über dessen Lager ihre Hände sich verschlungen hatten, und lange fühlte keines von ihnen ein Bedürfnis, das Schweigen zu brechen.

„Und die Komposition ist vollendet?“ fragte Ilse plötzlich, wie wenn sie mitten in einer lebhaften Unterhaltung gewesen wären.

„Bis auf den letzten Aufzug!“ erwiderte Helmer. „Aber ich habe kein Vertrauen mehr in meine Musik — ich fürchte, sie ist mißlungen!“

„So verzichten Sie auf die Unterstützung der Musik!“ erklärte Ilse mit einer Bestimmtheit, welche sie selber fast in Erstaunen setzte, noch während sie sprach. „Ich verstehe wenig von den Geheimnissen der Dichtkunst, aber ich bin doch sicher, daß es nur geringer Aenderungen und Zuthaten bedarf, um aus diesem Buch ein Schauspiel zu machen, das berauschender und begeisternder auf den Hörer wirken muß als eine Fülle der herrlichsten Melodien.“

Er hob das Haupt wie einer, der eine beglückende Offenbarung vernommen hat; heiße Fragen drängten sich auf seine Lippen, aber es blieb ihm versagt, eine von ihnen auszusprechen. Die kleine Marie war plötzlich unruhig geworden, sie hatte das Köpfchen von

einer Seite zur andern gewendet, und nun strebte sie mit weit geöffneten Augen und sichtlich von furchtbarer Beängstigung gequält, sich in die Höhe zu richten.

„Wo ist Schrups?“ jammerte sie. „Wo ist mein Hund? Der böse Mann ist wieder gekommen — er hat ihn totgeschlagen, nicht wahr? Und Schrups kann es ja doch nicht sagen!“

„Das Fieber!“ stöhnte Helmer in neu hervorbrechender Verzweiflung, während Ilse den Kopf der Kleinen stützte und ihr mit sanfter Stimme zusprach.

„Sieh, der Hund liegt ja vor Deinem Bett,“ sagte sie. „Niemand denkt daran, ihm ein Leid zu thun.“

„O, Du weißt es nicht, Tante Ilse! Du weißt nicht, wie der böse Mann uns angesehen hat. Er hatte so schreckliche Augen — er thut es ganz gewiß.“

„Aber der Mann, vor dem Du Dich fürchtest, mein Liebling, er ist gar nicht vorhanden. Du hast ja nur von ihm geträumt.“

„Nein, nein — er war in Deiner Stube! Aber ich sage es nicht — ich will es wahrhaftig nicht sagen!“

Die Beharrlichkeit, mit welcher das Kind an dieser einzigen Vorstellung festhielt, machte Ilse stutzig.

„Ich kann nicht glauben, daß dies eine bloße Fieberphantasie sei,“ flüsterte sie Helmer zu. „Mariechen erkennt mich ja augenscheinlich recht wohl und ihre Körpertemperatur ist nicht einmal sehr hoch.“

„Aber von welchem Mann spricht sie denn fortwährend? Sie kann dabei doch unmöglich an Ihren Bruder denken!“

„Gewiß nicht! Doch dürfen wir sie jedenfalls nicht mit Fragen quälen.“

Einige Minuten scheinbarer Ruhe folgten, dann bewegte Mariechen von neuem die Lippen. „Tante Ilse!“

„Ja, mein Herz, ich höre Dich! Hast Du einen Wunsch?“

„Wo ist denn der Soldat, der sich vor keinem fürchtet?“

„Du meinst Wudicke? — Er ist draußen auf dem Gang. Willst Du ihn sehen?“

„Ja, er soll herkommen — ihm will ich es doch sagen! Dann wird er nicht leiden, daß der böse Mann uns totschlägt! Aber ihr müßt alle hinausgehen, der Papa und Du auch! Sonst kann ich es nicht sagen.“

Ilse zauderte noch, ihr Verlangen zu erfüllen, aber sie sah, daß dem Kind die Thränen in die Augen traten.

„Warum rufst Du ihn denn nicht, Tante Ilse?“ klagte es. „Ist er nicht auf dem Gang?“

Fragend blickte das junge Mädchen zu dem Musiklehrer auf, und da dieser zustimmend nickte, ging sie zur Thür.

„Wudicke!“ rief sie mit gedämpfter Stimme hinaus. „Sind Sie noch wach?“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein!“ klang es etwas

verschlafen zurück. „Wach wie auf Posten an Kaisers Palais!“

„So kommen Sie für einen Augenblick herein! Mariechen will Sie sehen.“

„Mich? — Ach, du lieber Gott — das süße Engelchen! Es is doch nich schlimmer geworden?“

„Hoffentlich nicht! Aber Sie müssen trotzdem sehr vorsichtig sein, Wudicke.“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein! Ich habe ja auch gar keine Stiefeln nich an.“

Mit einem breiten Lächeln — dem liebenswürdigsten, über das er verfügte — auf seinem roten, verschlafenen Gesicht, tappte Wudicke auf den Zehen an das kleine Krankenbett. Und auch von Mariechens Antlitz verschwand bei seinem Anblick die schmerzliche Spannung.

„Da ist er ja!“ flüsterte sie, sichtlich erfreut. „Nun aber müßt ihr hinausgehen — alle beide!“

Ilse winkte dem Doktor mit den Augen, und sie zogen sich bis zum Fenster zurück, wo das Kind sie nicht mehr sehen konnte.

„Sind sie jetzt fort?“ fragte das zarte, schwache Stimmchen nach einer Weile, und als Wudicke seinen breiten, ehrlichen Mund zu einer erlogenen Bejahung gezwungen hatte, fuhr es fort: „Du mußt nahe heran kommen, ganz nahe, so daß ich es Dir ins Ohr sagen kann. Und — nicht wahr? — Du fürchtest Dich vor keinem Menschen?“

„Nich vor dem Deibel!“ versicherte Wudicke mit

dem Brustton heiligster Ueberzeugung. „Wenn ich da bin, kannst Du ganz ruhig sein!“

„Du wirst nicht leiden, daß er den Schrups totschlägt — oder mich!“

„Donnerwetter, das sollte einer versuchen! Aber so hunds— so schlecht ist auch gar keiner, Mariechen!“

„Doch! — Der Mann mit dem großen Schnurrbart — der Mann, der schon einmal da gewesen war, als mich der Papa von Tante Ilse abholte — und der auch immer so böse Augen gegen die Tante machte — der will uns totschlagen, wenn ich es sage.“

„Wenn Du es sagst? — Ja, was sollst Du denn nich sagen, mein Engelchen?“

„Daß er an den Schreibtisch gegangen ist, wie niemand weiter in der Stube war als ich und der Schrups — und daß er die beiden Bücher herausgenommen hat, ein großes und ein kleines! Ich habe es ganz deutlich gesehen, wie er sie in die Tasche steckte, und dann schloß er den Schreibtisch wieder zu. Erst wollte er mir Geld schenken, und dann sagte er, daß er uns totschlagen würde, wenn ich es erzählte.“

Das Zimmer war so klein, daß die beiden Personen am Fenster mit voller Deutlichkeit jedes der geflüsterten Worte vernahmen. Doktor Helmer konnte freilich nicht ahnen, von wie furchtbarer Bedeutung diese Worte für Ilse waren; aber er sah, daß sich ihre Augen plötzlich weit öffneten, wie wenn sie ein Gespenst gesehen hätte, daß sie beide Hände auf die

Brust preßte und daß sie wankte, als hätte ein Schwindel sie übermannt.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?“ fragte er leise, indem er seinen Arm ausstreckte, um sie zu stützen. Ilse aber lehnte nur für einen flüchtigen Moment an seiner Schulter, dann raffte sie sich auf und bedeutete ihn durch eine hastige Bewegung zu schweigen.

„Still! Ich beschwöre Sie — nicht ein Wort! Das Kind darf uns nicht hören!“

Und Mariechen hatte sie zum Glück in der That nicht gehört. Der Augenblick, in welchem sie ihre kindliche Brust von dem furchtbaren Geheimnis entlastete, das seit Wochen gleich einem verborgen nagenden Wurm an den Wurzeln ihres jungen Daseins gezehrt hatte, war ihr ja von so ungeheurer Bedeutung, daß nichts sie berühren konnte von allem andern, das während dieses Augenblicks in der Welt geschah. Sie bemerkte nicht einmal die gewaltige Veränderung, welche sich unmittelbar vor ihren Augen auf Wudickes ehrlichem Antlitz vollzog. Das breite Lächeln war verschwunden, seine kleinen, gutmütigen Augen hatten einen beinahe wilden Ausdruck angenommen; Entsetzen, Entrüstung und ein Aufleuchten hoffnungsvoller Erkenntnis kämpften in seinen derben Zügen.

Und derselbe Wudicke, der sich an diesem Morgen bei seiner Vernehmung durch den Auditeur dumm und ungeschickt benommen hatte wie ein rechter Tölpel,

entwickelte plötzlich das inquisitorische Talent eines erfahrenen Untersuchungsrichters. „Weißt Du auch noch, Mariechen, wann das passirt ist?“ fragte er.

„Es ist schon lange her! Es war, als nachher Tante Ilse mit noch zwei anderen Herren hereinkam. Ich weiß nicht, was sie sprachen; aber nachher gingen die beiden Herren mit dem bösen Mann fort.“

„Und hast Du nicht gehört, wie er heißt?“

Die Kleine sah ihn an und schüttelte das Köpfchen.

„Er hatte einen großen Schnurrbart mit zwei langen Spitzen und einen Spazierstock mit einem blanken Pferdekopf. Damit wollte er uns gewiß totschlagen.“

„Na, ich denke, das läßt er bleiben! Du darfst ganz ruhig sein, Mariechen — ganz ruhig! Ich will schon aufpassen, daß Dir so wenig was geschieht wie Deinem Schrups!“

„Und es war nicht sehr unartig, daß ich es Dir erzählt habe?“

„Unartig? Ne, wahrhaftig, es war das Artigste, was Du überhaupt thun konntest!“

„Du bist gut — komm, ich will Dir einen Kuß geben! Und dann will ich schlafen. Ich bin so müde!“

Wubicke hatte seinen kurzgeschorenen Flachskopf tief über das Kind herabgeneigt, und in dieser unbequemen Stellung verharrte er minutenlang. Dann richtete er sich auf und sagte leise:

„Sie schläft! — Ach, gnädiges Fräulein, sehen Sie doch ganz gehorsamst einmal her, wie sie lächelt!“

Gleichzeitig waren Ilse und Helmer an seiner Seite, und beide wagten kaum, ihren eigenen Augen zu glauben, so ganz verändert, so schmerzlos friedlich und ruhig war jetzt das Aussehen des holden Kinderantlitzes. In langsamen, gleichmäßigen Atemzügen hob sich die zarte Brust, und die Stirn, welche Helmer mit zitternden Fingern berührte, war feucht und nur um ein geringes heißer als in Mariechens gesunden Tagen. „Herrgott im Himmel, ich danke dir!“ rang es sich von seinen Lippen. „Sie ist gerettet!“

Ilse aber wandte sich an Wudicke, und es gelang ihr nur schwer, die Bewegung zu meistern, von der sie ergriffen war.

„Ich glaube, daß Sie meinem Bruder und mir soeben einen großen Dienst geleistet haben,“ sagte sie, „und ich zweifle nicht, daß auch Sie sich der Bedeutung desselben vollkommen bewußt sind. Aber ich rechne noch weiter auf Ihre Treue, Wudicke. Sie dürfen vorerst gegen niemand, wer es auch immer sei, etwas von dem verlauten lassen, was wir hier erfuhren. Ich weiß noch nicht, was wir jetzt thun müssen, und darum ist es am besten, zu schweigen, bis ich durch den Rat eines aufrichtigen Freundes darüber belehrt worden bin. Wollen Sie mir versprechen, nicht zu plaudern?“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein! Der Herr Premierlieutenant soll mich vier Wochen ins Loch stecken lassen, wenn ein Ton über meine Lippen kommt!“

„Nun wohl, ich weiß ja, daß Sie zuverlässig sind,

Wudicke, und ich danke Ihnen! Jetzt aber gehen Sie getrost hinüber, um sich schlafen zu legen! Wahrscheinlich werden Sie morgen alle Ihre Kräfte brauchen!"

Als guter Soldat erhob er keinen Widerspruch, obwohl er nicht daran dachte, sich zur Ruhe zu begeben, sondern mit seelenvergnügtem Gesicht draußen auf dem Gang seinen alten Platz einnahm. Sobald aber die beiden anderen drinnen allein waren, trat Doktor Helmer an Ilses Seite.

„Sie brauchen den Rat eines aufrichtigen Freundes," sagte er. „Ist es eine sträfliche Vermessenheit, wenn ich Sie bitte, mich Ihres Vertrauens zu würdigen?"

„Nein!" erwiderte Ilse einfach, indem sie ruhig und unbefangen zu ihm aufblickte. „An Sie hatte ich ja gedacht, denn ich habe außer meinem Bruder keinen Freund in der Welt."

Und rückhaltlos sprach sie zu ihm von allem, was an Schmerz und Freude, an bitterer Enttäuschung und jubelnder Hoffnung ihre Brust erfüllte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein schrilles, lang anhaltendes Klingelzeichen rief Falkenrodes treffliche Wirtin um neun Uhr morgens in das Wohnzimmer ihres Mieters. Er ging unruhig auf und nieder, in seinen türkischen Schlafrock gehüllt, dessen seidene Quaste er fest um den Leib zusammengezogen hatte.

„Nennen Sie das einheizen, Frau Lademann?" herrschte er die Frau an. „Glauben Sie, daß ein Mensch im stande sei, diese Hundekälte zu ertragen?"

Mit beleidigtem Gesicht ging die Frau zu dem an der Wand hängenden Thermometer. „Sechzehn Grad Réaumur, Herr Lieutenant — und zwar reichlich! Früher durfte es nicht über vierzehn kommen!"

„Ach, lassen Sie mich mit Ihrem Früher in Ruhe! Was kümmert mich das, was früher gewesen! Heute ist mir's hier jedenfalls zu kalt und ich wünsche, daß Sie noch Holz nachlegen! Haben Sie mich verstanden?"

„Na ja, man muß es wohl verstehen, wenn in solchem Ton mit einem geredet wird! Mir kann's ja am Ende recht sein, wenn der Herr Lieutenant durchaus ein Dampfbad nehmen will. Ich gehe schon, um Feuerung zu holen."

„Nehmen Sie das Zeug da mit hinaus!" befahl er barsch, indem er auf den gedeckten Frühstückstisch deutete. „Es ist widerwärtig, es eine Stunde lang vor Augen zu haben."

„Der Herr Lieutenant hat ja das Frühstück noch gar nicht angerührt."

„Wünschen Sie etwa, daß ich Sie deshalb um Entschuldigung bitte? Ich habe eben keinen Hunger. Ist das nicht eine sehr einfache Erklärung?"

Die Frau räumte das Geschirr zusammen, aber sie konnte sich doch nicht enthalten, während dieser Beschäftigung ihren so überaus mißlaunigen Mieter von der Seite zu beobachten. Und vielleicht war es wirklich etwas wie Anhänglichkeit oder mütterliche Zuneigung, was sie für ihn empfand, denn trotz seines offenbaren Widerwillens gegen jede weitere Unterhaltung sagte sie, als sie das Präsentirbrett aufgenommen hatte:

„Wie elend Sie aussehen, Herr Lieutenant! Sie werden noch ernstlich krank, wenn das so weitergeht!"

Falkenrode blieb stehen und warf ihr einen zornigen Blick zu. „Wenn das so weitergeht? Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich meine, wenn Sie sich nicht schonen und gar nichts für Ihre Gesundheit thun. Sie sollten sich wenigstens einmal den Doktor kommen lassen!"

„Ja, den Doktor!" wiederholte Falkenrode mit einem spöttischen Auflachen. „Er wird mir sicherlich helfen!" Dann aber, als bereue er, sich bis zu einer solchen Aeußerung vergessen zu haben, fuhr er die Frau nur um so heftiger an. „Wenn ich übrigens ein Verlangen nach Ihren Ratschlägen hegen sollte, so werde ich Sie darum bitten. Vorläufig können Sie gar nicht besser für meine Gesundheit sorgen, als indem Sie mich mit Ihrer Teilnahme verschonen!"

Frau Lademann, der die Erinnerung an ihre gestrige Unvorsichtigkeit doch einiges Unbehagen verursachte, hatte die Absicht gehabt, ihm im Verlaufe des Gesprächs von dem Besuch der sonderbaren jungen Dame, die angeblich von seiner Braut geschickt worden war und dennoch nicht einmal eine Bestellung hinterlassen hatte, Mitteilung zu machen. Aber nach solcher Zurückweisung fehlte es ihr dazu an Mut. Wie wenig rücksichtsvoll Falkenrode auch von jeher aufzutreten pflegte, wenn er sich in schlechter Laune befand, einen so eigentümlich düstern und drohenden Ausdruck hatte sie doch kaum jemals in seinen Mienen gesehen, und sie war aufrichtig froh, als sich die Thür seines Zimmers hinter ihr geschlossen hatte.

Eben wollte sich das Dienstmädchen mit einem Korb voll Holz in die Höhle des Löwen wagen, als

draußen die Glocke anschlug. Auch Falkenrode hatte diesen Klang vernommen und unruhig aufgehorcht.

„Verwünscht, wenn das mir gelten sollte!“ murmelte er. „Das Satansweib ist im stande, mir den ersten besten langweiligen Menschen hereinzulassen, weil ich vergessen habe, es ihr ausdrücklich zu verbieten. Und ich bin gerade in der Stimmung, Besuche zu empfangen.“

Draußen währten die Unterhandlungen ziemlich lange, dann wurde wirklich an seine Thür geklopft.

„Dieser Herr wünscht den Herrn Lieutenant in dringender Angelegenheit zu sprechen,“ meldete das Mädchen, indem es eine Visitenkarte mit den Abdrücken seiner schmutzigen Finger überreichte.

„Doktor Helmer!“ las Falkenrode. „Den Namen muß ich schon einmal gehört haben, aber weiß der Teufel, wo! Nun, lassen Sie ihn meinetwegen hereinkommen! Vielleicht ist das der Doktor, der mir helfen soll!“

Als der Besucher über die Schwelle trat, erkannte er freilich auf den ersten Blick den Musiklehrer, welcher ihm durch Ilse vorgestellt worden war, und der Aerger darüber, ihn nicht kurzweg abgewiesen zu haben, malte sich ziemlich deutlich in seinen Mienen.

„Sie finden mich noch im Negligé, mein Herr,“ sagte er in seinem hochmütigsten Ton, „aber ich bin in der That nicht gewöhnt, zu so früher Stunde Besuche zu empfangen. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Er würde Bedenken getragen haben, dem ersten besten Weinreisenden so unhöflich zu begegnen, aber er empfand nun einmal gegen diesen Musiklehrer etwas wie einen instinktiven Haß, und er fühlte sich außerdem in der That körperlich leidend und unbehaglich. Das ernste Gesicht des Mannes reizte seine angegriffenen Nerven auf das äußerste.

„Ich komme, wie Sie wohl von vornherein vermutet haben werden, nicht in eigener Angelegenheit, sondern in fremdem Auftrag, Herr von Falkenrode," erwiderte Helmer mit einer gemessenen Ruhe, welche nicht ohne Feierlichkeit war. „Die Wichtigkeit dieses Auftrages gestattete mir nicht, auf die herkömmlichen Formen Rücksicht zu nehmen."

Falkenrode lehnte sich mit dem Rücken an den Tisch und verschränkte die Arme. Es fiel ihm noch immer nicht ein, dem unwillkommenen Gast einen Stuhl anzubieten. „Sie machen mich sehr neugierig, Herr Doktor," sagte er mit offenbarem Groll. „Aber sollte Ihnen nicht vielleicht dennoch ein Irrtum in der Adresse passirt sein?"

„Nein! Und auch Sie werden sich vom Gegenteil überzeugt halten, wenn ich Ihnen sage, daß es Fräulein von Tannhausen ist, welche mich sendet."

„Ah, wirklich? Es scheint allerdings, daß Sie sich nicht ganz erfolglos um die Freundschaft dieser Dame bemüht haben! — Aber ich bedaure, die Giltigkeit Ihrer Vollmacht anzweifeln zu müssen, mein Herr

Gesandter! Wenn Fräulein von Tannhausen es verschmäht, mir ihre Mitteilungen mündlich oder schriftlich in eigener Person zu machen, so ist ihr Bruder der einzige, den ich für berechtigt erachte, in ihrem Namen mit mir zu verkehren."

„So wissen Sie nicht, daß der Premierlieutenant von Tannhausen dazu im Augenblick leider außer stande ist?"

Falkenrode wurde aufmerksam.

„Was soll das heißen? Ist er wieder krank?"

„Nein! Aber er befindet sich in Haft — in Untersuchungshaft, Herr von Falkenrode."

„Das ist ja Unsinn! Wegen eines commentmäßigen Zweikampfes verhaftet man keinen Offizier."

„Es handelt sich auch nicht um einen Zweikampf, sondern um den Verdacht eines schweren Verbrechens! Herr von Tannhausen wird beschuldigt, einer fremden Regierung die militärischen Geheimnisse seines Vaterlandes verraten zu haben."

Falkenrodes verschränkte Arme lösten sich. Statt der Antwort, die er geben wollte, kamen nur einige röchelnde Laute über seine Lippen. Es war, als habe ihn jemand an der Kehle gepackt, um ihn zu würgen. Seine Gesichtszüge waren verzerrt und das Weiße in seinen Augen schien sich zu vergrößern. „Unsinn!" keuchte er endlich. „Eine verrückte Lüge! Sagen Sie mir's lieber gerade heraus, was Sie von mir wollen!"

„Was ich Ihnen da berichte, ist nur die volle

Wahrheit! Man hat eine Sendung aufgefangen, die für einen Offizier im französischen Kriegsministerium bestimmt war und deren Inhalt Ihren Freund angeblich belastet. Sie enthielt nämlich die Abschrift eines von ihm verfaßten Aufsatzes, der seiner eigenen Ueberzeugung nach nie in anderen Händen gewesen war als in den seinigen. So lange das Rätsel ungelöst bleibt, wie ohne Tannhausens Mitwirkung oder Zustimmung diese Abschrift entstehen konnte, ist trotz seiner unzweifelhaften Unschuld eine volle Rechtfertigung des beklagenswerten Offiziers kaum zu erwarten. Der Umstand, daß Sie erst durch mich von seiner Verhaftung Kenntnis erhalten, erklärt allerdings zur Genüge, daß die Auflösung jenes Rätsels nicht schon gestern erfolgte."

Falkenrode hatte während dieser langsam und mit ernstem Nachdruck gegebenen Darlegung Zeit gefunden, sich zu fassen. Ohne noch den ganzen Zusammenhang der Ereignisse zu verstehen, fühlte er doch mit entsetzlicher Gewißheit, daß es nichts Geringeres gelte als einen Kampf um das Leben, und seine genußdurstige Jugend bäumte sich mächtig auf gegen die grausame Vorstellung, daß nun alles über ihm zusammenbrechen, daß er hoffnungslos verloren sein solle. Die blitzartige Schnelligkeit, mit der das Furchtbare, Unerwartete vor ihm aus der Erde gewachsen war, gestattete ihm nicht, einen bestimmten Plan zu entwerfen, nach welchem er hätte handeln können; er wußte nur, daß die

geringste Schwäche, das kleinste Eingeständnis sein Dasein unfehlbar vernichten müsse, und er faßte den verzweifelten Entschluß, sich zu verteidigen, so lange es noch eine Hoffnung gab, dies Dasein zu retten.

„Sie sehen, daß Ihre überraschenden Mitteilungen mich auf das tiefste erschüttern," sagte er, sein Gesicht von dem andern abwendend, wie wenn er ihm eine Thräne verbergen wollte. „Wie ist es möglich, daß man gegen einen Offizier von dem Charakter Tannhausens eine so unsinnige Anschuldigung erhebt! Aber man wird sehr bald einsehen, daß seine Ehrenhaftigkeit über jeden Verdacht erhaben ist; man wird ihm eine glänzende Genugthuung geben müssen, das unterliegt keinem Zweifel!"

„Gewiß! Und Fräulein von Tannhausen hegt das feste Vertrauen, daß Sie keine Minute verlieren werden, um Ihrem Freund noch heute, noch in dieser Stunde zu seiner Rechtfertigung zu verhelfen."

„Ich? — Ja, mein Herr, was vermag ich denn dazu zu thun?"

„Sie können den Richtern des Herrn von Tannhausen mitteilen, daß Sie es gewesen sind, der ohne sein Vorwissen das Manuskript aus dem Schreibtisch entnommen und es ebenso heimlich wieder an den alten Platz gebracht hat. Jeder Verdacht gegen ihn würde mit dieser Erklärung in nichts zusammenfallen."

Falkenrode war an das Fenster getreten und starrte unverwandt auf die Straße hinab, obwohl er nichts

anderes sah als einen purpurnen Nebel mit zahllosen hüpfenden, wirbelnden, kreisenden, feurigen Flecken. Wenn er nur diesen schrecklichen Mensch'en hätte entfernen, wenn er nur eine einzige Viertelstunde zu ruhigem Nachdenken hätte gewinnen können!

„Was Sie da von mir fordern, ist unmöglich," sagte er nach einer Weile, seine fiebernde Stirn an die kühle Glasscheibe drückend. „Eine so abenteuerliche Lüge könnte die Lage meines armen Freundes nur verschlimmern, und es wird ihrer nicht bedürfen, um seine Unschuld an den Tag zu bringen."

„Eine Lüge? Wer spricht von einer Lüge, Herr von Falkenrode? Indem Sie jene Erklärung abgeben, werden Sie nichts anderes als die volle Wahrheit sagen."

Nun war es unmöglich, noch länger den Ahnungslosen zu spielen. Mit einer Wildheit, die ihm natürlich genug geriet, fuhr er herum. „Herr! Das ist eine Unverschämtheit! Wie dürfen Sie es wagen, mich auf eine so wahnwitzige Art zu beleidigen?"

Mit einem geheimen Grauen vor sich selber fühlte er, daß es nur der Gedanke an die Gewißheit einer Entdeckung war, der ihn abhielt, sich auf den Ankläger zu werfen und ihn zu erwürgen. Er hatte die Empfindung, als müsse das pulsende Blut ihm die Schläfen zersprengen, als müsse dies Wirbeln und Hämmern und Brausen in seinem Kopf mit einem plötzlichen Stillstand seines Denkens und Lebens endigen.

Helmer war unbeweglich geblieben. Seine ernste

Miene wurde hart, und unwillkürlich erhob er das Haupt. „Sie wollen also versuchen, Ihr Beginnen zu leugnen? Werden Sie dabei auch noch beharren, wenn ich Ihnen sage, daß Sie beobachtet wurden, daß es einen Zeugen gibt, um Sie zu überführen?"

„Wahrhaftig, Herr, in Ihrem Wahnsinn ist Methode! Am Ende wollen Sie selbst dem Fräulein von Tannhausen zu liebe in dieser Zeugenrolle auftreten!"

„Nicht ich, aber mein Kind, das Sie durch Drohungen einzuschüchtern suchten, als Sie seine Anwesenheit im Zimmer zu spät entdeckten — mein armes Kind, das durch Ihre unwürdige Roheit bis an den Rand des Grabes gebracht worden ist! Konnten Sie diese kleine Mitwisserin Ihrer Schuld wirklich so ganz vergessen?"

„Ihr Geschwätz ist mir unverständlich und ich bin desselben endlich überdrüssig, mein Herr Doktor! Von einem Narren verlangt man keine Genugthuung, aber man weiß sich seiner zu entledigen."

Mit einer unzweideutigen Handbewegung wies er auf die Thür. Er mußte dieser Scene ein Ende machen, wenn er nicht aufhören sollte, die Herrschaft über sein wild empörtes Blut zu verlieren. Aber statt sich zu entfernen, machte der Musiklehrer furchtlos noch einen Schritt auf den Wütenden zu.

„Ich werde gehen, sobald Sie diese Aufforderung wiederholen. Nur wenige Worte sind es, die ich Ihnen vorher zu sagen habe, denn ich habe mich

meines Auftrages vielleicht noch nicht vollständig entledigt. In dieser Nacht erst geschah es, daß mein schwer krankes Töchterchen sein bis dahin ängstlich gehütetes Geheimnis verriet. Fräulein von Tannhausen und der Bursche des Premierlieutenants waren außer mir die Zeugen ihres Bekenntnisses, und wenn auch von uns dreien keiner an der unbedingten Wahrhaftigkeit desselben zweifelt, so ist es doch allerdings fraglich, ob ihm ein Richter Glauben schenken wird, wenn Sie fortfahren, es zu bestreiten, und wenn kein anderer Beweis für Ihre Schuld gefunden werden kann. Darum wäre es gewiß zweckmäßiger gewesen, noch in dieser Nacht die Aussage des Kindes zur Kenntnis der Militärbehörde zu bringen und einem geschulten richterlichen Beamten die Feststellung der Wahrheit zu überlassen, noch ehe Ihnen eine Warnung zugekommen war. So lautete denn auch der Rat, welchen ich dem Fräulein von Tannhausen erteilte, aber sie weigerte sich, ihn zu befolgen, und ihre Gründe waren von so überzeugender Art, daß ich ihnen nicht lange zu widersprechen wagte. ‚Gehen Sie zu Herrn von Falkenrode,‘ sagte sie, ‚und teilen Sie ihm mit, unter welchem Verdacht man meinen Bruder verhaftet habe. Er ist ja sein Freund und er ist Offizier, auch wenn er den Degen nicht mehr trägt! Hat er ein Unrecht begangen, so bedarf es keiner Ueberlistung, ihn zum Eingeständnis desselben zu bewegen! Auch wenn er der Stimme der Freundschaft nicht mehr Gehör geben wollte, wird er

doch ohne weiteres hingehen, um zu thun, was die Ehre ihm gebietet!' Ich habe, wie gesagt, dieses Vertrauen auf Ihren Mannesmut für ein berechtigtes gehalten, und um der Dame willen, die Ihnen einst nahe gestanden hat, schmerzt es mich, ihr die Nachricht zu bringen, daß wir uns beide getäuscht haben. Aber Sie haben meine Zumutung als eine Narrheit behandelt, Sie haben mir die Thür gewiesen — was bleibt mir da anderes übrig, als zu gehen?"

Während seiner ersten Worte hatte Falkenrode Miene gemacht, ihn ungestüm zu unterbrechen, dann war er verstummt und hatte seinen brennenden Kopf wieder gegen die Fensterscheibe gelehnt. Schon war Helmer an der Thür, als es matt und tonlos zu ihm herüberklang:

„Bleiben Sie! Wir sind noch nicht zu Ende!"

Der Musiklehrer leistete der Aufforderung Folge und wartete schweigend auf die Antwort des andern. Eine lange Zeit verging, ehe Falkenrode fortfuhr:

„Ihr Kind hat die Wahrheit gesagt, ich gestehe es zu! Was werden Sie nun thun?"

„Ich — nichts! An Ihnen ist es ja, zu handeln!"

„Ich werde meine Pflicht thun, wie es meine — wie es Fräulein von Tannhausen von mir erwartet! Und Sie werden ihr nicht sagen, mein Herr, daß ich gezögert habe, mich dazu zu entschließen!"

„Ich verspreche es Ihnen?"

„Aber Sie müssen mir Zeit lassen! Nur wenige

Stunden, nur einen halben Tag! Es handelt sich hier nicht nur um mein Schicksal, sondern auch um dasjenige anderer Personen. Und ich habe darauf Rücksicht zu nehmen."

„Kann es eine dringendere Rücksicht geben als die auf die Leiden eines Unschuldigen?"

Falkenrode wandte sich nach ihm um. Sein Gesicht war fahl, aber von einer seltsamen Ruhe.

„Seien Sie ehrlich, Herr Doktor!" sagte er, und es zuckte etwas wie ein Lächeln um seine Mundwinkel. „Sie fürchten, daß ich diese Galgenfrist benützen werde, um mich aus dem Staub zu machen."

„Da es in unserer Situation übel angebracht wäre, Sie zu belügen: Ja, das fürchte ich!"

„Liegt Ihnen denn gar so viel daran, mich im Zuchthaus zu sehen?"

Helmer wich betroffen zurück.

„Im Zuchthaus? Sie hätten sich das Manuskript also wirklich in der Absicht angeeignet —"

„Seine Abschrift an das Ausland zu verkaufen!" ergänzte Falkenrode. „Ja, so ist es! Sie werden mir zugeben, daß man unmöglich aufrichtiger sein kann, als ich es jetzt gegen Sie bin."

„Gegen mich — ja! Aber wir sind ohne Zeugen! Werden Sie so aufrichtig auch gegen den Richter sein?"

„Wie mißtrauisch Sie sind! Aber ich habe Ihnen ein Recht dazu gegeben, und es stände mir nach solchem

Bekenntnis überdies schlecht zu Gesicht, den Empfindlichen zu spielen! Welche Bürgschaft verlangen Sie also für meine Versprechungen?" Es war etwas so unsäglich Trauriges und Hoffnungsloses in seiner matten, flüsternden Stimme, daß Helmer eine Anwandlung von Reue über seine Härte empfand.

„Ich verlange keine andere Bürgschaft als Ihr Manneswort," sagte er. „Sie geben es nicht mir, sondern der Schwester Ihres Freundes, und ich weiß, Sie werden es nicht brechen!"

„Gut! Also mein Wort darauf, daß Tannhausen frei und gerechtfertigt sein wird, ehe es Abend geworden ist! Genügt Ihnen das?"

„Ja!"

„Und Sie werden es mir überlassen, dafür den Weg zu wählen, den zu gehen mir am wenigsten grausam scheint? Sie werden mich allein handeln lassen und dafür Sorge tragen, daß sich sonst niemand einmischt?"

„Seien Sie dessen versichert, Herr von Falkenrode!"

„Ich danke Ihnen! Das ist alles, was ich billigerweise an Entgegenkommen von Ihnen erwarten darf. Ist Ihre Mission damit erfüllt oder hat Ihnen Fräulein Ilse vielleicht doch noch einen besonderen Auftrag für mich gegeben?"

„Nein! Ich sagte Ihnen alles, was ich zu sagen habe."

„Freilich! Was sollte sie mir auch jetzt noch mitzuteilen haben! Und es wird am besten sein, wenn

ich mir dieselbe Enthaltsamkeit auferlege! Ich belaste Sie also nicht mit Grüßen oder anderen rührenden Bestellungen, Herr Doktor, und ich meine, Sie wissen mir dafür Dank — nicht wahr?"

„Weshalb? Ich würde mich ihrer sicherlich gewissenhaft entledigen."

„Nun, lassen wir es gut sein! Und entschuldigen Sie mich jetzt! Denn wenn man ein Tagewerk vor sich hat, wie es das meine ist, thut man wohl, sich zu beeilen. Ich sage Ihnen ‚Lebewohl', da es wahrscheinlich etwas gewagt sein würde, ‚Auf Wiedersehen!' zu sagen. Sie könnten das mit Rücksicht auf den Ort, an dem man mich künftig finden wird, für eine Beleidigung halten." Er schien jetzt vollkommen ruhig, aber der bittere Humor in seinen Worten war von herzzerschneidender Art. Ohne eine Erwiderung Helmers abzuwarten, winkte er ihm noch einmal mit der Hand und trat in sein Schlafzimmer, dessen Thür er hinter sich zuzog. Ernster noch, als er gekommen war, verließ der Musiklehrer das Haus.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Zweimal hatte Falkenrode in rascher Aufeinanderfolge die Glocke an der Wohnungsthür der Schauspielerin Julia Malachow gezogen. Es war das Zeichen, das sie selbst ihm vorgeschrieben hatte; aber er mußte dennoch lange warten, ehe ihm das Mädchen öffnete. Die schlaue Zofe nahm bei seinem Anblick eine Miene lebhaften Bedauerns an.

„Welch ein häßlicher Zufall!“ sagte sie. „Vor kaum fünf Minuten ist das Fräulein ausgegangen.“

„So werde ich ihre Rückkehr erwarten!“ erwiderte er mit kalter Bestimmtheit. „Lassen Sie mich eintreten!“

Aber das Mädchen, das ihm mit seiner Person den Weg versperrte, rührte sich nicht von der Stelle.

„Es würde Ihnen viel zu lange währen, Herr Lieutenant! Fräulein Malachow ist zur Probe.“

„Das ist eine Lüge! Ich ging am Theater vorüber und erfuhr vom Portier, daß heute keine Probe ist.“

„Nun, dann wird sie Besuche machen wollen!

Jedenfalls sagte sie mir ausdrücklich, daß sie nicht vor Ablauf von drei Stunden zurück sein würde."

„Und wenn sie erst nach fünf Stunden käme, ich werde sie hier erwarten!"

„Aber es geht nicht, Herr Lieutenant! Ich sage Ihnen, es ist ganz unmöglich; es sind einige Fremde bei Herrn Galewski."

„Um so besser! So werde ich Gelegenheit haben, interessante Bekanntschaften zu machen. Sie sehen, daß es zwecklos ist, mich abzuweisen."

Als ihm der Eingang auch jetzt noch nicht freigegeben wurde, schob er die erschreckt aufschreiende Zofe rücksichtslos beiseite, und eine Minute später stand er im Wohnzimmer der Schauspielerin. Er hatte von vornherein nicht daran gezweifelt, daß die Mitteilung von Julias Abwesenheit eine Lüge sei; aber der Anblick, welcher sich ihm hier darbot, überraschte ihn dennoch. In ihrem wallenden, gürtellosen Morgengewand, die Schultern von dem reichen aufgelösten Haar umflossen, kniete die Polin mitten im Gemache vor einem großen, zur Hälfte bereits gefüllten Reisekoffer, während rings um sie her kostbare Kleider, spitzenbesetzte Wäschestücke, Kästchen, Schachteln und zahllose andere Dinge in wirrem Durcheinander über den Teppich und die Möbel verstreut waren. Ihre Wangen waren gerötet von der Hast, mit welcher sie sich augenscheinlich ihrer Beschäftigung hingegeben hatte,

und ihre Augen funkelten vor Zorn, als sie nun beim Eintritt Falkenrodes auf die Füße sprang.

„Ist das erhört?“ rief sie, mit beiden Händen ihr ungefesseltes Haar in den Nacken zurückwerfend. „Gehört es zu den Gewohnheiten der deutschen Kavaliere, so in das Zimmer einer Frau zu dringen?“

Doch Falkenrode schien die unfreundliche Begrüßung gar nicht zu vernehmen. Nachdem er einige Sekunden lang in wortlosem Erstaunen an der Thür verharrt war, trat er nahe an sie heran und wies mit ausgestrecktem Arm auf den Koffer. „Was bedeutet das?“ fragte er hart. „Warum willst Du mir entfliehen?“

„Dir?“ Es lag eine Fülle von Geringschätzung und Verachtung in dem einzigen Wort. „Wahrhaftig, das ist eine absonderliche Vermutung!“

„So erkläre mir den Zweck dieser Reisevorbereitungen! Weshalb hatte Dein Mädchen den Auftrag, mich abzuweisen?“

„Weil ich, wie Du siehst, nicht in der Toilette bin, um Besuche zu empfangen, und weil ich den Zug versäumen werde, wenn ich mich jetzt aufhalten lasse.“

„Du willst also wirklich reisen — und wohin?“

„Nach Wien! Man hat mich telegraphisch zu einem Gastspiel eingeladen, und schon morgen abend soll ich an Stelle einer plötzlich erkrankten Schauspielerin auftreten. Es ist mithin kein Augenblick zu verlieren, wie Du begreifen wirst!“

„Willst Du die Güte haben, mir jenes Telegramm zu zeigen?“

„Ich weiß nicht, wohin ich es gelegt habe! Und Dein Verlangen ist außerdem eine Beleidigung. Wie kommst Du dazu, mir zu mißtrauen?“

„Auf eine sehr einfache Weise — da ich genau weiß, daß Du mich belügst!“

„Ah — bist Du von Sinnen?“

„Noch nicht! Aber es ist immerhin möglich, daß ich es werde. Man hat den Brief mit meiner letzten Arbeit aufgefangen — man ist uns auf der Spur — in einer tollen Flucht liegt die letzte Möglichkeit unserer Rettung! Willst Du mich jetzt noch länger an Dein Gastspielmärchen glauben machen?“

„Wenn Du es weißt, warum soll ich es denn leugnen? Aber die Gefahr ist nicht so groß. Ich kann Dir die Versicherung geben, daß man uns noch nicht auf der Spur ist und daß nur unsere eigene Unvorsichtigkeit uns verraten könnte.“

„Und woher kommt Dir diese Gewißheit?“

„Vor einer Stunde empfing ich ein chiffrirtes Telegramm von Olafson. Man hatte ihn verhaftet; aber es ist ihm mit Hilfe guter Freunde gelungen, sich zu befreien. Sein Brief an den Oberst Duplessis ist freilich aufgefangen worden, doch er hat uns selbstverständlich nicht verraten, und er weiß, daß die Berliner Polizei sich auf einer falschen Fährte befindet.“

„Er ist in der That vortrefflich unterrichtet, Dein

Freund Jens Olasson! Doch wenn Du so viel Vertrauen in seine Worte setzest, weshalb dann diese wilde Flucht?"

„Ich bin heute und an den beiden nächsten Abenden im Theater nicht beschäftigt und ich muß diesen günstigen Zufall benützen! Wenn ich meine Reise an einem Tag antreten wollte, an welchem Direktor Leuchtenberg durch mein unerwartetes Ausbleiben in Verlegenheit geriete, so würde dieser treffliche Mann Lärm schlagen, noch ehe ich irgendwo die Grenze erreicht haben kann, und das möchte ich denn doch vermeiden."

„Deine Umsicht ist bewunderungswürdig. Und das Ziel Deiner Reise?"

Julia zögerte mit der Antwort. Augenscheinlich überlegte sie, ob sie ihm die Wahrheit sagen solle oder nicht.

„Ich gehe zunächst in die Schweiz," erwiderte sie endlich. „Das ist unbedingt gefahrlos und außerdem finde ich dort zuverlässige Freunde."

„Und Dein Vater? Er wird Dich natürlich begleiten?"

„Er weigert sich dessen noch, weil er die Gefahr nicht für so dringend hält; und vielleicht ist es auch besser, wenn er mir erst später nachfolgt."

„Wohl! So werde ich an seine Stelle treten, um Dich zu beschützen. Wir reisen zusammen!"

Die Schauspielerin mochte auf diesen Vorschlag vorbereitet gewesen sein, denn ohne irgendwelche Ueberraschung zu zeigen, erklärte sie mit großer Bestimmtheit:

„Das ist unmöglich! Laß uns nicht erst darüber sprechen — ich bitte Dich darum!"

„Ich aber bin sehr gespannt, die Gründe dieser Zurückweisung zu erfahren. Gehören wir denn nicht zu einander wie Mann und Weib?"

„Selbst wenn es so wäre, mußt Du auf den thörichten Gedanken verzichten. Wenn ich eine sichere Zuflucht gefunden habe, werde ich Dir meinen Aufenthaltsort mitteilen, und Du wirst mir folgen. Eine gemeinsame Flucht aber könnte nur zu leicht Dich und mich ins Verderben reißen."

Sie würde vielleicht nach besseren Gründen gesucht und eine wärmere Beredsamkeit aufgeboten haben, um ihn zu überzeugen, wenn sie nicht durch die starre Ruhe auf seinem blassen Gesicht getäuscht worden wäre. Das Dämmerlicht, welches infolge der herabgelassenen Fenstervorhänge hier drinnen herrschte, hinderte sie, das unheimliche Glimmen und Glitzern in seinen Augen wahrzunehmen.

„Aber wir gehören zusammen," wiederholte er, ohne seine Stimme zu erheben. „War unser Verbrechen ein gemeinsames, müssen wir nun auch seine Folgen gemeinsam tragen. Das Glück oder das Verderben — gleichviel! Keiner von uns darf um seine Hälfte betrogen werden!"

Mit einem Achselzucken wandte sich die Schauspielerin von ihm ab, wie wenn sie in ihrer vorigen Beschäftigung fortfahren wollte.

„Das ist die Sprache eines Trauerspielhelden, mein Lieber! Wir aber haben alle Ursache, gerade jetzt wie vernünftige Leute zu handeln. Schon Dein Besuch ist eine Unklugheit. Deine Begleitung aber muß ich auf das bestimmteste ablehnen.“

„Und wenn ich Dich zwinge, sie anzunehmen?“

Mit einer halben Wendung des Hauptes sah sie über die Schulter hinweg zu ihm auf.

„So würdest Du wenig Freude davon haben, mein Freund! Ich gehöre nicht zu den Frauen, die sich zu irgend etwas zwingen lassen.“

„Aber Du könntest Dich in mir getäuscht haben, Julia! Ich stehe nicht vor Dir als ein schmachtender Liebhaber, der winselnd Deine Gunst erfleht; ich bin gekommen, mein Recht zu fordern — hörst Du, mein Recht! Du bist mein Eigentum, mit meiner Schande habe ich Dich erkauft! Nun gehörst Du mir, und ich allein habe über Dich zu bestimmen!“

Julia kniete wieder vor dem Koffer. Mit einem leisen Auflachen legte sie einige der achtlos umhergestreuten Schmucketuis in ein besonderes Fach.

„Das ist lustig, mein Herr von Falkenrode! Ich bin also Ihr Eigentum, eine Art von Sklavin, wenn ich Sie recht verstehe, und obendrein, ohne es selbst zu wissen. Und woher schreiben sich Ihre Rechte, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen?“

Falkenrode beugte sich nieder und riß sie mit brutaler Gewalt zu sich empor.



— „Und woher schreiben sich Ihre Rechte, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen?“ (S. 230.)

„Sieh mir ins Auge, Weib! Hast Du mir nicht hundertmal geschworen, daß Du mich liebst? Ist jede Deiner Versicherungen ein Meineid, ist jeder Kuß Deiner Lippen eine Lüge gewesen?"

Das unerwartete Aufbrausen seiner wilden Leidenschaft und der körperliche Schmerz, den ihr seine rohe Berührung verursachte, hatten die Schauspielerin für einen Moment fast betäubt; nun aber empörte sich auch in ihr das heiße Blut der Polin und der Zorn des beschimpften Weibes.

„Ja — wenn Du es denn hören willst — ja, und tausendmal ja!" rief sie, sich ungestüm von ihm losreißend. „Ich habe Dich niemals geliebt, und ich will eher dem elendesten Landstreicher angehören als Dir, den ich verachte! Warst Du so verblendet, zu glauben, daß eine Polin sich jemals dem Manne zu eigen geben könnte, der sein Vaterland verkauft für erbärmliches Geld?"

Mit geballten Fäusten, aber mit gesenktem Haupt und mit zusammengesunkener Gestalt hatte Falkenrode ihre Antwort angehört. Sein Atem ging schwer und keuchend; aber er stürzte sich nicht auf sie in wahnsinnigem Grimm, wie Julia selbst es fast erwartet hatte.

Eine Totenstille folgte ihrer vernichtenden Erklärung, dann beugte sich Falkenrode nieder, um seinen am Boden liegenden Hut aufzuheben. Mit dem Fuß stieß er eines der knisternden Seidengewänder beiseite, das ihm im Wege war.

„Das allein war es, was ich wissen wollte!" sagte er kalt. „Fliehe denn, wohin es Dir beliebt! Aber wünsche Dir Flügel — Du möchtest ihrer bedürfen!"

Sie fühlte aus dem Klang seiner Stimme, daß dies mehr als eine leere Drohung war.

„Bleib!" rief sie ihm zu. „Was willst Du beginnen?"

„Das, was Du fürchtest! Soll ich Mitleid haben mit einer Dirne?"

„Du willst uns verraten, Du, den doch von uns allen die schwerste Strafe treffen muß?"

„Vielleicht bin ich nicht ganz so verworfen und feige, als Du geglaubt hast. Ich fürchte mich nicht vor der Strafe, die ich verdient habe, wenn ich hoffen darf, sie mit Dir zu teilen!"

„Aber das ist Wahnsinn — das ist nicht Dein Ernst! Höre mich an! Ich liebe Dich nicht, es ist wahr, und Du würdest mir nicht mehr Glauben schenken, wenn ich Dich jetzt des Gegenteils versichern wollte; aber ich gelobe Dir, daß ich versuchen werde, es zu lernen! Ich will mein Herz bezwingen; ich will mich in der That als Dein Eigentum, als Deine Sklavin betrachten, nur denke nicht länger an eine so unnatürliche Rache! Geh nicht fort — ich beschwöre Dich! Ich bin ja bereit, mit Dir zu fliehen, wohin Du willst!"

Aber während sie sprach, hatte sich Falkenrode

langsam der Thür genähert. Er wandte seine Augen beharrlich von ihr ab, als fürchte er, noch einmal dem sinnbethörenden Zauber des schönen Weibes zu erliegen.

„Es ist umsonst!“ sagte er, seinen Hut in die Stirn drückend. „Du wirst einen Vorsprung von fünf oder sechs Stunden haben. Nütze ihn, so gut Du kannst. Das ist das letzte Opfer, welches ich Dir bringe!“

Er war fort, und die Schauspielerin starrte auf die Thür, als sei sie gewiß, daß er wiederkommen müsse. Da steckte die Zofe den Kopf herein, um sich bei ihrer Herrin zu entschuldigen; doch Julia unterbrach sie schon beim ersten Wort:

„Ist er gegangen? Ist es denn möglich, daß er wirklich gegangen ist?“

Das Mädchen mochte der Frage wohl eine falsche Deutung geben, denn sie erwiderte lächelnd:

„Ja, und das Fräulein muß ihn gut abgefertigt haben, so niedergedonnert sah er aus. Ich glaube, der kommt in seinem Leben nicht wieder!“

Mit einem verzweifelten Aufschrei schlug die Schauspielerin die Hände vor das Gesicht.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen denn?“ fragte die Zofe erschreckt. „Soll ich ihm nachlaufen, um ihn zurückzuholen?“

„Nein, nein — es ist gut! Gehen Sie — gehen Sie! Ich werde Sie rufen, wenn ich Ihrer bedarf.“

Stanislaus Galewski saß, von seinem seltsamen, weiten Gewand umschlottert, im Nebenzimmer vor dem Käfig eines Dompfaffen, der ihm zutraulich kleine Brotkrumen aus den knochigen Fingern pickte. Er sah nicht einmal in die Höhe, als seine Tochter heftig die Thür aufriß und mit allen Zeichen der höchsten Erregung an seine Seite eilte.

„Kleide Dich an," sagte sie mit der fieberischen Hast der Todesangst; „es ist alles verloren! Falkenrode geht hin, uns zu verraten!"

Der Alte rührte sich nicht.

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß er es eines Tages thun würde? Was soll demjenigen heilig sein, der sein Vaterland verkauft?"

„Aber so eile doch! Es ist jetzt keine Zeit, Betrachtungen anzustellen! An jeder Minute hängt unsere Freiheit — unser Leben!"

„Mag es doch! Das meinige ist so kostbar nicht, daß es der Mühe wert wäre, sich noch einmal darum zu echauffiren."

„Willst Du mich mit Deinem Starrsinn zur Verzweiflung bringen? Willst Du die Schuld daran tragen, daß Deine Tochter wie eine Verbrecherin ins Gefängnis geworfen wird? Habe ich denn nicht für Dich gekämpft und für Deine heilige Sache?"

Stanislaus Galewski schüttelte sein mächtiges Haupt.

„Nicht für meine Sache, Julia! Du bist in die Netze dieses Olasson gegangen, den Gott verfluche, und

Du hast mich mit Dir gezogen! Nicht auf mich wälze die Verantwortung dafür, nicht auf mich!"

„Nun, wie es auch sei, jedenfalls haben wir jetzt nichts Dringenderes zu thun, als auf unsere Rettung bedacht zu sein. Vielleicht in wenigen Stunden schon wird der Telegraph unsere Namen nach allen Himmelsgegenden tragen. Ich raffe nur das Notwendigste zusammen und ich beschwöre Dich, mach Dich bereit!"

„Ich bin bereit, Julia! Laß mich in Frieden!"

„Ist es denn möglich? Du weigerst Dich, zu gehen?"

„Wohin willst Du fliehen?"

„Nach Frankreich — nach Paris! Wohin sollten wir uns sonst wenden?"

„Nun wohl, mein Gewissen würde mir auch nach Frankreich folgen. Ich bleibe!"

„Aber Du darfst nicht bleiben! Es wäre Dein sicheres Verderben, und es gibt ja auch keinen vernünftigen Grund dafür — keinen!"

„Meinst Du, Mädchen? Nun, ich will ihn Dir nennen. Ich werde bleiben, weil ich drei Schritte vor dem Grabe zu einem Verräter nicht auch ein Feigling werden will. Ich bin manchmal in meinem Leben vor dem Mächtigeren geflohen wie der Soldat, der nach verlorener Schlacht vom Kampfplatz flieht, um dem Vaterlande für den Tag der Vergeltung sein Leben zu erhalten. Man hat mich verfolgt und hat meinen Namen auf die Liste der Geächteten gesetzt; aber ich habe mein Haupt trotzdem hoch tragen dürfen, denn

ich war ja nur ein verfolgter Rebell. Heute dürfte ich auch im fremden Land keinem Menschen mehr ins Auge sehen, denn heute — heute wäre ich ein verfolgter Dieb!"

Verzweifelt blickte Julia in das eingefallene Totengesicht mit den sprühenden Augen.

„Und Du verlangst, daß ich Dir um Deines Eigensinnes willen Gesellschaft leiste? Du hast kein Mitleid mit meiner Jugend?"

„Ich verlange es nicht! Geh und nimm alles mit Dir, was ich besitze! Ich werde des Goldes nicht mehr bedürfen."

Mit knöchernem Finger liebkoste er voll Zärtlichkeit den bunten Vogel, der bei Julias Annäherung die Federn gesträubt und Laute des Zornes von sich gegeben hatte. Die Schauspielerin zauderte noch, aber er wiederholte fast ungeduldig:

„Geh! Was frommt es Dir, hier Deine kostbare Zeit zu vergeuden?"

Und in trotziger Entschlossenheit warf sie den schönen Kopf zurück.

„Du willst es nicht anders! Der Himmel weiß, daß ich gethan habe, was ich vermochte!"

Sie kehrte in das Wohnzimmer zurück, aber sie ging nicht daran, den großen Koffer fertig zu packen. Vielmehr entleerte sie hastig eine kleine Handtasche, die bereits mit allerlei Toilettegegenständen gefüllt war, ihres Inhalts und brachte in ihr all die kleinen

Juwelenetuis unter, welche sie vorhin in den Koffer gelegt hatte. Eine mit Banknoten gefüllte Ledertasche, die sie dem verschlossenen Schubfach eines Tischchens entnommen hatte, machte den Beschluß. Dann klingelte sie nach dem Mädchen.

„Sie müssen mir beim Ankleiden behilflich sein! Hoffentlich haben Sie alles vorbereitet, wie ich es Ihnen anbefohlen habe?“

„Ja wohl, Fräulein! Und wir müssen eilen, denn es sind nur noch drei Viertelstunden bis zum Abgang des Zuges, mit dem Sie nach Wien fahren wollen.“

Und die Zofe mußte in der That sehr flinke Hände haben, denn in wenig mehr als zehn Minuten war der Reiseanzug der Schauspielerin beendet. Sie prüfte den Verschluß der Handtasche und lehnte das Anerbieten des Mädchens ab, ihr dieselbe bis an die Droschke zu tragen.

„Das übrige Gepäck kann mir nachgeschickt werden,“ sagte sie. „Mein Papa wird Ihnen später die erforderlichen Anweisungen erteilen. Sie können jetzt gehen, denn Sie werden noch in der Küche zu thun haben.“

Als das Mädchen aus dem Zimmer war, ging Julia an die Thür des Nebengemaches, als wolle sie von Stanislaus Galewski einen letzten Abschied nehmen. In demselben Augenblick aber, da sie die Hand auf den Thürgriff legte, fiel ihr Blick auf den Regulator, der ihr gegenüber hing.

„Nur eine halbe Stunde noch — nein, ich habe keine Sekunde mehr zu verlieren!"

Und sie ging ohne Lebewohl, obgleich sie wußte, daß sie ihren Vater nimmermehr wiedersehen würde.

Stanislaus Galewski stand am Fenster, als Julia unten auf die Straße hinaustrat. Er nickte ein paarmal mit dem Kopf, wie wenn er etwas bestimmt Erwartetes in Erfüllung gehen sähe, und er folgte ihr mit den Blicken, bis die offene Droschke, welche sie bestiegen hatte, an der nächsten Straßenkreuzung verschwand. Dann setzte er sich wieder auf den Stuhl vor dem Käfig des Dompfaffen, und der bunte Vogel pfiff ihm voll Dankbarkeit seine einzige Weise, eine schwermütige Melodie aus der Polenoper Ostrolenka.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Habe ich es nicht gesagt?“ machte Frau Lademann in der Küche ihrem übervollen Herzen Luft. „Erst muß ich einheizen, als wenn der Ofen platzen sollte, und nun sitzt er drinnen und schreibt bei weit aufgerissenen Fenstern wie in den Hundstagen. Er wird sich den Tod dabei holen, das ist gar keine Frage; aber ich schweige hübsch still, denn es ist nicht angenehm, wenn man für seine Gutmütigkeit auch noch Grobheiten einstecken muß.“

Ein Klingelzeichen rief die gekränkte Dame in das Zimmer ihres Mieters.

Drei Stunden lang hatte Falkenrode ohne Unterbrechung geschrieben; nun lag ein umfangreicher Brief, der augenscheinlich viele Blätter enthielt, mehrfach versiegelt vor ihm auf dem Tisch.

„Schaffen Sie mir einen zuverlässigen Menschen zur Stelle, Frau Lademann,“ sagte er, „einen unbedingt zuverlässigen, denn der Auftrag, den ich ihm zu erteilen habe, ist von der höchsten Wichtigkeit.“

Aber die wackere Frau zuckte bedauernd mit den Achseln.

„Thut mir sehr leid, Herr Lieutenant! Mein Mann ist ausgegangen, das Mädchen hat bei der Wäsche zu thun, und ich kann doch am Ende nicht selber herumlaufen, einen zuverlässigen Menschen für Sie zu suchen."

Falkenrode merkte wohl, daß sie die Absicht habe, sich für seine vorige Unfreundlichkeit zu rächen und ihn das ganze Gewicht ihrer Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Er schlug darum den liebenswürdigsten Ton an, der ihm zu Gebote stand.

„Das ist sehr schade, meine beste Frau Lademann, denn ich komme dadurch in große Verlegenheit. Es ist eine so einfache Besorgung, und ich hätte trotzdem gern eine Doppelkrone dafür gezahlt."

„Eine Doppelkrone — zwanzig Mark? Und eine einfache Besorgung, sagen Sie? Ja, um was handelt sich's denn eigentlich?"

„Es handelt sich darum, diesen Brief an seine Adresse zu befördern und ihn dem Herrn Generalauditeur zu eigenen Händen zu übergeben. In einer Stunde kann es bequem abgethan sein."

„Nun, ich habe zwar durchaus keine Zeit, und daß ich's nicht wegen der paar Thaler thue, wissen Sie auch; aber wenn Ihnen so viel daran gelegen ist, werde ich selber mich mit dem Brief auf die Beine machen."

Falkenrode nickte ihr freundlich zu.

„Ich wußte ja, daß ich mich nicht vergebens an Ihre Gefälligkeit wenden würde. Aber Sie müssen eilen, wenn es nicht zu spät werden soll! Nehmen Sie nur eine Droschke erster Klasse — auf meine Kosten natürlich, wenigstens für den Hinweg. Mit der Heimkehr brauchen Sie sich meinetwegen nicht allzu sehr zu beeilen!"

„Ich gehe schon, Herr Lieutenant! Ist auch was zu bestellen?"

„Nur in dem Fall, daß man Schwierigkeiten machen sollte, Sie zu dem Generalauditeur zu führen, müssen Sie sagen, es handle sich um wichtige Aufschlüsse in der Untersuchungssache gegen den Premierlieutenant von Tannhausen und Sie dürften den Brief keinem andern übergeben. Das wird genügen, Ihnen den Weg zu bahnen."

„Schön, ich will mir's merken. Und wird der Herr Lieutenant heute wieder auswärts diniren?"

„Ja! Ich habe eine Einladung zu dem Höchstkommandirenden."

„Ah, das ist gewiß was Großes! Dann werden Sie auch am Ende wieder eintreten?"

„Leicht möglich, Frau Lademann! Man nennt das eine Einberufung zur großen Armee."

„Ich darf also gratuliren?"

„Warum nicht? Doch später mehr davon! Denken Sie jetzt nur an den Brief."

„Freilich, wenn er so eilig ist! Sie sollen mit mir zufrieden sein, Herr Lieutenant!“

Als die Wirtin in ihrem nach dem Hofe gelegenen Schlafstübchen damit beschäftigt war, sich zum Ausgehen zu rüsten, hörte sie aus dem Vorderzimmer ein lautes Poltern und Klirren wie von zerbrechendem Glase. Eilig lief sie nach vorn und steckte den Kopf in die Thür.

„Mein Gott, Herr von Falkenrode, was ist denn geschehen?“

„Nichts Besonderes!“ entgegnete der Gefragte ruhig. „Das Bild da ist vom Schreibtisch gefallen.“

„Ach, du lieber Himmel, das Porträt Ihrer Braut! Und alles in Scherben! Man kann ja das süße Gesichtchen kaum noch erkennen. Ich will gleich das Mädchen schicken, damit es die Glassplitter aufräumt.“

„Nein, nein, gehen Sie nur! Das hat ja Zeit bis nachher. Und Sie brauchen auch nicht ein so jämmerliches Gesicht zu machen. Es ist nichts an dem Bilde gelegen.“

Er hörte, wie die Frau sich entfernte. Als die Wohnungsthür hinter ihr zugefallen war, atmete er tief auf.

„Die Brücken sind abgebrochen; Gott sei Dank, die traurige Komödie ist zu Ende!“

Er schloß die Fenster und ließ die weißen Vorhänge herab. Es blieb ja immer noch hell genug für die Verrichtungen, die er zu erfüllen gedachte.

„Ich sollte Tannhausen eine Zeile schreiben," sagte er vor sich hin, als er — Julias Bild mit dem Fuß beiseite stoßend — an den Schreibtisch getreten war, „aber was habe ich ihm am Ende zu sagen! Er würde mich nicht verstehen und er würde mir nicht vergeben, auch wenn ich ihm alles schildern könnte, was ich um meiner Sünde willen gelitten! Besser verachtet als bemitleidet! In einer Stunde wird mir das eine so gleichgiltig sein wie das andere."

Er ging in das Ankleidezimmer und öffnete den großen Schrank, welcher seine Uniformstücke barg. Neben dem vorschriftsmäßigen Offiziersdegen stand ein leichter Pallasch, den er nur bei besonderen Gelegenheiten getragen hatte. Ein Falkenrode hatte ihn schon in den Befreiungskriegen geführt; er war ein heilig gehaltenes Erbstück in der Familie. Klirrend fuhr die Waffe aus der metallenen Scheide.

„Eher das Leben als die Ehre!" las Falkenrode halblaut den wohlbekannten Wahlspruch, der in die Klinge eingravirt war. Mit einer fast andachtsvollen Zärtlichkeit drückte er den kalten Stahl an seine Lippen. Dann faßte er den Säbel am Gefäß und an der Spitze und brach ihn mit energischem Druck über seinem Knie entzwei.

„Wenigstens soll kein anderer diesen Henkersdienst an dir verrichten!"

Er schleuderte die Stücke zu Boden und kehrte in das verdunkelte Wohnzimmer zurück.

„Noch eine Viertelstunde!" murmelte er, indem er mit großen Schritten auf und nieder ging. Einmal blieb er vor dem Spiegel stehen und betrachtete prüfend sein eigenes Bild. Vielleicht waren es nur die Schatten der ungewissen Dämmerung, welche diesen Eindruck hervorbrachten, aber sein Antlitz glich mit den eingesunkenen Wangen und den dunkel umrandeten Augen wirklich dem Gesicht eines Sterbenden.

„Verwünschte Feigheit!" stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Warum denn erst in zehn Minuten — warum denn nicht auf der Stelle?"

Er zog den kleinen Bulldoggrevolver aus der Tasche seines Beinkleides. Seit Wochen hatte er die Schußwaffe stets bei sich getragen, und des Nachts hatte sie unter seinem Kopfkissen gelegen. Die Sicherung war gelöst; es bedurfte nur eines winzigen Fingerdrucks, nur eines einzigen entschlossenen Augenblicks, und alles war vorüber. Doch obwohl Falkenrode sich dessen gut genug bewußt war, obwohl er sein Leben mehr als einmal ohne sonderliches Herzklopfen aufs Spiel gesetzt hatte, seine Augen schweiften doch unwillkürlich von dem kurzen dunklen Lauf des Mordinstrumentes wieder hinüber zu dem Zifferblatt der Wanduhr, und ihm war, als habe sich der große Zeiger noch niemals mit so unheimlicher Geschwindigkeit von Strich zu Strich bewegt als gerade in dieser Stunde.

„Fünf Minuten!" sagte er mechanisch, und seine

Lippen waren völlig farblos geworden. „Warum kann ich nicht ebensowohl noch fünf Minuten warten?"

Er rückte einen Sessel mitten in das Zimmer und ließ sich darauf nieder, das Gesicht dem Spiegel zugewendet.

„Beim ersten Schlag der Uhr!" befahl er sich selbst. „Und dann auch nicht eine Sekunde mehr des Zauderns!"

Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte er auf diesen verhängnisvollen Schlag. Ein Fieberfrost schüttelte ihn, und dann kam ihm plötzlich die entsetzliche Vorstellung, daß es nur eines solchen leichten Schauders im Augenblick der Entscheidung bedürfte, um seine Hand unsicher zu machen und die Richtung des Schusses zu verändern. Er konnte sich verwunden, ohne sich zu töten, er konnte vielleicht monatelang auf dem Siechbett liegen, um dann geheilt zu werden, geheilt für die Schande, für den Gerichtssaal, für die Zelle im Zuchthaus mit den eisenvergitterten Fenstern. Und er fühlte immer deutlicher, wie das Fieber sein Blut entzündete, wie es seine Muskeln lähmte und ihn der Herrschaft über seine Glieder beraubte. Die Furcht vor jenem Gräßlichen packte ihn mit der Gewalt des Wahnsinns. Einmal — zweimal — dreimal erhob er die Hand mit dem Revolver, so daß er die Nähe des kalten Eisens an seiner Schläfe spürte, und jedesmal ließ er sie wieder sinken, ohne daß sein Finger die Kraft gehabt hätte, die kleine, geringfügige, erlösende

Bewegung zu vollbringen. Seine klare Besinnung hatte ihn verlassen; in tollem Wirbel jagten Gestalten und Bilder aus dem vergangenen Leben an seinen Augen vorüber; greifbar und leibhaftig sah er die Menschen vor sich, die er geliebt und gehaßt hatte, und nicht sie allein, sondern auch andere, fremde, gleichgiltige, denen er flüchtig begegnet war, die er vergessen hatte und die nun eine seltsame Auferstehung feierten in diesen furchtbaren Augenblicken. Er wollte ihnen zurufen, wollte sie halten, um sie zu fragen, was sie von ihm begehrten; aber er war ja gelähmt, seine Glieder waren gefesselt, seine Zunge bewegungslos; wie ein Felsen lag es auf seiner Brust, ihn der Fähigkeit des Atmens beraubend. Und der tolle Reigen der spukhaften Gestalten wurde immer dichter und wilder; unbekannte Gesichter mischten sich unter die bekannten, verzerrte, fratzenhafte Gesichter mit rollenden Augen und fletschenden Zähnen, Gesichter ohne Fleisch und Haut, kahle, grinsende, modergebräunte Totenschädel. Von rechts und links, von oben und unten, aus allen Winkeln her drangen sie auf ihn ein; es war nicht eine einzige Stelle an seinem Körper, die ihn nicht geschmerzt hätte von der Berührung ihrer eiskalten Finger. Und der schreckliche Zustand nahm kein Ende, er währte Stunden, Tage, Monate lang, ein ganzes Menschendasein war es, das er in dieser Hölle durchlebte!

Da — ein Glockenklang, ein süßer, trostvoller,

himmlischer Ton, ein Laut, vor dem die gespenstische Schar verschwand, wie wenn ein Wirbelsturm sie hinweggeweht hätte nach allen Winden. Die grauenhafte Angst war von ihm gewichen, seine Brust atmete frei, die krampfige Verzerrung seiner Lippen löste sich in ein friedvolles Lächeln — langsam, sicher, ruhig erhob sich die Hand mit der Todeswaffe zu seinem Haupte — die fünf Minuten waren vorüber, der erste Schlag der Uhr war erklungen, und ehe noch der zweite laut wurde, fiel ein Schuß.

Der Lieutenant von Falkenrode, der Meineidige und der Verräter, er hatte seine Schuld gebüßt. Das geschliffene Glas des Spiegels warf ein ruhig lächelndes Antlitz zurück, ein Antlitz mit offenen, starren, bewegungslosen Augen und mit einem kleinen, schwarzen, kreisrunden Flecken an der Schläfe.

*

Um die fünfte Nachmittagsstunde hielt ein zweispänniger Wagen vor dem Hause, in welchem die Schauspielerin Julia Malachow gewohnt hatte. In der schärfsten Gangart waren die Pferde die Straße herabgekommen, und die vier Herren, welche im Innern des Wagens saßen, mußten es in der That sehr eilig haben, da sie nicht einmal sein Stehen abwarteten, um herauszuspringen. Sie waren in Zivilanzüge gekleidet; aber ihre straffe Haltung und ihre ernsten, schweigsamen, in strenge Falten gelegten Gesichter

kennzeichneten sie zur Genüge als preußische Beamte. Ohne auch nur ein einziges Wort mit einander zu wechseln, eilten sie die Treppe empor. Der graubärtige, soldatisch aussehende Herr, der unter ihnen den höchsten Rang zu begleiten schien, zog die Glocke, und er war es auch, der das erstaunte Dienstmädchen in kurzem, strengem Ton fragte:

„Herr Stanislaus Galewski? Ist er anwesend?"

„Allerdings! Aber ich weiß nicht, ob er jetzt Besuche empfängt. Wen darf ich melden?"

„Es bedarf keiner Meldung. Hat die Wohnung noch einen zweiten Ausgang?"

„Ja, nach der Hintertreppe."

Die Zofe hatte die Situation begriffen, und sie zögerte nicht, wahrheitsgemäß Auskunft zu geben. Der graubärtige Herr winkte einem der Beamten mit den Augen, und sogleich eilte dieser die Treppe hinab. Die drei anderen traten ein und zogen die Thür hinter sich zu.

„Ich bin der Kriminalkommissarius von Hülsberg!" wandte sich der vorige Sprecher wieder an das Mädchen. „Sie werden in der Gesellschaft dieses Herrn hier auf dem Gang bleiben, bis man Sie rufen wird. Sie sind doch bei Herrn Galewski bedienstet?"

„Ja."

„Ihr Name?"

„Minna Lücke."

„Gut. Ich untersage Ihnen hiemit ausdrücklich jeden Versuch, sich durch Worte oder Zeichen oder auf irgend eine andere Weise mit Ihrer Herrschaft in Verbindung zu setzen. Sie haben in solchem Fall sofortige Verhaftung zu gewärtigen. Wo befindet sich Herr Galewski?"

„In jenem Zimmer."

Der Kriminalkommissär klopfte an die Thür, und da er nicht sogleich eine Antwort erhielt, ging er hinein. Der greise Komponist saß vor dem offenen Flügel. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und von allem, was draußen vorgegangen war, hatte er augenscheinlich nichts vernommen. Erst als sich der Eintretende kurz, doch ohne Unhöflichkeit in seiner Eigenschaft als Polizeibeamter vorstellte, blickte er auf.

„Ich weiß, ich weiß," sagte er zerstreut. „Thun Sie mit mir, was Sie wollen!"

Der Kommissär schien etwas betroffen von dem unerwarteten Empfang.

„Sie waren auf mein Erscheinen vorbereitet?" fragte er. „Sie kennen den Zweck desselben?"

„Ja! Seit dem Vormittag habe ich auf Sie geharrt."

„Das ist seltsam! Sie wissen also, daß ich den Auftrag habe, Ihre Wohnung durchsuchen zu lassen und Sie mit Ihrer Tochter zu verhaften?"

„Ich weiß es! Doch Sie werden sich mit mir begnügen müssen — meine Tochter ist fort."

„Entflohen — und wohin?"

„Das werde ich Ihnen nicht sagen! Es ist des Verrates genug gewesen, wie ich meine."

„Nun, man wird die Dame auch ohne das zu finden wissen. Sie geben zu, der Privatier Stanislaus Galewski zu sein?"

„Ich bin es!"

„So erkläre ich Sie für verhaftet! Sie kennen, wie es scheint, die Gründe?"

„Ich kenne sie."

„Und Sie gestehen ein, daß die Beschuldigung des Landesverrats, welche man gegen Sie erhebt, eine begründete ist?"

„Sie ist begründet! Ich bin bereit, meine Strafe zu erleiden."

„Diese Offenheit kann für Ihre Lage nur von Vorteil sein. Und ich hoffe, Sie werden in Ihrem eigenen Interesse nun auch den weiteren Schritt thun, mir freiwillig alle Papiere und Briefe auszuliefern, welche sich auf Ihre verräterischen Handlungen beziehen!"

Stanislaus Galewski deutete auf den weißen Kachelofen.

„Sehen Sie zu, ob Sie die Namen meiner Mitschuldigen aus der Asche lesen können! Die Polizei ist zu langsam in diesem Lande."

Der Kommissär biß sich auf die Unterlippe. Er war im Grunde des Herzens sehr geneigt, dem Polen

für diesen Fall recht zu geben, aber er bewahrte seine streng dienstliche Haltung.

„Das wird sich zeigen!“ sagte er. „Ich ersuche Sie, sich mit Hut und Ueberrock zu versehen. Unten erwartet Sie ein geschlossener Wagen. Es wird Ihnen lieb sein, dadurch der Neugier des Publikums zu entgehen.“

Stanislaus Galewski richtete sich langsam in die Höhe.

„Und wenn man mich in Ketten über die Straße führen wollte, ich müßte es dulden, denn ich bin ja ein Dieb!“

Ohne nach rechts oder links zu blicken, ließ er sich hinab geleiten zu dem Wagen. Der Kriminalschutzmann, dem er übergeben worden war, behandelte ihn rücksichtsvoll und höflich. Glich er doch wahrhaftig mehr einem aus dem Grab erstandenen Gespenst als einem gemeingefährlichen Verbrecher.

„Man sollte ihn ins Irrenhaus bringen, statt in das Gefängnis!“ murmelte der graubärtige Kommissär, indem er ihm halb mitleidig nachblickte. Dann ging er mit dem Geschick eines erfahrenen Kriminalisten daran, den zweiten Teil seines Auftrages zu erfüllen. Aber obwohl kein Schubfach in den Möbeln und kein Winkelchen der Wohnung undurchforscht blieb, fand sich doch nicht ein einziges Blättchen, das als ein bedeutsames Beweisstück anzusehen gewesen wäre oder das auf die Spur des Weges geführt hätte, welchen die flüchtige Schauspielerin genommen.

Aus dem erkalteten Kachelofen freilich wurde ein Haufen schwarzer Asche zu Tage gefördert, die bei der Berührung mit leisem Knistern zerfiel und in winzigen Flöckchen nach allen Seiten auseinander stob. Was der alte Rebell an verräterischen Dokumenten besessen hatte, war von den gierigen Flammen vernichtet worden. Nur ein paar armselige Fetzen beschriebenen Notenpapiers hatten durch irgendwelchen Zufall der verzehrenden Glut widerstanden; aber der Kriminalkommissär warf sie nach flüchtiger Betrachtung achtlos beiseite.

Es waren die letzten Reste der Partitur von Stanislaus Galewskis Oper Ostrolenka, die ein ganzes Volk hatte in Flammen setzen sollen und die nun mit der Glut eines kleinen, jämmerlichen Ofenfeuers erloschen und spurlos verweht war wie ein welkes Blatt, das der Sturm auf seine Flügel genommen.

Und doch war sie seines Lebens größtes Werk gewesen!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie unendlich dehnten sich doch an diesem Tage für Ilses Ungeduld die Viertelstunden! Sie hatte ja nichts mehr für ihren Bruder zu fürchten, und doch marterte sie die Ungewißheit mit quälender Angst. Was ihr Helmer am Morgen von dem Erfolg seines Besuches bei Falkenrode berichtet hatte, war ja sehr wenig darnach angethan, sie freudig zu stimmen, obwohl der Doktor ihr zartsinnig verschwiegen hatte, in welchem Umfang sich ihr ehemaliger Verlobter ihm gegenüber schuldig bekannt. Sie glaubte noch nicht daran, daß Falkenrode ein Verbrecher sein könne; sie glaubte nur an eine Unüberlegtheit, eine Leichtfertigkeit, eine verzeihliche Verirrung, von deren Natur sie sich freilich nur ganz unbestimmte Vorstellungen zu machen vermochte. Aber nach der rücksichtslosen Strenge, mit welcher man gegen Bernd vorgegangen war, konnte sie doch nicht zweifeln, daß selbst eine entschuldbare Verirrung harte Strafe finden würde, und sie empfand

inniges Mitleid mit dem Mann, dessen äußere Vorzüge sie einst zu der Selbsttäuschung verführt hatten, daß es Liebe sei, was sie für ihn fühle. Die schimpfliche Treulosigkeit, deren sich Falkenrode gegen sie schuldig gemacht, hatte keinen Stachel in ihrem Herzen zurückgelassen; sie dachte kaum daran, daß sie ohne ihre gestrige Entdeckung auch heute noch gezwungen sein würde, sich als seine verlobte Braut zu betrachten; ihre Teilnahme für ihn unterschied sich in nichts von der Teilnahme, die sie für jeden Unglücklichen empfunden haben würde, und wäre es ein ihr völlig fremder gewesen.

Da ihr während der letzten Nacht keine Minute des Schlummers zu teil geworden war, hatte sich Ilse am Nachmittag auf das altmodische Sofa im Wohnzimmer niedergelegt, ohne daß ihr doch die quälende Angst und die Unruhe, von denen sie verzehrt wurde, gestattet hätten, die Augen zu schließen. Drüben in der Wohnung des Doktor Helmer konnte man ihrer jetzt füglich entbehren, denn der Arzt hatte bei seinem Vormittagsbesuche mit freudiger Ueberraschung die plötzlich eingetretene günstige Wendung in dem Befinden der kleinen Patientin konstatiren und mit beinahe vollständiger Gewißheit erklären dürfen, daß nunmehr jede ernstliche Gefahr für Mariechens Leben als beseitigt anzusehen sei. Auch hatte er selber heute in der Gestalt einer barmherzigen Schwester eine Wärterin geschickt, die mit geräuschloser Pflichttreue und Aufmerksamkeit ihres Amtes waltete.

Dennoch erhob Ilse erschrocken das Haupt, als leise die Glocke der Wohnungsthür anschlug. Das war nicht die Art, in welcher ihr Bruder zu klingeln pflegte, und sie fürchtete darum, daß eine neue Hiobspost von drüben kommen möchte. Ihre Müdigkeit und Abspannung vergessend, sprang sie selber auf, um zu öffnen, und sie war ein wenig betroffen, als sie sich einer fremden, elegant gekleideten jungen Dame gegenüber sah.

Aber die Verlegenheit der Einlaß Begehrenden war augenscheinlich noch viel größer als die ihrige. Das hübsche Gesichtchen färbte sich mit einem sehr lebhaften Rot, und mit niedergeschlagenen Augen flüsterte die Fremde: „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie gestört habe! Habe ich die Ehre, das Fräulein von Tannhausen zu sehen?"

„Ich heiße Ilse von Tannhausen! Wollen Sie die Güte haben, einzutreten?"

Zögernd folgte die Besucherin der freundlichen Einladung. Aber als sie im Wohnzimmer stand, schien doch eine gewisse Neugier über ihre Schüchternheit zu siegen, denn sie ließ ihre glänzenden Augen in dem einfachen und doch so traulich anheimelnden Raum umherschweifen wie jemand, der die Wirklichkeit vergleichen will mit einem Bild, welches seine Einbildungskraft sich oft und liebevoll ausgemalt.

„Sie werden begierig sein, zu erfahren, was mich hieher geführt hat," sagte sie, und ihre jugendlich

frische Stimme hatte einen so herzlichen Klang, daß Ilse ihr mit wahrem Vergnügen lauschte, „aber es ist sehr schwer, das in zwei oder drei Worten zu sagen, ohne unbescheiden und zudringlich zu erscheinen. Weiß ich doch nicht einmal, ob Sie jemals den Namen gehört haben, welchen ich trage."

„Darf ich ihn erfahren?"

„Ich heiße Nora von Ellerndorf."

„O, dann kenne ich Sie recht wohl, mein Fräulein — mein Bruder hat mit großer Wärme von Ihnen gesprochen!"

In Noras hellen Augen leuchtete es für einen Moment strahlend auf. Dann aber schüttelte sie ungläubig das Köpfchen.

„Mit großer Wärme? Das ist wohl unmöglich, denn ich habe ihm leider wenig Veranlassung dazu gegeben."

„So sind Sie ihm nicht böse? Er hat, wie ich glaube, die Pflichten der Höflichkeit gegen Ihren Herrn Vater ein wenig außer acht gelassen und Sie selbst, wie er mir mit tiefem Bedauern sagte, wider seinen Willen verletzt. Sie dürfen mir's glauben, Fräulein von Ellerndorf, daß es gegen seinen Willen geschehen sein muß, denn es ist sonst seine Art nicht, einem andern wehe zu thun."

„Aber, mein Gott, Sie wissen gar nicht, wie tief Sie mich mit dieser Verteidigung Ihres Bruders beschämen! Er soll mich verletzt, er soll mir wehe

gethan haben?! — Und doch bin nur ich es, die ihn wegen ihres kindischen Benehmens und wegen ihres ungeschickten Schweigens in einem Augenblick, wo das Reden viel dringender geboten gewesen wäre als bei all meinem früheren Geschwätz, um Verzeihung zu bitten hätte! Aber um dies alles handelt es sich ja jetzt nicht, mein liebes Fräulein Ilse. Weisen Sie mir die Thür, wenn Sie wollen, oder lachen Sie mich aus, denn ich weiß wirklich nicht, wie ich in landläufige konventionelle Phrasen umsetzen soll, was mich unwiderstehlich hieher getrieben hat. Ehrlich herausgesagt, ich bin gekommen, um Sie in Ihrem Mißgeschick zu trösten, weil ich zu meiner Verzweiflung sonst nichts, rein gar nichts in dieser unglücklichen Sache zu thun vermag."

Die Mischung von Zutraulichkeit und Scheu, von warm hervorbrechender Herzlichkeit und mädchenhaftem, fast kindlichem Bangen in ihren Worten wie in ihren Mienen machte Nora in diesem Augenblick so anmutig und liebenswert, daß sie Ilses weiches Herz gleichsam im Sturm für sich gewann. Es bedurfte keiner Menschenkenntnis, um die Schwester Tannhausens zu lehren, daß eine Teilnahme, die sich in so warmen und innigen Herzenstönen offenbarte, nur von der lautersten Echtheit und Wahrhaftigkeit sein könne. Sie fragte nicht, wie diese vornehme junge Dame dazu kam, ihr, die sie nie zuvor gesehen, ihre Freundschaft

zuzuwenden, sie fragte auch nicht, woher ihr die Kenntnis von dem Unglück Bernds geworden sei, sie folgte vielmehr lediglich dem Drang einer heißen Gefühlsaufwallung und streckte der Besucherin freudig beide Hände entgegen.

„Mein liebes, liebes Fräulein, wie soll ich Ihnen dafür danken!"

Nora warf sich an ihre Brust, und indem sie das Köpfchen an Ilses Schulter lehnte, flüsterte sie ihr ins Ohr:

„Nennen Sie mich nicht Fräulein, nennen Sie mich Nora; das wird mir Mut machen, wie zu einer Schwester zu Ihnen zu sprechen."

„Wohl, liebe Nora, wenn Sie es gestatten und wenn Sie es mir mit Gleichem vergelten wollen."

Sie ließen sich Seite an Seite auf dem altväterischen Sofa nieder, aber Nora weigerte sich, ihren Hut und hr Pelzjäckchen abzulegen.

„Ich habe mich aus meinem Elternhause im eigentlichsten Sinne des Wortes fortgestohlen," sagte sie, „denn seit gestern werde ich bewacht wie ein Sträfling. Wenn ich mir darum die Möglichkeit offen halten will, wiederzukommen, darf ich nicht gar zu lange ausbleiben. Aber Sie halten mein Beginnen für sehr unweiblich, nicht wahr?"

„Wird es uns Frauen nicht gerade als eine besondere Tugend nachgerühmt, daß wir ein Bedürfnis fühlen, zu trösten und zu helfen, wo immer wir dazu

im stande sind? Sollte ich Ihnen nun einen Vorwurf daraus machen, ich, die so glücklich ist, aus Ihrer Teilnahme zu erfahren, daß auch andere meinen armen Bruder für unschuldig halten?“

„O, es kann keiner an seine Schuld glauben, der ihn kennt! Doch ich bin Ihnen trotz Ihrer freundlichen Worte eine Erklärung schuldig. Der schlechte Mensch, den man im Ausland verhaftete und dessen verräterisches Treiben den Anlaß zu der gegen Ihren Bruder erhobenen Beschuldigung gab, stand in gewissen Beziehungen zu — nun, zu einem Mitgliede meiner Familie. Es wurden Briefe bei ihm vorgefunden, welche die Polizei gestern meinem Papa zurückgeben ließ, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zu meinem Schrecken von der Verhaftung des Herrn von Tannhausen. Wenn es nicht der Papa selbst gewesen wäre, aus dessen Mund ich die Nachricht erhielt, so würde ich es nimmermehr geglaubt haben, schon weil ich bis dahin eine viel zu gute Meinung von der Klugheit und dem gesunden Menschenverstand der Vorgesetzten Ihres Bruders gehegt. Leider — und ich schäme mich aufrichtig, es sagen zu müssen — ließ sich auch mein Papa von der Autorität einer hochlöblichen Behörde bestechen und meinte, daß sie eines Mißgriffs überhaupt nicht fähig sei. Ich aber wurde gerade dadurch in der Ueberzeugung bestärkt, daß es schimpflich sei, seine Freunde im Mißgeschick zu verleugnen, und selbst auf die Gefahr hin, später tüchtig dafür gescholten

zu werden, machte ich einen Versuch, die Polizei und das Militärgericht über ihren haarsträubenden Irrtum aufzuklären."

Mit wachsendem Erstaunen blickte Ilse in das von Eifer und Erregung belebte Antlitz ihrer schönen jungen Freundin. „Das hätten Sie gethan, und für meinen Bruder, der in dem Glauben lebt, daß Sie eine unauslöschliche Abneigung gegen ihn empfinden?"

„Eine unauslöschliche Abneigung — ich?"

Es mußte eine merkwürdige Offenbarung in dem Ausdruck dieser rasch und wohl beinahe unwillkürlich hervorgestoßenen Worte gewesen sein, denn plötzlich trat ein sonniges, verständnisvolles Lächeln auf Ilses Gesicht, und sie schlang ihren Arm um Noras geschmeidige Gestalt, um sie zärtlich an sich zu ziehen; und Fräulein von Ellerndorf mußte ihrerseits die Ursache dieser schwesterlichen Liebkosung begreifen, denn sie wurde sehr rot, und als wenn sie den Eindruck der unvorsichtigen Gegenfrage damit abschwächen könnte, fuhr sie hastig fort:

„Selbst wenn diese Vermutung des Herrn von Tannhausen eine zutreffende wäre, würde ich mich verpflichtet gefühlt haben, so zu handeln, wie ich es gethan. Es war auch nichts besonders Großes dabei, und — was das Schlimmste ist — es war ohne jeden Erfolg. Ich hatte nämlich das erwähnte Mitglied meiner Familie bestimmt, an jenen schlechten Menschen — Olasson heißt er — zu schreiben, damit er den

unbegreiflichen Zusammenhang der Dinge aufkläre und durch sein Zeugnis die Unschuld Ihres Bruders beweise. Aber um einen solchen Brief abschicken zu können, mußten wir natürlich vor allem wissen, wo Olasson gefangen sitze, und es war eine schreckliche Enttäuschung, als der Polizeipräsident, der übrigens ein sehr liebenswürdiger Mann ist, uns achselzuckend mitteilte, jener sei überhaupt nicht mehr gefangen, sondern er habe nach einer eben eingegangenen Nachricht Gelegenheit gefunden, aus dem Gefängnis zu entweichen. O, ich versichere Sie, Ilse, daß ich bittere Thränen geweint habe aus Aerger über die Nachlässigkeit und das Ungeschick, mit welchem diese Leute ihre Verbrecher behandeln! Wenn sie ihn nicht besser aufzubewahren verstanden, dann hätten sie ihn wahrhaftig nicht erst einzustecken und halb Europa rebellisch zu machen brauchen! Was liegt schließlich daran, ob ein schlechter Mensch mehr oder weniger frei in der Welt herum läuft! Man soll lieber ihrer tausend laufen lassen, ehe man einen ehrlichen Mann in ungerechten Verdacht bringt! Aber diese alten, gefühllosen Herren, die da bei den Behörden zu befehlen haben, sind ja so klug, o, so unmenschlich klug!“

Ihre kleine, behandschuhte Faust hatte sich zornig geballt; die Entrüstung, von der sie durch den Mißerfolg ihres nach so hartem Kampf mit Frau Gina durchgesetzten Planes gestern erfüllt worden war, flammte noch einmal in ihrem Herzen auf. Ohne daß sie

mit irgendwelcher Absichtlichkeit verfahren wäre, schmeichelte sie sich doch mit jedem ihrer Worte mehr in Ilses Zuneigung ein.

„Und als Ihr hochherziger Versuch erfolglos geblieben war, dachten Sie an mich und an meinen Kummer?“

„Ja; ich wußte, daß Herr von Tannhausen keine anderen Angehörigen als eine junge, unverheiratete Schwester habe, und ich konnte mir's so gut vorstellen, wie schrecklich diese arme Schwester leiden müsse! Mein Entschluß stand sogleich fest, Sie aufzusuchen, und wenn ich auch keine Hilfe bringen konnte, Ihnen doch wenigstens zu sagen, daß Sie guten Mutes sein müßten und daß nicht alle Leute so dumm oder so erbärmlich sind, etwas Schlechtes von Ihrem Bruder zu glauben. Gestern durfte ich aber nicht mehr aus dem Hause, denn der Papa, der ohnedies jetzt sehr reizbar ist, war fürchterlich böse über unsern Besuch bei dem Polizeipräsidenten und drohte, daß er mich einsperren oder mich zu meinem langweiligen Schwager nach Schloß Erla schicken würde. Sie brauchen sich aber meinetwegen nicht zu ängstigen, liebste Ilse, denn mein guter Papa hat mich viel zu lieb, um etwas Derartiges zu thun, und wenn nur erst Ihres Bruders Unschuld erwiesen ist, wird er sicherlich aus einem ganz andern Ton sprechen. Natürlich habe ich die ganze Nacht kein Auge zugethan, weil ich fortwährend an — an Sie und an Ihr Herzeleid denken mußte.

Man macht sich im Dunkeln ja so entsetzliche Vorstellungen und malt sich alles noch viel schwärzer aus, als es wirklich ist! Ich dachte immer, Sie müßten sterbenskrank geworden sein vor Kummer!"

Ilse wollte antworten; da wurde draußen stürmisch geklingelt, und von der Küche her über den finstern Gang stampften und polterten Wudickes schwere Tritte mit einem sich überstürzenden Ungestüm, als ginge es unter brausendem Hurra zur Attake auf den Feind.

„Ums Himmels willen, was ist denn das?" rief Nora aufspringend. „Vielleicht noch jemand vom Kriegsgericht?"

Auch Ilse war in die Höhe gefahren; aus ihren Augen aber leuchtete nicht die Angst, sondern die überströmende Glückseligkeit.

„Nein, nein, es ist gewiß nichts Bedrohliches," sagte sie mit einem Aufblitzen allerliebster Schelmerei. „Ich eile, um nachzusehen, was es da gibt. Bleiben Sie einstweilen nur ruhig hier im Zimmer, meine liebe, teure, einzige Nora!"

Sie schlüpfte hinaus, während Nora trotz ihrer beruhigenden Worte mit sehr beträchtlichem Herzklopfen mitten im Gemache stand und sich allen Ernstes darauf gefaßt machte, nun ebenfalls in die peinliche Untersuchung verwickelt zu werden. Ein paar Minuten verstrichen, die ihr wie eine kleine Ewigkeit erschienen, dann wurde wirklich mit einer Heftigkeit, wie sie sich nach der Meinung der jungen Dame höchstens ein

Abgesandter der Obrigkeit gestatten durfte, die Thür aufgerissen — die Scheide eines Degens schlug mit metallischem Klang gegen den Pfosten und — von der ersten mächtigen Wirkung der Ueberraschung gelähmt wie sie selber — stand ihr in einer Entfernung von zwei Schritten Bernd von Tannhausen gegenüber.

Er war in voller Uniform — er trug die Waffe wieder an der Seite — er war frei und gerechtfertigt — kein Makel mehr haftete auf dem blanken Schild seiner Ehre! Das war die erste Empfindung, die sich bei seinem unerwarteten Anblick in Noras Seele regte, und neben dem Jubel dieses einzigen Gedankens war gar nicht Platz für eine Regung der Befangenheit und Verwirrung, wie die klare Erkenntnis der Situation sie notwendig erzeugt haben müßte.

Mit einem Lächeln, das hundertmal beredter war als Worte, bot sie ihm ihre Hand.

Und diese herzliche Bewegung, die so zutraulich und so freudig war, nahm die Befangenheit auch von ihm und löste den Bann seines wortlosen Erstaunens.

„Nora — Fräulein von Ellerndorf — Sie hier bei meiner Schwester? Ja, darf ich denn wirklich meinen Augen trauen?"

„Sie dürfen es wohl, wenn Sie mich nicht für eines von den seltenen Gespenstern halten wollen, die schon bei Tage umgehen! Ich wünsche Ihnen Glück, Herr von Tannhausen, und ich freue mich von Herzen,

daß dieser häßliche Irrtum nun endlich seine Aufklärung gefunden hat!"

Davon, daß sie wirklich kein Gespenst war, überzeugte ihn nun freilich der kräftige Druck der kleinen, warmen, lebendigen Hand, die sich so vertrauensvoll in die seine gelegt hatte. Dies seltsame Zusammentreffen aber war ihm durch ihre Worte nicht erklärlicher geworden, da seine schlichte Bescheidenheit ihn verhinderte, die Wahrheit zu erraten oder sie auch nur zu ahnen.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Nora," erwiderte er mit ehrlicher Wärme. „Sie wußten also, was mich getroffen hatte?"

„Wenn ich es nicht gewußt hätte, wie käme ich hieher?"

Das war vielleicht wieder etwas unüberlegt gewesen, aber es war dem Offizier gerade deshalb um so beglückender in das Herz gedrungen. In seinem ernsten Gesicht zuckte es wie verhaltene Rührung, und er beugte sich auf die kleine, warme Hand herab, um sie zu küssen.

„Dies gute Wort macht mich für immer zu Ihrem Schuldner," sagte er. „Sie haben also nicht geglaubt, daß ich im stande sei, mein Vaterland zu verkaufen, obwohl ich nur ein armer Mann bin und obwohl Sie früher recht gering dachten von den armen Offizieren."

„O, Herr von Tannhausen, sehen Sie mir's denn

nicht an, wie gern ich Ihnen all die kindischen Worte abbitten möchte, mit denen ich Sie damals verletzt habe? Soll ich fürchten, daß Sie nicht großmütig genug sind, sie mir zu vergeben?“

„Nicht weiter, Fräulein Nora! Ich war es, der Sie herausgefordert hatte, indem ich mir anmaßte, Sie wie ein Kind zu behandeln, Sie, deren bloße Anwesenheit an diesem Ort Beweis genug dafür ist, daß Ihr edler weiblicher Sinn wahrlich keines Lehrmeisters von meinem Schlage bedarf! Ich bin es, der sich im Unrecht befindet, nicht Sie!“

Nora aber schlug die Augen nieder und schüttelte den Kopf.

„Was unsere erste Begegnung im Tiergarten betrifft, so haben Sie mich da vielleicht in der That ein wenig gereizt, und Sie sind mir viel zu weit überlegen, als daß Sie wegen einiger Unarten, die der Trotz mir eingegeben, noch heute zürnen könnten, aber“ — und ihre Stimme wurde unsicher und leise — „ich habe mich auch bei einer andern Gelegenheit nicht so gegen Sie benommen, wie es wohl meine Pflicht gewesen wäre.“

„Und wann, Fräulein Nora, wann wäre das geschehen?“

„Bei der Gesellschaft in unserem Hause, als Graf Selbitz die abscheuliche Bemerkung gegen Sie gemacht hatte. Da ging ich stumm wie ein Fisch neben Ihnen her, bis Sie meinen Arm freigaben, um sich dann

ohne Abschied zu entfernen. Und ich hatte doch recht gut verstanden, daß Selbitz nur die Absicht gehabt hatte, Ihnen in meiner Gegenwart eine empfindliche Beleidigung zuzufügen, Sie mit einem vergifteten Pfeil zu verwunden. Ich hätte Sie nicht so fortgehen lassen dürfen, das weiß ich sehr wohl!"

„Und was hätten Sie thun sollen? War es nicht besser, zu schweigen, als hinter eine der hunderttausend Unwahrheiten unseres gesellschaftlichen Lebens zu flüchten, nur um eine peinliche Situation etwas schneller zu beenden? Graf Selbitz hatte die volle Wahrheit gesagt, davon mußte mein Verhalten Sie überzeugt haben. Glauben Sie wirklich, daß irgend eine freundliche Lüge, zu der Sie sich ja vielleicht hätten zwingen können, im stande gewesen wäre, mich über die Wirkung dieser Thatsache auf Ihr Empfinden zu täuschen?"

„Aber das ist es ja eben! Ich hätte Sie verhindern müssen, so gering von mir zu denken! Und es ist keine freundliche Lüge, wenn ich Sie versichere, daß es meine rechtschaffene Absicht war. Ich weiß nicht, ob es eine Schande ist, wenn jemandes Besitztum meistbietend versteigert wird; ich weiß nur, daß es meiner Hochachtung für einen ehrlichen Mann auch nicht den kleinsten Abbruch thun würde, wenn man mir erzählte, daß seine Vorfahren Bettler oder Seeräuber gewesen seien. Das war es, was ich Ihnen damals hätte sagen müssen, ehe Sie mich gekränkt und unwillig verließen. Es lag mir ja auch auf den Lippen;

aber ich konnte den rechten Ausdruck nicht finden, und Sie hatten es gar so eilig, von mir loszukommen."

Während ihrer letzten Worte war Ilse wieder eingetreten, und das Erscheinen seiner Schwester hinderte Tannhausen, ihr diejenige Antwort zu geben, welche sich heiß aus seinem Herzen drängen wollte. Auch wurde Nora durch diese Unterbrechung daran erinnert, daß es an der Zeit sei, ihren Besuch zu beenden. Sie nahm einen sehr herzlichen Abschied von Ilse und wollte dann auch ihrem Bruder die Hand reichen; doch Bernd erklärte mit Entschiedenheit, daß sie bei der hereinbrechenden abendlichen Dunkelheit nicht ohne Begleitung bis zum Droschkenstandplatz gehen dürfe. Und da ihm auch Ilse lächelnd beistimmte, sträubte sich Nora nicht lange, sein ritterliches Erbieten anzunehmen.

Seite an Seite traten sie auf die Straße hinaus; aber es war, als ob die Befangenheit, welche vorhin in der Freude des unerwarteten Wiedersehens nicht hatte aufkommen können, jetzt um so vollständiger von ihnen Besitz ergriffen hätte. Schweigend gingen sie neben einander her, und die Verlegenheit schien sie so zerstreut zu machen, daß sie der leeren Droschken gar nicht gewahr wurden, welche Nora fast an jeder Straßenecke zur Verfügung gestanden hätten. Erst als sie sich plötzlich auf den menschenleeren Wegen des dunkelnden Tiergartens fanden, fuhr Tannhausen fast erschrocken auf:

„Mein Gott, wie unaufmerksam ich gewesen bin! Wir werden hier kaum noch einen Wagen finden, und Sie können doch unmöglich den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen, Fräulein von Ellerndorf!“

„Warum sollte ich es nicht können? Haben wir nicht prächtiges Wetter? Und überdies ist es kaum mehr als eine halbe Stunde. Aber ich darf Ihnen freilich nicht zumuten, mir so viel Zeit zu opfern.“

„Sie wissen, daß Sie mir mit der Erlaubnis dazu eine große Freude machen!“ erwiderte er einfach, und dann verstummten sie wieder für eine lange Zeit.

Der Weg, welchen sie einschlugen, war nicht gerade der kürzeste nach dem Hause des Geheimerats von Ellerndorf. Es hätte sich schwer feststellen lassen, wer von ihnen eigentlich die Führung übernommen hatte; aber es war jedenfalls eine merkwürdige Thatsache, daß sie sich nach Verlauf einer Viertelstunde an derselben Stelle befanden, wo unter so sonderbaren und wenig angenehmen Umständen ihre erste Begegnung erfolgt war. Der Ort mußte doch einen eigenen Zauber auf sie ausüben, und der tragikomische Vorgang, welcher damals ihre Bekanntschaft vermittelt hatte, mußte sich mit allen Einzelheiten ihrem Gedächtnis gut genug eingeprägt haben, denn an der Hecke, wo der bedrohte Percy auf den Befehl seiner jungen Herrin den Hundefänger niedergeworfen hatte, blieben sie wie auf Verabredung beide stehen.

„Wie müssen Sie sich an jenem Morgen über mich und meinen ohnmächtigen Zorn lustig gemacht haben!“ sagte Nora, und der Zug allerliebster Schelmerei, der ihr so reizend stand, war wieder auf ihrem Gesicht. „Aber ich war auch kaum je zuvor auf einen Menschen so böse gewesen als auf Sie.“

„Und wie entsetzlich philisterhaft und pedantisch muß ich Ihnen vorgekommen sein,“ gab er lächelnd zurück. „Ich weiß heute wahrhaftig nicht mehr, wie ich dazu kam, gerade gegen Sie so anmaßend und unhöflich zu sein.“

Nora aber wußte es; der Ton, mit welchem dies „gerade gegen Sie“ gesprochen worden war, hatte es ihr verraten. Und ob es auch rings um sie her in dem weiten Park noch winterlich kahl und öde war, in ihrem Herzen jubelte es doch wie schmetternder Lerchengesang, und wie heller Frühlingssonnenschein spiegelte es sich in ihren glänzenden Augen.

„Wir sahen einander zum erstenmal und wir behandelten uns wie Todfeinde,“ sagte sie übermütig. „Ich glaube, es war, weil sich im Grunde der eine vor dem andern fürchtete.“

Tannhausen antwortete nichts. Seine klaren, ehrlichen Augen begegneten den ihrigen, aber das bedeutsame Wort, welches Nora erwartet hatte, kam nicht über seine Lippen. Mit einem tiefen Aufatmen wandte er sich zum Weitergehen.

Hatte er sie denn noch immer nicht verstanden?

Oder war es wirklich der thörichte Gedanke an seine Armut, der ihm den Mund verschloß?

Nora bemühte sich mit verstohlenem Seitenblick, die Antwort auf diese Fragen von seinem ernsten Gesicht zu lesen, während sie stumm wie vorher über die einsamen Wege schritten. Aber die verschlossenen, fast traurigen Züge sagten ihr nichts, und schon sah sie die Silhouette der Viktoria von der Siegessäule über den Bäumen, schon hörte sie in der Ferne das Rollen der Wagen, die an ihres Vaters Hause vorüber fuhren. Wenn er auch jetzt nicht sprach, jetzt, wo die Umstände ihn mit beinahe zwingender Gewalt dazu drängten, so würde er nimmermehr sprechen, das fühlte sie nur zu gut. Und es überkam sie ein trotziges Verlangen, sich den stolzen Mann noch in dieser Stunde zu gewinnen um jeden Preis.

Als sie wie bei jenem ersten gemeinsamen Spaziergang in die Siegesallee einbogen, fragte sie, ohne zu ihm aufzublicken:

„Erinnern Sie sich noch des kindischen Vorwandes, unter welchem ich damals Ihre Begleitung erzwang, als Sie sich hier von mir verabschieden wollten? — Ich glaube, Sie entschlossen sich nur sehr ungern, mir zu gehorchen, und Sie thaten recht daran, denn lediglich der Wunsch, Ihnen noch irgend etwas ausgesucht Unangenehmes zu sagen, hatte mich bestimmt, Sie festzuhalten. Aber ist es nicht merkwürdig, daß wir uns heute in einer ganz ähnlichen Lage befinden?“

„In einer ähnlichen Lage, Fräulein Nora?“ entgegnete er verwundert. „Ich weiß nicht, ob ich Sie ganz verstehe.“

„Nein, Sie können mich gar nicht verstehen, da Sie nicht die übernatürliche Fähigkeit besitzen, fremde Gedanken zu lesen. Aber wäre es nicht viel schicklicher gewesen, wenn ich vorhin in die erste beste Droschke gestiegen wäre, statt ganz allein mit Ihnen durch den einsamen Tiergarten zu wandern? Hätte es mich mehr als ein Wort gekostet, Sie daran zu erinnern?“

„In der That, es war unverzeihlich, daß ich —“

„Nein, nein, Sie sollen sich nicht entschuldigen! Es war auch diesmal mein Wunsch, Sie festzuhalten, — wenn es hätte sein müssen, selbst gegen Ihren Willen. Der Unterschied ist nur, daß es nicht geschah, weil ich das Verlangen gehabt hätte, Ihnen eine Bosheit zuzufügen; ich wollte Ihnen vielmehr etwas recht Angenehmes sagen, etwas, das Ihnen Freude machen sollte, wie ich hoffte. Aber ich sehe nun wohl ein, daß ich heute ebenso närrisch gewesen bin wie damals.“

„Und war ich es, Fräulein Nora, der Sie durch sein Benehmen zu dieser Einsicht gebracht hat?“

„Warum sollte ich Sie belügen? Ja, Sie sind es gewesen! Gehen Sie denn nicht stumm und traurig daher, als sollten Sie wer weiß an welchen schrecklichen Ort gebracht werden? Wenn es Ihnen schon so

drückend ist, mich nur eine kleine halbe Stunde weit zu geleiten, wie soll ich da wohl den Mut finden, Ihnen zu sagen, daß —"

Sie erschrak vor ihrer eigenen Kühnheit, und trotz der Tapferkeit, die sie noch soeben in ihrem Herzen gespürt hatte, blieb sie kläglich mitten in der Rede stecken. Bernd von Tannhausen aber hätte nicht das geschärfte Ohr der Liebe haben müssen, wenn er sie auch jetzt noch nicht verstanden hätte. Und er war mit seiner Kraft zu Ende; er vermochte nicht länger zurückzudrängen, was ihm seit einer Stunde so heiß und übermächtig die Brust erfüllte.

„Daß Sie meine Begleitung auch für einen viel längeren Weg, daß Sie sie auch für das ganze Leben annehmen würden? War es das, was Sie mir sagen wollten, Fräulein Nora? Ist es möglich, daß es das gewesen sei?"

„Ja, das war es!" erklärte sie fest und bestimmt, und dabei sah sie leuchtenden Blickes zu ihm auf, als wäre es eine ganz natürliche Sache und nicht der ungeheuerlichste Verstoß gegen Herkommen und Sitte, daß ein Mädchen dem geliebten Mann derartige Geständnisse mache. „Aber es ist wirklich sehr schwer, dafür das rechte Wort zu finden."

„Wie armselig, wie kläglich stehe ich vor Ihnen da! Nora, meine teure, angebetete Nora, wie tief hat mich Ihre Hochherzigkeit, Ihre Großmut beschämt!"

„Was ist denn aber Beschämendes dabei?“ fragte sie, und ihr Lächeln war das unschuldsvolle, sonnige Lächeln eines Kindes. „Einer mußte es doch am Ende aussprechen! Oder sollten wir etwa wieder mit einer förmlichen Verbeugung auseinander gehen, um uns vielleicht niemals wiederzusehen?“

Er hatte bis dahin nicht den Mut gehabt, ihr seinen Arm anzubieten. Jetzt hatte sie denselben genommen, ohne erst sein Erbieten abzuwarten, und sich, unbekümmert um die Vorübergehenden, zutraulich kindlich an seine Seite geschmiegt.

„Es ist mir wie ein Traum,“ sagte er leise, mit namenlosem Entzücken in ihr liebliches Antlitz, in ihre strahlenden Augen blickend. „Möchten wir doch nimmermehr daraus erwachen müssen!“

„So ist es also wahr, Du gestrenger Lehrmeister, Du hast mich wirklich ein klein wenig lieb?“

„Mein Leben würde leer und inhaltslos sein ohne Dich, Nora! Ich werde meine ganze Manneskraft einsetzen, Dich mir zu erringen!“

Mit einem fröhlichen Auflachen schüttelte sie das Köpfchen.

„Wie feierlich das klingt! Als wenn Du nicht schon heute hundertmal eines so kleinen, unbedeutenden Mädchens wert wärest, wie ich es bin! Soll es dazu noch eines großen Kampfes bedürfen?“

„Er wird uns nicht erspart bleiben, Nora. Ich bin ein armer Mann und —“

Aber sie ließ ihn gar nicht ausreden.

„O, die alte Melodie, die ich so gut kenne, daß ich sie wahrlich nicht mehr hören mag! Was ist denn das, ein armer Mann? Würde irgend etwas in Deinem Aeußern oder in Deinem Innern anders sein, wenn Du über Millionen verfügtest? Oder willst Du mir einreden, daß Du mich lieb hast, wenn Du glauben kannst, daß ich notwendig ein Reitpferd und eine Kammerjungfer haben muß, um ganz glücklich zu sein? Etwas Geld werden wir freilich brauchen, daran läßt sich nun einmal nichts ändern; aber so viel, als geradezu unentbehrlich ist, werde ich ja wohl mitbringen, und es wäre eine schöne Liebe, wenn Du zu stolz sein wolltest, es anzunehmen. Und im übrigen, mein Herr von Tannhausen, wünsche ich mir wahrhaftig nichts Besseres, als in einem gewissen kleinen Stübchen in Moabit mit meiner lieben Schwägerin Ilse auf dem prächtigen alten Sofa zu sitzen und mir von ihr erzählen zu lassen, durch welche Leibgerichte man sich die Gnade des künftigen Herrn Generalfeldmarschalls zu erhalten vermag."

Welche Bedenken wären im stande gewesen, dieser sonnigen Glückszuversicht zu widerstehen?! Ihr herziges Geplauder hatte den ernsten Schatten bangen Zweifels an seiner Stirn verscheucht, und in dankbarer Zärtlichkeit drückte er den weichen, lebenswarmen Arm an sich, der auf dem seinigen ruhte.

„Ja, Nora, Du hast recht! Ich würde Deinen

herrlichen Mut, der mich so glücklich gemacht, fürwahr sehr schlecht belohnen, wenn ich nicht wie Du voll freudigen Vertrauens in unsere Zukunft blicken wollte. Morgen schon werde ich bei Deinem Vater um Dich werben!“

„Und ich werde ihm noch heute, noch in dieser Stunde mein Bekenntnis ablegen. Ich bin ja viel zu glücklich, um die große Neuigkeit auch nur eine einzige Nacht für mich zu behalten. Und wenn es wirklich nicht ohne einige kleine Scharmützel abgehen sollte, so ist es sicherlich am besten, daß ich sie ausfechte. Der Papa kann zwar recht böse werden, wie ich erst gestern gesehen habe, schließlich aber habe ich doch bessere Waffen als er. Auf eine gewaltsame Entführung mit obligater Trauung in Helgoland oder in Gretna-Green läßt er es nicht erst ankommen, das weiß ich ganz gewiß!“

Sie hatten sehr viel Zeit gebraucht, um die kleine Wegstrecke bis zum Hause des Geheimerats zurückzulegen; nun aber mußten sie sich endlich entschließen, Abschied zu nehmen. Nur ein Händedruck war es, den sie hier auf der offenen Straße mit einander austauschen durften, aber für einen Moment fühlte Tannhausen doch Noras warmen Atem an seiner Wange, als sie ihm zuflüsterte:

„Gute Nacht, mein Geliebter — viel tausendmal gute Nacht!“

Als der Premierlieutenant eine Stunde darnach

wieder in sein freundlich erhelltes Wohnzimmer trat, warf sich Ilse glückstrahlend an seine Brust. Sie hatte das frohe Geheimnis auf seinem Gesicht gelesen, denn auch ihre Augen waren schärfer geworden in der Schule der besten aller Lehrmeisterinnen, der zaubergewaltigen Liebe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Erst nach langem Zögern hatte sich Monsieur François entschlossen, die Uebersiedlung nach Schloß Erla mitzumachen, und schon hundertmal hatte er diesen Entschluß bereut. Das Klima behagte ihm nicht; er verlor zusehends an Frische des Aussehens, und seine Verdrossenheit machte sich gelegentlich so auffällig bemerkbar, daß es bis zu ernsten Rügen von seiten des Barons gekommen war.

Auch heute hatte ihn schon wiederholt Palmas ernster, kalter Blick getroffen, während er mit einem Ungeschick und einer Zerstreutheit, die er selber in seinen Pariser und Berliner Tagen für ganz unmöglich gehalten haben würde, seine Herrschaft beim Frühstück bediente. Es waren wie gewöhnlich keine Gäste da und es ging überaus schweigsam zu bei diesem tête-à-tête der beiden Gatten. Thea, die sehr blaß und angegriffen aussah, berührte die Speisen kaum und warf häufig ungeduldige Blicke durch das hohe Fenster auf die

Rampe des Schlosses hinaus. Endlich zog sie ihre Taschenuhr und fragte den Kammerdiener: „Warum ist der Wagen noch nicht vorgefahren, François? Haben Sie etwa versäumt, den Auftrag dazu zu geben?"

„Ich bitte um Verzeihung, aber ich glaubte in der That, daß Excellenz unter den gegenwärtigen Umständen die Absicht einer Ausfahrt aufgegeben hätten."

„Unter den gegenwärtigen Umständen — was heißt das? Wie kommen Sie zu einer solchen Annahme?"

Es hatte ganz den Anschein, als ob dem Kammerdiener diese Frage keineswegs unwillkommen sei, denn mit der Geläufigkeit jemandes, der sich auf seine Antwort vorbereitet hat, entgegnete er:

„Mit Eurer Excellenz Erlaubnis — aber die Unsicherheit in der Gegend nimmt mit jedem Tag zu, und die Revolution macht sich schon in der unmittelbaren Nachbarschaft des Schlosses bemerklich. Die heutigen Zeitungen berichten —"

Thea unterbrach ihn mit einer vornehm abwehrenden Handbewegung.

„Es wäre mir lieb, François, wenn Sie sich weniger um die Berichte der Zeitungen als um die Befehle kümmern wollten, welche Ihnen zu teil werden. Lassen Sie also den Wagen unverzüglich anspannen! Ich fahre in das Dorf."

Der Kammerdiener machte ein sehr beleidigtes Gesicht und warf einen fragenden Blick auf den Baron, als

erwarte er, daß dieser gegen die Anordnung seiner Gemahlin Widerspruch erheben würde. Es war sehr wenig darnach angethan, seine gedrückte Stimmung zu verbessern, als Palma statt dessen mit etwas schärferer Betonung, als sie ihm sonst eigen war, sagte:

„Warum zögern Sie noch? Es scheint, mein Freund, daß Sie anfangen, in der Erfüllung Ihrer Pflichten lässig zu werden.“

Mit einer stummen Verbeugung quittirte der zwiefach gekränkte François über den empfangenen Tadel und verließ das Speisezimmer. Als nicht mehr zu besorgen war, daß er sich noch in Hörweite befinde, wandte sich Palma in seiner gewohnten ruhig höflichen Weise an seine Gemahlin:

„Natürlich konnte ich einen von Dir erteilten Befehl nicht rückgängig machen, liebe Thea, aber Du wirst Dich vielleicht entschließen, auf diese Fahrt zu verzichten, wenn ich Dich darum bitte.“

„Auch Du? Sollen wir uns etwa von der thörichten Furcht anstecken lassen, welche die gesamte Dienerschaft ergriffen zu haben scheint?“

„Nein, so lange ihre Furcht wirklich eine thörichte war! Aber es sind während der letzten Tage in unserer näheren Umgebung Ausschreitungen sehr ernster Art verübt worden. Revoltirende Arbeiter haben nicht nur eine ganze Fabrikanlage zerstört, sondern auch den Versuch gemacht, das Landhaus eines Großindustriellen zu plündern und einzuäschern. Der Eigentümer, der

ihnen zur Verteidigung seines Besitzes mit der Waffe in der Hand entgegentrat, ist durch einen Steinwurf tödlich verwundet worden."

„Und wo ist das geschehen?"

„Kaum zwei Stunden von hier, fast unter den Augen des in der Stadt zusammengezogenen Militärs."

„Nun wohl, die unglücklichen Leute haben sich gegen denjenigen empört, welchen sie für ihren Bedrücker halten; aber sie werden schwerlich zwei Stunden weit marschiren, um das Eigentum eines Mannes anzugreifen, der ihnen niemals ein Leid zufügen konnte."

„Während einer Revolution pflegen solche Unterscheidungen nicht gemacht zu werden. Dem unzufriedenen Besitzlosen ist jeder Besitzende ein Feind. Und Thaten wie diese haben zudem die unselige Eigenschaft, zu wirken wie der Funke an einer Zündschnur. Bis dem Verbrechen die Strafe und dem Rausch die Ernüchterung gefolgt ist, gelten sie für Heldenstücke, die zur Nachahmung anfeuern. Wer weiß, ob wir nicht schon morgen hören müssen, daß der ersten Gewaltthat viele andere gefolgt sind."

„Ich habe in diesen Dingen zu wenig Erfahrung, um Dir zu widersprechen. Aber von den Grubenleuten der Marie Christine, mit denen wir doch allein zu schaffen haben könnten, ist wahrlich nichts zu fürchten."

„Sie haben die Arbeit eingestellt wie alle anderen."

„Freilich, denn sie müßten, wie Doktor Morren sagt, thatsächlich Hungers sterben, wenn der neue Tarif,

den man ihnen aufzwingen will, Geltung erlangte. Es ist ihr gutes Recht, sich durch einmütiges, friedliches Handeln menschenwürdige Bedingungen zu erzwingen, und die Leute sind viel zu ruhig und verständig, um sich selber durch gewaltthätige Handlungen zu schaden."

„So lange sie noch nicht vom Hunger gequält werden — vielleicht! Aber ein kurzer Ausstand ist genügend, ihre geringfügigen Ersparnisse aufzuzehren. Wenn sie dann nicht mehr im stande sind, sich und ihren Kindern auch nur ein Stück Brot zu verschaffen, wenn sich das Elend in seiner entsetzlichsten Gestalt ihrer bemächtigt, dann ist auch für die Ruhigsten oft ein winziger äußerer Anstoß genügend, sie in reißende Tiere zu verwandeln."

Thea kräuselte die feinen Lippen zu einem spöttischen Lächeln.

„Ich habe bei meinen Besuchen im Dorfe davon noch nichts bemerkt, obwohl die Not dort wahrlich schon groß genug ist. Man ist mir jedesmal mit Achtung, ja mit Ehrerbietung begegnet."

„Du bist als Wohlthäterin zu ihnen gegangen, und ich habe Dich in Deinem menschenfreundlichen Beginnen nicht gehindert, selbst auf die Gefahr hin, daß mir höheren Orts die mittelbare Unterstützung eines Arbeiterstreiks recht übel vermerkt werde. Auch ich war der Meinung, daß die Leute Deine edle Absicht anerkennen und ehren würden. Aber die Meldungen, welche an diesem Morgen eingetroffen sind, machen

mich doch bedenklich. Ist irgendwo das erste Blut geflossen, so läßt sich nicht mehr absehen, welchen Weg die einmal angefachten Flammen wilder Empörung nehmen werden. Noch einmal bitte ich Dich also, den Gedanken an die Ausfahrt aufzugeben, wenigstens für die nächsten Tage — wenigstens für heute!"

Die junge Frau hatte sich erhoben. Es war deutlich auf ihrem schönen, kalten Gesicht zu lesen, daß Palmas Darlegungen sie keineswegs überzeugt hatten, und sie zögerte denn auch, ihm die erbetene Zusage zu geben. Da rasselte mit größerer Schnelligkeit, als sie ihm sonst eigentümlich war, ein kleines, wohlbekanntes Gefährt auf die Rampe des Schlosses.

„Es ist Doktor Morren!" sagte Thea. „Er wird uns am besten darüber Auskunft erteilen können, ob es so gefährlich ist, das Dorf zu besuchen."

„Herr Doktor Morren!" meldete François, indem er die Portière zurückschlug, in einer sehr steifen und förmlichen Haltung. „Der Wagen wird in fünf Minuten zu Eurer Excellenz Verfügung sein."

„Was für ein Wagen?" dröhnte des Doktors tiefe Stimme hinterdrein. „Haben Sie etwa Lust, eine Spazierfahrt zu machen, Frau Baronin?"

Er sah sehr erregt und zornig aus, und während er vollends herein hinkte, stieß die eiserne Spitze seines Krückstockes noch rücksichtsloser als sonst in das Gewebe des Teppichs.

„Es handelt sich nicht um eine Spazierfahrt,

Doktor Morren," erwiderte Thea, ihm die Hand zur Begrüßung reichend. „Aber ich bin seit zwei Tagen nicht im Dorfe gewesen."

„Und Sie hatten die Absicht, sich jetzt dahin zu begeben? — Nun, ich hoffe, Sie werden es bleiben lassen!"

Er ließ sich pustend auf einen Sessel fallen und rieb mit einem Taschentuch die Stirn.

„Bringen Sie schlechte Nachrichten, Doktor?" fragte der Baron.

„Die schlechtesten von der Welt! Der Teufel ist in das arme Volk gefahren, und eben jetzt sind diese unglückseligen Narren im Begriff, ihre und ihrer Kinder Zukunft von neuem zu ruiniren. Immer wieder die alten Dummheiten! Und da wollen uns die Gelehrten glauben machen, es gebe einen Fortschritt in der Weltgeschichte! Nein, wir sind heute noch nicht um ein Haar klüger geworden wie die römischen Sklaven, die mit Brand und Mord ihre Empörung begannen, nur um nachher statt der einfachen Kette eine doppelte zu tragen. Aber es ist leichter, den Wölfen das Evangelium zu predigen, als ihnen eine Weisheit beizubringen, die sie auf der Straße finden sollten."

„Sprechen Sie von den Grubenarbeitern der Marie Christine?"

„Freilich! Als ich sie verließ, schickten sich diese klugen Leute eben an, das Schachtgebäude und die Fahrkunst zu demoliren. Vielleicht glauben sie, später

auf Engelsfittichen hinunter getragen zu werden an ihre Arbeit."

„Aber das ist ja unmöglich!" rief Thea erregt. „Diese verständigen Männer! Sind denn nicht die meisten von ihnen verheiratet und Familienväter?"

„Leider! Denn diese sind die schlimmsten, weil sie sich von ihren Weibern aufhetzen lassen. Sie sollten es nur einmal sehen, Frau Baronin, das zarte Geschlecht, wie es jetzt da drüben gleich einer Rotte von Tollhäuslerinnen sein Wesen treibt. Mit der Peitsche müßte man dazwischen fahren statt mit guten Worten!"

„Aber ihre Aufregung muß doch einen Anlaß, eine bestimmte Ursache haben. Was ist denn geschehen?"

„Was geschehen ist? Dieser rothaarige Schurke, der mit seiner glatten Beredsamkeit die Männer und noch viel mehr die Weiber und Mädchen um das letzte arme Restchen ihres dürftigen Verstandes bringt, ist wieder zwischen ihnen aufgetaucht. In einer einzigen Stunde hat er sie alle zu wahnwitzigen Narren gemacht."

„Jens Olafson?" fragte Palma überrascht. „Ist er denn nicht im Gefängnis?"

„Gott sei's geklagt — nein! Aber der Direktor und die Wärter, die ihn haben entwischen lassen, müßten an den Beinen aufgehängt werden, wenn es noch eine vernünftige Justiz bei uns gäbe. Das ist kein phrasendreschender Agitator, das ist ein eingefleischter Teufel! Wenn er mir nur noch ein einzigesmal in den Bereich meiner Fäuste kommen wollte!"

Baron Palma hatte sich erhoben. Sein Gesicht war unbeweglich, und nur die Hast, mit welcher er seinen Stuhl zurückschob, schien eine gewisse Unruhe zu verraten.

„Was raten Sie uns, zu thun, Doktor Morren?" fragte er. „Sicherlich wäre es am besten, auf der Stelle zu reisen."

Der Doktor zuckte mit den Achseln.

„Wenn die Frau Baronin sich ängstigt!" erwiderte er, unter seinen struppigen Brauen hervor einen forschenden Blick auf Thea werfend. „Man soll einer Frau nicht mehr zumuten, als ihre Nerven ertragen können."

„Aber ich ängstige mich durchaus nicht!" erklärte Thea sehr bestimmt. „Ich bin trotz alledem der Ueberzeugung, daß wir für unser Leben so wenig als für unser Eigentum irgend etwas zu fürchten haben."

„Nun, dann bleiben Sie immerhin, denn auch ich teile diese Ueberzeugung. Aber es ist doch gut, daß Sie den Wagen anspannen ließen, denn Ihre Pferde sind um ein gut Teil flinker als das meinige."

„Was haben Sie vor, Doktor Morren?"

„Ich will ein paar Dutzend Bajonette requiriren, um diese Aufrührer zu Paaren treiben zu lassen."

Mit fast unwilligem Erstaunen wandte sich ihm Thea zu.

„Wie, das wollten Sie thun, Sie, der am besten

weiß, daß die vermeintlichen Aufrührer nur arme Verführte sind?"

„Gerade weil ich das weiß, will ich es thun! Unvernünftigen Kindern gibt ein liebevoller Vater zur rechten Zeit die Rute, damit das Leben sie nicht später mit Keulen totschlägt. Wenn es mir gelingt, das Militär herbeizuschaffen, ehe sie sich in ihrer Raserei bis zum Aeußersten verstiegen haben, so werden ein paar tüchtige Kolbenstöße und eine Einquartierung, die ihnen das letzte Stück Brot aufißt, sie schon zur Vernunft bringen; haben sie erst einmal Blut vergossen, so wird auch ihr Blut vergossen werden, und dann ist alles für sie verloren. Aber Sie werden mich fragen, warum ich erst zu Ihnen hereingekommen bin, wenn ich es so eilig habe. Ich fürchte, daß ich bei den maßgebenden Herren in der Stadt nicht Autorität genug besitze, um mit meinem Verlangen durchzudringen, und ich wollte Sie darum auffordern, Herr Baron, mich zu begleiten."

Palma, der unter häufigem Husten im Zimmer auf und nieder gegangen war, blieb verwundert stehen.

„Ich, Doktor Morren? Ist das Ihr Ernst?"

„Warum nicht? Sie werden sich doch nicht fürchten?"

„Für meine Person — nein! Aber wie können Sie glauben, daß ich meine Gemahlin jetzt allein lassen werde?"

„O, das ist keine Erwägung, welche Dich zurückhalten dürfte!" fiel Thea rasch ein. „Niemand wird

daran denken, mir ein Leid zuzufügen, und wenn die Soldaten einmal hier sind, wird ja jede Gefahr beseitigt sein. Ich bitte Dich sogar recht dringend, Doktor Morrens Wunsch zu erfüllen."

„Die Frau Baronin hat recht," fügte der Doktor bestätigend hinzu. „Ich kann mich dafür verbürgen, daß ihr während unserer kurzen Abwesenheit nichts geschehen wird."

Und wie sich Palma bisher jedem ihrer Wünsche gefügt hatte, that er es auch jetzt.

„Wenn es Dein Wille ist, Thea, so werde ich fahren. Aber ich verschweige Dir nicht, daß ich es ungern thue."

Er ging langsam und zaudernd zur Thür, als erwarte er, daß sie ihn dennoch zurückrufen werde; aber sie hatte keine Erwiderung auf seine letzten Worte, und so begab sich der Baron in sein Ankleidezimmer, um sich von François Pelz und Hut reichen zu lassen. Wenige Minuten später kehrte er zurück.

„Ich bin bereit, Doktor Morren! Lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren."

Während sich der Doktor schwerfällig aufrichtete, trat Palma zu seiner Gattin, um sich zu verabschieden.

„Du wirst in jedem Fall die Thüren verschließen lassen, wie ich hoffe! Und Du wirst in Deinem Zimmer bleiben, nicht wahr?"

Mit merklicher Ungeduld bewegte Thea das Haupt.

„Ich werde alles thun, was mir die Umstände

gebieten werden," sagte sie kühl. „Und ich zweifle nicht, daß Du bei Deiner Rückkehr das Schloß mit seinem gesamten Inhalt unversehrt vorfinden wirst."

Er zögerte noch, obwohl der Arzt, der schon in der Thür stand, sich mahnend räusperte. Es war, als ob er noch etwas Besonderes auf dem Herzen habe; aber vor dem schönen, marmorkalten Gesicht seiner Gemahlin mußte es ihm doch wohl zu schwer werden, es auszusprechen, denn er sagte nur, ihr seine Hand darreichend, mit seiner müden, klanglosen Stimme: „Ich hoffe es, Thea, ich hoffe es von ganzem Herzen! Auf Wiedersehen also! — Kommen Sie, Doktor Morren!"

Thea sah durch das Fenster zu, wie sie in den Wagen stiegen, wie Palma dem Kutscher einen anscheinend sehr eindringlichen Befehl erteilte und wie dieser die Pferde sofort in die schnellste Gangart verfallen ließ. Der Wagen des Arztes aber verschwand in der Richtung nach den Stallungen des Schlosses.

Oede und langsam wie seit dem ersten Tag ihres Hierseins vergingen der jungen Herrin von Erla auch heute die Viertelstunden. Sie machte nicht einmal wie sonst den Versuch, in einer Beschäftigung mit Musik oder Lektüre den Schneckenlauf der Minuten zu vergessen. Ihre Gedanken waren bei den Unglücklichen, die in

dem verzweifelten Kampf um ihr armseliges Dasein zu Verbrechern werden mußten, weil das Elend die Klarheit ihres Verstandes trübte, weil der Hunger ihre Sinne verwirrte. Sie hatte die Not und den Jammer dieser Stiefkinder einer selbstsüchtigen, mitleidlosen Gesellschaft während der letzten Wochen mit ihren eigenen Augen in so hundertfältigen Erscheinungsformen gesehen, daß oft genug das Entsetzen in ihr fast mächtiger gewesen war als das Mitleid, und daß sie ihre ganze Willenskraft hatte aufbieten müssen, um in dem Werk der Barmherzigkeit fortzufahren, welches sie freiwillig auf ihre Schultern genommen. Die verwöhnte Tochter des Reichtums und des Ueberflusses, die im tiefsten Abschen gegen alles Rohe und Gemeine erzogene Dame der großen Welt hatte bei ihren Besuchen in den Hütten der Grubenarbeiter begreifen gelernt, daß es der Fluch der Armut ist, der das Gemeine und Häßliche erzeugt, und daß diejenigen Bedenken tragen sollten, sich ihrer nie unterlegenen Tugend zu rühmen, die das zermalmende Gewicht dieses Fluches niemals auf ihren Schultern lasten fühlten. Sie hatte gelernt, die beinahe zärtliche Liebe zu verstehen, welche Doktor Morren unter seiner rauhen Außenseite für jene armen Geschöpfe im Herzen trug, und sie zweifelte darum keinen Augenblick, daß auch sein heutiges Beginnen nur zum Besten seiner oft so ungefügen Schützlinge dienen würde.

Aber wenn er nun zu spät kam! Wenn sich die

bethörte Menge durch jenen Unseligen wirklich zu einer blutigen Gewaltthat hinreißen ließ, noch ehe der Anblick der blinkenden Bajonette sie von dem Wahnwitz solchen Treibens überzeugt? Würde dann nicht Doktor Morren statt der Rute, die er ihnen geben wollte, selbst die Keule mitbringen, die seine Schmerzenskinder erschlagen mußte? Und würden nicht schreckliche Dinge geschehen, wenn damit die letzte Schranke der entfesselten Leidenschaften niedergerissen war?

Mit einer Sehnsucht, die von Minute zu Minute heißer in ihrem Herzen schwoll, harrte Thea der Wiederkehr der beiden Männer. Und in den Gedanken an die unglücklichen Weiber und Kinder der Grubenarbeiter drängte sich allgemach immer stärker und bedrückender ein Gefühl des Bangens, das sie vorher kaum gekannt. Nicht für sich selber zitterte sie, denn es war ja rings um sie her so still und friedlich, als hätten Haß und Zwietracht keine Macht über den Bannkreis des alten Schlosses; aber sie zitterte für das Leben des alternden, gebrechlichen Mannes, der sich da auf ihren Wunsch hinausbegeben hatte in eine vielleicht furchtbare Gefahr. Palmas Abwesenheit war ihr sonst vollkommen gleichgiltig gewesen. Nie hatte sie ein Verlangen empfunden, ihn wiederzusehen; ja, seine Gesellschaft hatte sie oft gepeinigt und bedrückt. Und auch jetzt war es nicht die angstvolle Sorge der Gattin um den geliebten Mann, welche ihr jenes Bangen erzeugte; es war viel eher eine Regung des

Mitleids und das Aufwallen eines schwesterlich freundschaftlichen Empfindens. Sie bereute, ihn nicht zurückgehalten zu haben, und sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie ihm nicht wenigstens beim Abschied jenes freundliche Dankeswort vergönnt hatte, nach welchem ihn unverkennbar so sehr verlangte.

Regungslos stand sie am Fenster, mit gespannter Aufmerksamkeit in den trüben Wintertag hinausspähend, und das beklemmende Bewußtsein der Verlassenheit legte sich schwer und immer schwerer auf ihre Seele. Da vernahm sie plötzlich aus geringer Entfernung den klappernden Hufschlag eines galoppirenden Pferdes, und in der nächsten Minute sah sie einen einzelnen Reiter durch das Parkthor sprengen. Der Mann hatte den Hut des wehenden Sturmes wegen tief in die Stirn gedrückt und den Kragen seines Ueberrockes in die Höhe geschlagen, so daß Thea nichts von den Zügen seines Antlitzes wahrzunehmen vermochte. Aber sie würde ihn auch ohne diese Verhüllung kaum erkannt haben, denn vor ihre Augen hatte es sich wie ein Schleier gelegt und in ihrem Kopf brauste es, als solle sie einer Ohnmacht anheimfallen. Jener Reiter konnte ja kein anderer sein als der Bote, welcher sie benachrichtigen sollte, daß ihre schlimmste Befürchtung in Erfüllung gegangen, daß dem Baron Palma irgend ein schweres Unglück zugestoßen sei. Ihre Kniee wankten, aber sie zwang sich, Herrin ihrer Schwäche zu bleiben, und eilte mit hoch klopfendem Herzen zur

Thür, um wenigstens der Qual der entsetzlichen Ungewißheit so schnell als möglich ein Ende zu machen.

Und als sie ihren Fuß in das Vorzimmer setzte, trat ihr unangemeldet und in der Hast der höchsten Erregung der Erwartete entgegen. Bei ihrem Anblick erst riß er den Hut vom Haupt, und mit einem Ausruf des Schreckens erhob Thea abwehrend ihre beiden Hände. Jetzt hatte sie ihn erkannt, und die Glut in seinen tiefen Augen, die leichenhafte Blässe seines Gesichtes erfüllten sie mit unnennbarem, lähmendem Entsetzen. „Prinz Leopold — Sie? O mein Gott, warum müssen Sie mich bis hieher verfolgen?"

Er trat auf sie zu, er ergriff ihre Hände und führte die Willenlose in das Speisezimmer zurück.

„Keine Vorwürfe, Thea, ich beschwöre Sie!" Die Worte kamen mit Anstrengung aus seiner von dem rasenden Ritt noch atemlosen Brust. „Ich bin nicht gekommen, Sie zu verfolgen, ich bin gekommen, Sie zu retten! Aber es ist keine Zeit mehr zu verlieren, an jeder Minute hängt Ihr Leben! Wo — wo ist Ihr Gatte?"

„Er ist fort — in die Stadt — um militärische Hilfe zu requiriren."

Prinz Leopold horchte auf wie jemand, der eine unglaubliche Botschaft vernimmt, dann aber flammte das Feuer in seinem Blick noch heißer und unheimlicher empor.

„Fort?" wiederholte er. „O, der Feigling, der

Erbärmliche! Er brachte sich in Sicherheit und ließ Sie schutzlos hier zurück!"

Thea hatte den Bann der ersten Ueberraschung von sich abgeschüttelt, und sie entzog dem Prinzen ihre Hände.

„Was gibt Ihnen ein Recht, Hoheit, so von dem Baron Palma zu sprechen? Wenn ich des Schutzes bedurft hätte, wäre mein Gatte sicherlich an meiner Seite geblieben. Aber mir droht keine Gefahr."

„Die furchtbarste Gefahr, Thea, die Ihre Einbildungskraft zu ersinnen vermag! Eine Rotte von einigen hundert Teufeln ist auf dem Weg nach Schloß Erla! Sie sind nicht weiter hinter mir, als die Schnelligkeit meines schlechten Mietpferdes der ihrigen überlegen war. Ich wiederhole Ihnen, daß wir keine Minute zu verlieren haben, wenn Sie nicht ein Opfer dieses rasenden Pöbels werden wollen."

So furchtlos die Baronin Palma war, diese Botschaft des Prinzen erfüllte sie doch mit Grauen, und jeder Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht.

„Das ist nicht möglich!" stammelte sie. „Sie müssen sich in einem Irrtum befinden, Prinz Leopold!"

„Wollte der Himmel, daß es so wäre! Aber ich bin der Wahrheit meiner Worte nur zu gewiß! Es ist jetzt nicht Zeit zu Erzählungen und Bekenntnissen, und später — in einer ruhigeren Stunde — werde ich Ihnen beichten, Thea, wie ich trotz der unzweideutigen Zurückweisung, die ich in Berlin erfahren,

wieder in diese Gegend, in Ihre Nähe kam. Genug, daß ich mit Schrecken erfuhr, Sie hätten trotz der rings um Sie her gärenden Arbeiterunruhen Schloß Erla nicht verlassen! Nur wenn ich Sie weniger glühend und selbstvergessen liebte, hätte ich mich mit dem Bewußtsein begnügen können, daß Sie unter dem Schutz Ihres Gatten stehen. Als ich in der Frühe dieses Tages vernahm, was sich gestern kaum zwei Meilen weit von Ihnen ereignet hat, verschaffte ich mir ein Pferd, um mich auf jede Gefahr hin mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Ihnen kein Leid geschehen sei. Bei der Kohlengrube Marie Christine geriet ich selber mitten in den wildesten Aufruhr hinein. Diese Bestien haben gehaust, als wäre eine ganze Hölle losgelassen worden. Die Maschinen sind zerstört, das Direktionsgebäude steht in Flammen, und ich sah, wie entmenschte Weiber ihren grausigen Hohn mit dem blutüberströmten Leichnam eines Mannes trieben. Als die Rotte meiner ansichtig wurde, warf sie sich auf mich. Ein Stein flog mir gegen die rechte Schulter, so daß ich den Arm noch jetzt nur mit Mühe bewege, und ein zweiter Steinwurf traf mein Pferd — zu unserem Heil, Thea, denn nur die wilde Todesangst gab dem elenden Tier die Kraft, mich in wilder Flucht aus dem Bereich meiner Angreifer zu tragen. Aus dem Gebrüll des Pöbelhaufens aber, der offenbar längst jede Besinnung und jede Regung der Menschlichkeit verloren hat, hörte ich mit entsetzlicher Deutlichkeit

das mit jubelndem Beifall begrüßte Losungswort: ‚Auf nach Schloß Erla!‘ Und ein wüster Kerl, den ich über den Haufen geritten hatte, schrie mir nach: ‚Sag's ihnen nur an, daß wir kommen, uns Brot zu holen für ein paar Monate! Wir wollen keine Almosen mehr, wir wollen, daß alles brüderlich geteilt werde! Und was man uns nicht gibt, das werden wir uns nehmen!‘ Glauben Sie mir nun, Thea, daß ich die Wahrheit spreche? Und wollen Sie zögern, zu fliehen, bis diese Elenden vor den Mauern sind?“

„Sie werden ihre Drohung nicht ausführen, denn mein Gatte und ich, wir haben ihnen während unseres kurzen Aufenthaltes keinen Anlaß gegeben, sich über uns zu beklagen. Sie werden schon auf dem halben Weg zur Vernunft kommen, ich bin dessen gewiß!“

Mit Verzweiflung und zugleich mit Bewunderung blickte Prinz Leopold auf die schöne, mutige Frau, der selbst die Vorstellung des entsetzlichsten Schicksals kaum für einen flüchtigen Augenblick hatte ihre Fassung rauben können.

„Soll diese Antwort mich fürchten lassen, daß Sie entschlossen sind, zu bleiben?“

„Ja, Hoheit, ich werde bleiben, denn ich fühle mich vollkommen sicher unter dem Dach dieses Hauses!“

Er eilte zum Fenster und stieß ungestüm einen Flügel desselben auf.

„Sie wissen nicht, was Sie thun, Thea! Sie

überliefern sich dem Verderben, weil Sie an der Wahrhaftigkeit meines Berichtes oder an der Lauterkeit meiner Absichten zweifeln. Aber ich bitte Sie, hieher zu treten! Was Sie da hören, ist nichts anderes als das Gebell der blutgierigen Meute!"

Halb widerstrebend war Thea seiner Aufforderung gefolgt. Ein dumpfes Brausen wie das Geräusch einer fernen Meeresbrandung schlug an ihr Ohr, und dazwischen einige hellere Töne wie von schrillem Pfeifen und Johlen. Sie hätte nicht ein Weib sein müssen, wenn das Entsetzen sie nicht noch einmal hätte überwältigen sollen. Ein Erbeben ging über ihre schlanke Gestalt, und unwillkürlich wie vor einem grauenhaften Anblick die Augen schließend, suchte sie eine Stütze an dem Pfosten des Fensters.

Und in diesem Moment der Schwäche schlang Prinz Leopold seinen Arm um ihren Leib, um mit heißem Atem dicht an ihrem Antlitz zu flüstern:

„Fürchte nichts, Geliebte, denn Du bist unter meinem Schutz! Draußen im Hofe sah ich einen bespannten Wagen halten, der uns schnell genug aus dem Bereich der Wütenden bringen wird. Um Deines Lebens und um unserer Liebe willen fliehe mit mir, Thea! Was kann Dich noch an den Unwürdigen fesseln, der Dich feig dem Verderben preisgegeben hat? Du wolltest mir nicht folgen, als es eine prosaische Trennung mit all ihren peinigenden Formalitäten galt, jetzt bin ich im Sturm gekommen, Dich mir zu

gewinnen; ich habe mein Leben eingesetzt, um zu Dir zu gelangen! Willst Du Dich auch jetzt noch weigern, mir zu gehören?"

Mit schwindendem Bewußtsein hatte Thea seine glühenden Worte vernommen; die Berührung seiner brennenden Lippen aber gab ihr die Besinnung zurück. Mit beinahe männlicher Kraft stieß sie ihn von sich und eilte zu der Glocke, die den Kammerdiener rief. Aschfahlen Antlitzes, in schlaffer, gebrochener Haltung, in jeder Linie ein klägliches Zerrbild seiner ehemaligen eleganten Erscheinung, trat François über die Schwelle.

„Rufen Sie die Dienerschaft zusammen!" befahl Thea in fester und mutiger Haltung. „Wir werden uns bereit machen müssen, einen Angriff abzuwehren."

„Die Dienerschaft, Excellenz?" wiederholte François weinerlich. „Das ist unmöglich, denn sie haben sich alle mit einander in den Eiskeller geflüchtet und die Thür von innen fest verrammelt. Sie wollen nicht früher öffnen, als bis die Soldaten da sind."

„Ah, die Feiglinge! Nun, ich hoffe, daß ich mich wenigstens auf Sie verlassen kann, François!"

„Bis zu meinem letzten Atemzug, Excellenz! Aber was vermag ich allein gegen ein paar hundert Communards, oder vielleicht sind es gar ein paar tausend! Sie würden mich ja in kleine Stücke hauen, wenn ich es wagen wollte, ihnen entgegenzutreten."

„Ich bin nicht so thöricht, Derartiges von Ihnen zu fordern! Haben Sie alle Thüren verschlossen?"

„Gewiß, Excellenz; das ist ja das einzige, was wir zu unserem Schutze thun können!“

„Gut, so schließen Sie auch die Fensterladen, soweit es bis zur Ankunft unserer ungebetenen Besucher möglich ist! Zuvor aber geleiten Sie Seine Erlaucht zum Wagen des Doktors Morren, der noch im Hofe hält!“

„Ich bitte um Verzeihung, Excellenz, aber der Kutscher des Herrn Doktors hat sich sogleich davongemacht, als die Schreckenskunde kam.“

„Und wenn er auch da wäre, glauben Sie, Frau Baronin, daß ich die Ehrlosigkeit haben könnte, mich seiner zu bedienen? Schließen Sie die Fensterladen, François!“

An allen Gliedern zitternd, schickte sich der Kammerdiener an, dem Befehl zu gehorchen; aber in demselben Augenblick auch prallte er zurück, wie wenn er eine Bombe vor sich hätte einschlagen sehen.

„Allmächtiger Gott,“ stotterte er mit kreideweißen Lippen, „es ist zu spät — sie sind schon da!“

Ein Gebrüll, in welchem nichts mehr von den Lauten menschlicher Stimmen zu vernehmen war, brauste durch die geschlossenen Fenster zu ihnen herein. Einige Sekunden noch, und mit lautem Klirren und Poltern fiel ein faustgroßer Stein zugleich mit den Scherben der zerbrochenen Spiegelscheibe hart vor Theas Füße nieder.

„O, diese Bestien!“ knirschte Prinz Leopold, und er ergriff den Arm der jungen Frau, um sie mit sich

fortzuziehen. „Kommen Sie, Frau Baronin! Nur fort aus diesem Gemach, ich beschwöre Sie darum! Sie müssen in einem der abgelegenen Zimmer eine Zuflucht suchen!“

Doch sie duldete auch diesmal seine Berührung nicht. Sich losmachend und ihn mit einem hoheitsvollen Blick zurückweisend, ging sie fest und hoch aufgerichtet gerade auf das Fenster zu, durch welches der Stein gekommen war. Ohne daß ihre Hand gezittert hätte, schob sie den Riegel zurück und riß es auf, sich schutzlos den Blicken und den etwaigen Angriffen des rasenden Haufens preisgebend.

Und die unerschrockene Handlung verfehlte in der That ihre Wirkung auf die heulende und johlende Menge nicht. Es waren nur wenige darunter, welche die Baronin Palma nicht kannten, nur wenige, welche nicht schon teilgehabt hatten an ihren Wohlthaten. Fast augenblicklich verstummte das wüste Geschrei. Alle diese abgezehrten, von wilder Leidenschaft verzerrten Gesichter waren dem schönen und vornehmen jungen Weibe zugewendet, das da stolz und furchtlos vor ihnen stand, kaum mannshoch über ihren Köpfen. Es war so still geworden, daß Thea den Versuch machen durfte, sich auch durch Worte mit ihren Angreifern zu verständigen.

„Ich bin allein im Hause,“ sagte sie. „Die Dienerschaft hat sich bis auf einen einzigen geflüchtet, und mein Gatte ist in der Stadt. Wollt ihr zu

Hunderten einen Kampf beginnen mit einer wehrlosen Frau — mit einer Frau, die euch niemals Böses gethan?"

Lautes Gemurmel durchwogte den dicht zusammengedrängten Haufen. Einzelne Rufe, die wie Mahnungen zur Ruhe und Besonnenheit klangen, schlugen an Theas Ohr. Sie begann aufzuatmen, denn trotz ihrer scheinbaren äußeren Festigkeit war sie doch einer Ohnmacht nahe.

Da tönte eine weiche, angenehme Stimme, eine Stimme, die unmöglich aus der vom Kohlenstaub heiser gemachten Kehle eines Grubenarbeiters kommen konnte, hell und vernehmlich über das Gewirr der anderen hinweg:

„Fragt sie doch, was ihr Gatte in der Stadt zu schaffen habe! Ich wette, sie wird euch die Antwort schuldig bleiben. Ich aber will es euch sagen: Er ist dahin gegangen, um die Soldaten zu holen, die euch niederschießen sollen wie Hunde! Narren, die ihr seid, euch mit schönen Worten fangen zu lassen! Haben eure hungernden Weiber und Kinder etwa die schönen Worte gespart, als sie vor den Thüren der Reichen winselten um ein Stück Brot? Und hat man ihnen nicht mit Fußtritten Antwort gegeben?"

„Ja, es ist wahr!" schrillte in den höchsten Fisteltönen der Zwischenruf eines Weibes. „Reißt sie herunter! Wir wollen ihre Almosen nicht mehr — wir wollen ihre seidenen Kleider und ihren Schmuck!

Wir wollen auch einmal wissen, wie es thut, eine vornehme Dame zu sein!“

Ein rohes Gelächter gab ihr Antwort, untermischt mit zustimmenden und drohenden Rufen. Eine Anzahl halbwüchsiger Bursche drängte vorwärts gegen die verschlossene Thür; aber es waren doch noch andere da, welche sie zurückzuhalten suchten und begütigend auf die lautesten Schreier einzusprechen schienen.

Da geschah im Innern des Hauses, vor den Augen der schwankenden, unentschlossenen Menge etwas, das mit einem Schlag die günstige Wirkung von Theas heldenmütigem Auftreten vollständig vernichtete.

Prinz Leopold hatte es nicht länger über sich vermocht, ein versteckter und unthätiger Zuschauer der für die Baronin Palma so gefahrvollen Scene zu sein. Die gegen Thea gerichteten Schmähworte, welche da an sein Ohr schlugen, erfüllten ihn mit einem rasenden, leidenschaftlichen Zorn gegen diesen tobenden Haufen, und jede Klugheit und Vorsicht vergessend, trat er plötzlich, den gespannten Revolver in der erhobenen Hand, aus dem Hintergrunde des Zimmers an die Seite der jungen Frau.

„Der erste, der es wagt, sich dem Hause zu nähern, ist ein toter Mann!“ rief er mit donnernder Stimme hinab, indem er zugleich versuchte, Thea mit sanfter Gewalt von dem offenen Fenster hinweg zu drängen. Ein betäubendes, nervenzerreißendes Geschrei war nach einem blitzschnell vorübergehenden Moment des

Erstaunens die Antwort, welche ihm von der Menge wurde.

„Sie hat gelogen! — Es ist ihr Liebhaber, der sie beschützen will! — Er droht, auf uns zu schießen! — Es ist der Reiter aus dem Dorfe! — Herunter mit ihm! — Hängt ihn an einen Baum!“ so schallte es in grauenhaftem Tumult durcheinander. Und jetzt war niemand mehr in dem ganzen Haufen, der die Vorwärtsdrängenden, die mit Aexten und Hauen gegen die Pforte Stürmenden, zurückzuhalten versucht hätte.

Was Prinz Leopold den Verwegenen jetzt noch zurief, wurde von dem ungeheuren Lärm verschlungen, ohne auch nur ein einziges Ohr zu erreichen. Dumpfe, unheimlich widerhallende Schläge fielen gegen die versperrte Thür, hie und da übertönt von dem klirrenden Niederprasseln der unter wohlgezielten Steinwürfen zerbrechenden Fensterscheiben. Unbeweglich stand der Prinz am Fenster, mit seinen Blicken die Arbeit der Männer verfolgend, welche die Eingangsthür zu sprengen versuchten. Er hatte die Lippen fest auf einander gepreßt, und in seinen Augen brannte die düstere Entschlossenheit eines Mannes, der gewillt ist, sein Leben oder dasjenige der seinem Schutz Anvertrauten so teuer als möglich zu verkaufen.

Auch Thea war nicht von seiner Seite gewichen. „Was wollen Sie thun?“ fragte sie, da er plötzlich den Kolben seines Revolvers mit festerem Griff umfaßte.

„Die ersten sechs, die den Versuch machen, einzudringen, werden ihre Tollheit mit dem Leben bezahlen!“ gab er zurück. „Für jeden eine Kugel — das wird den anderen die Lust verleiden!“

„Aber ich verbiete Ihnen, auch nur einen einzigen Schuß abzufeuern, Hoheit! Noch bin ich die Herrin dieses Hauses, und wenn ich jenen Leuten gestatte, sich den Eintritt zu verschaffen, so hat kein anderer das Recht, es ihnen zu wehren!“

„Sie wollen mir also nicht einmal vergönnen, Ihr Leben zu verteidigen, Thea? Ist Ihr Haß gegen mich so groß, daß Sie ein Dasein verschmähen, welches Sie mir zu verdanken hätten? — Da — es ist die höchste Zeit! Ein einziger Angriff noch, und die Thür muß stürzen! Sind die Bestien erst im Hause, so bin ich einer gegen dreihundert! Wollen Sie mir jetzt gestatten, zu schießen?“

Sie legte die Hand auf seinen Arm, den Lauf der Waffe damit niederzwingend, und indem sie ihm fest ins Gesicht sah, erwiderte sie laut und gebieterisch:

„Nein!“

Ein hundertstimmiges Jubelgeheul drang zu ihnen herauf. Krachend war der eine der schweren Thorflügel aus seinen Angeln gewichen. Man hörte die stampfenden Schritte der Männer, die in das Vestibül eingedrungen waren.

„Nun denn in Gottes Namen — so oder so!“ stieß Prinz Leopold zwischen den zusammengepreßten

Zähnen hervor, und ehe ihm Thea noch ein einziges Wort hätte zurufen können, war er aus dem Zimmer gestürzt, den rasenden Plünderern entgegen.

Schon mehrere Minuten vor ihm hatte François das Gemach verlassen. Thea war allein. Sie fühlte, daß die so lange behauptete Kraft sie plötzlich verließ, und bei dem Versuch, den nächsten Sessel zu erreichen, brach sie mit einem leisen Aufschrei bewußtlos zusammen.

Als Prinz Leopold die Thür des geräumigen Vorsaals aufriß, sah er sich Mann gegen Mann den ersten der Eindringlinge gegenüber. Um sie einzuschüchtern, feuerte er einen Schuß aus seiner Waffe über ihre Köpfe ab, und die Wirkung war, wie er erwartet hatte: sie wichen im ersten Schrecken bis gegen den Ausgang hin zurück. Einer aber löste sich aus dem Knäuel der übrigen heraus, eine kräftige, breitschulterige Gestalt mit welligem, rotblondem Haar und Bart. Auch in seiner Faust blinkte der Lauf einer Pistole, und die Hand, welche den Kolben umspannte, war weiß und zart wie die Hand eines Gelehrten.

„Nimm das als Bezahlung für Deinen Verrat, Prinz Leopold!“ rief er mit schallender Stimme, und zum zweitenmal dröhnte der scharfe Knall eines Schusses durch den Raum.

Aber die Kugel hatte denjenigen nicht erreicht, für

den sie bestimmt war. Noch während Jens Olasson gesprochen, war etwas Unerwartetes, Außerordentliches geschehen. Durch den Gang, der vom Seitenflügel des Schlosses her in den Vorsaal mündete, waren neue Ankömmlinge eingedrungen, Ankömmlinge mit rasselnden Säbelscheiden und sporenklirrenden Tritten. An ihrer Spitze aber war eine kleine, gebrechliche, atemlose Gestalt, die Gestalt des Barons Palma gewesen. Früher noch als der Bedrohte selbst hatte er die Gefahr erkannt, in welcher Prinz Leopold schwebte, und da es kein anderes Mittel mehr gab, das Entsetzliche abzuwenden, hatte der Gesandte den Mann, welchen er seinen Freund genannt, im buchstäblichsten Sinn des Wortes mit seinem eigenen Leib gedeckt. Eine kurze Sekunde hindurch war sein blasses, unbewegliches, pergamentfarbenes Antlitz noch in dem aufwirbelnden Pulverdampf sichtbar geblieben, dann war er lautlos zu Boden gestürzt, gerade vor die Füße des Prinzen, der noch vor einer Viertelstunde willens gewesen war, ihm sein Weib zu entführen!

Und Jens Olasson hatte nicht Zeit gehabt, zum zweitenmal zu feuern! Der junge Husarenoffizier, der an der Spitze seiner Leute dem Hausherrn auf dem Fuße folgte, hatte den Rädelsführer schon vom Gang her scharf ins Auge gefaßt; mit einem mächtigen Satz war er an der Seite des Ueberraschten; ein blitzender Gegenstand sauste mit eigentümlichem Schwirren und Pfeifen durch die Luft, die dichte blaue Rauchwolke

zerspaltend, ein dumpfer, dröhnender Schlag, ein halb erstickter, gurgelnder Aufschrei der Wut — und mit klaffendem Schädel fiel der gelehrige Schüler Michael Bakunins röchelnd auf den parketirten Estrich nieder.

Zehn Minuten darnach war es in der Umgebung von Schloß Erla still und friedlich, wie wenn niemals das heisere Wutgeschrei halb verhungerter Menschen die heilige Ruhe des ehrwürdigen Adelssitzes gestört hätte. Nur die beiden abgesessenen Husaren, die mit gezogenem Pallasch vor der zertrümmerten Eingangspforte standen, und die Patrouillen, welche langsam durch die Hauptwege des entlaubten Parkes ritten, erinnerten daran, daß etwas Außergewöhnliches, Furchtbares geschehen sei. Die Mehrzahl der Empörer hatte schon die Flucht ergriffen, als plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, die Soldaten vor ihnen auftauchten, und eine einzige Attake war hinreichend gewesen, auch diejenigen, welche wahnwitzig genug schienen, einen Widerstand zu versuchen, in wilder Flucht zu zerstreuen. Es hatte keine Toten und Verwundeten gegeben, außer dem Toten und dem Sterbenden drinnen im Schlosse.

Der Anarchist Jens Olafson lag noch immer auf der Stelle, auf welcher er unter dem Säbelhieb des Husarenoffiziers gefallen war — das Gesicht in der Blutlache auf dem Boden, die feine weiße Hand mit krampfigem Druck um den Kolben des Revolvers geklammert. Niemand kümmerte sich um ihn, niemand dachte daran, ihn aufzuheben, und nur François, der

elegante, parfümirte François, hatte dem Leichnam verstohlen einen Fußtritt versetzt, als er aus dem Sterbezimmer seines Gebieters kam.

Ja, aus dem Sterbezimmer! Denn in demselben Speisesaal, in welchem Thea ihrem Gatten ein freundliches Wort des Abschieds verweigert hatte und in welchem sie dann noch einmal Siegerin geblieben war in dem Kampf gegen die lockende Versuchung der Sünde, lag der Baron Palma auf einem Ruhebett in den letzten Zügen. Niemand war bei ihm als seine Gattin und Doktor Morren. Thea kniete an seiner Seite, das Gesicht mit den heißen, thränenlosen Augen in die Hände gedrückt, der Doktor aber saß ihr gegenüber, den Blick unverwandt auf das verfallende Antlitz des Sterbenden heftend, und mit einem Ausdruck finsteren Zornes in den ehrlichen Zügen.

Mühsam und röchelnd kam der Atem aus Palmas zerschossener Lunge. Plötzlich öffnete er langsam die geschlossenen Augen und flüsterte leise wie in einem Traum: „Thea, liebe Thea, bist Du bei mir?"

Sie erhob das Haupt, sie legte es auf das Kissen neben ihm, so daß ihre weiche Wange die seine berührte. Nie zuvor hatte sie ihm aus eigenem Antrieb eine ähnliche Zärtlichkeit erwiesen, und nie zuvor war ein so sonniger Schimmer des Glücks auf seinen unbeweglichen, pergamentnen Zügen gewesen.

„Ich danke Dir, Thea," flüsterte er nach einer kleinen Weile, „Du bist mein — geliebtes —"

Dann versagte ihm die Stimme; seine Lippen bewegten sich noch, aber die Kraft zu sprechen hatte ihn verlassen.

Und wieder nach einigen Sekunden ging ein seltsames Zucken und Strecken durch seine kleine, hinfällige Gestalt, schlaff sank sein linker Arm über den Rand des Ruhebettes herab. Mit einem Seufzer, der wie ein Stöhnen klang, stand Doktor Morren auf und legte seine mächtige Riesenhand sanft auf die offenen Augen des Toten.

„Es ist vorbei, Frau Baronin,“ sagte er. „Und Gott weiß es, daß sie einen edlen Mann ermordet haben!“

Länger als zwei Stunden verharrte die Baronin Palma an der Leiche ihres entschlafenen Gemahls. Dann verließ sie gebeugt und gebrochen das Gemach. In einem der Zimmer, welche sie durchschreiten mußte, hatte Prinz Leopold ihrer geharrt.

Mit tiefem Ernst in den Zügen und in ehrfurchtsvoller Haltung trat er auf sie zu.

„Zürnen Sie mir nicht, gnädige Frau!“ bat er. „Aber ich konnte nicht gehen, ohne Sie noch einmal gesprochen zu haben. Ich klage mich an, der Mörder Ihres verewigten Gemahls zu sein, und die Last dieses Vorwurfes müßte mich zermalmen, wenn ich nicht aus Ihrem Munde vernehmen dürfte, daß Sie mir verzeihen!“

Thea wandte ihm ihr bleiches Antlitz zu, und was

er jetzt mit Entsetzen in ihren schönen Augen las, das war in der That nichts anderes als die düstere Sprache des Hasses.

„Nein, Königliche Hoheit,“ erwiderte sie, und ihre Stimme klang hart und schneidend. „Ich verzeihe Ihnen nicht!“

„Und Sie wollen mich gehen lassen ohne die Hoffnung, daß Sie einst milder über mein Vergehen denken werden, daß ich einst wiederkommen darf, meine Bitte um Ihre Verzeihung zu wiederholen?“

„Eure Hoheit haben von mir nichts mehr zu erhoffen, und Ihr Verweilen unter demselben Dach, welches die Hülle meines toten Gatten beschirmt, ist eine Beschimpfung für mich! Wenn es bereits ohne Gefahr für Ihr Leben geschehen kann, so ersuche ich Sie, zu gehen, und diesmal, Prinz Leopold, diesmal werden Sie, wie ich denke, begreifen, daß es ein Abschied sein muß auf Nimmerwiedersehen!“

„Ich begreife es, Frau Baronin, wie ich es hätte begreifen sollen, als ich zum erstenmal in Ihren Augen einen winkenden Schimmer des Glücks zu sehen glaubte! Als wenn es ein Glück geben könnte für die Ausgestoßenen und Ueberflüssigen, denen die ganze weite Erde keine Heimat bietet! Auf Nimmerwiedersehen also — leben Sie wohl!“

Und wilder noch, als er gekommen war, sprengte er auf einem der mitgeführten Reservepferde der Husaren davon. Die Witwe des Barons Palma blickte ihm

nicht nach. Er war für sie gestorben in dem Augenblick, da die für ihn bestimmte Kugel ihres ungeliebten Gatten Brust getroffen. Ihre Jugend lag abgeschlossen hinter ihr, ihre verschwiegenen Hoffnungen und ihre sehnsüchtigen Träume. Vor ihr war das Dunkel, die Oede, die Einsamkeit; sie wußte, daß ihr Leben nur noch ein einziger Tag der Trauer sein würde, ein langer Tag ohne Sonne, der trübe Wintertag eines Gefangenen, der die Freiheit nicht mehr sehen wird und den lachenden, knospenden Lenz.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer war vergangen und der prangende Herbst. Die oberen Zehntausend Berlins waren aus ihren Bädern und Sommerfrischen heimgekehrt, und der rauschende Strom des gesellschaftlichen Lebens flutete von neuem in seinen breiten Ufern dahin. Auch für die hauptstädtischen Theater hatte die Saison begonnen, und die Hofbühne brachte heute ihre erste Novität. Es war ein vaterländisches Schauspiel: „Durch Nacht zum Licht", und der Name seines Verfassers lautete Rudolf Helmer. Keinem war dieser Name bekannt; die Theaterhabitués und die Berufskritiker schüttelten vor dem Beginn der Vorstellung bedenklich die Köpfe, und mit kühler Neugier sah das Publikum des dicht gefüllten Hauses dem Werk des unberühmten Neulings entgegen.

Aber der erste Aufzug war noch nicht zu Ende, als sich die Stimmung bereits völlig gewandelt hatte. Ein Strom warmer, herzerhebender Begeisterung hatte von der Bühne her seinen Weg genommen bis in die vornehmsten Logen und bis auf die bescheidensten Galerien des mächtigen Schauspielhauses, und die

Anfängerschaft des Dichters, die sich hie und da noch in kleinen Mängeln offenbarte, war vergessen worden über dem edlen Feuer seiner Sprache, über der Lauterkeit und der poetischen Schönheit seiner Gedanken. Mehr als einmal schon hatte bei offener Scene rauschender Beifall das Haus durchtönt, und als der Vorhang sich dann zum erstenmal senkte, da rief man neben den trefflichen Darstellern auch den Namen des Dichters, welcher der edelsten und erhabensten aller menschlichen Tugenden, der reinen und selbstlosen Liebe zum Vaterland in seinen Gestalten einen so herrlichen Ausdruck gegeben, einmütig von allen Seiten. Aber der Dichter erschien nicht vor der Gardine, sondern in seinem Namen dankte endlich mit einigen verbindlichen Worten der Regisseur. Niemand ahnte, daß der ernste Mann, der sich bescheiden im Hintergrund einer kleinen Seitenloge hielt, der Gefeierte sei — niemand außer den drei Personen, welche diese Loge mit ihm teilten. Der blondbärtige Offizier in der Uniform eines Hauptmanns vom großen Generalstab, der da an der Seite einer schönen jungen Dame Platz genommen hatte, wandte sich mit freudiger Miene nach ihm um und schüttelte ihm mit der Wärme eines aufrichtigen Freundes glückwünschend die Hand.

„Wie schön! Wie ergreifend!“ rief ihm mit ihrem reizendsten Lächeln Nora von Ellerndorf, des Hauptmanns glückstrahlendes Bräutchen, zu. „Ich habe mich niemals so stolz gefühlt, eine Deutsche zu sein, als an diesem Abend!“

Die liebliche junge Dame aber, die außer dem Brautpaar in der Loge des Dichters saß, sprach kein Wort. Stumm bot sie dem Glücklichen ihre Hand, doch auf dem Grund der schönen Augen, die an seinem Antlitz hingen, glänzten die Thränen einer Freude, wie sie von allen menschlichen Wesen keines mit uns fühlen kann als das Weib, das uns liebt.

Seit Monaten waren sie nun in nahem freundschaftlichem Verkehr neben einander dahingegangen, ohne daß eines von ihnen den Mut gefunden hätte, das entscheidende Wort zu sprechen. Die Seligkeit dieser Stunde aber ließ ihre Lippen überfließen wie ihre Herzen, und während das Spiel auf der Bühne von neuem begann, tauschten sie ihr süßes, beglückendes Bekenntnis mit einander aus, von keinem belauscht und von keinem beobachtet, obwohl so viele Hunderte sie umgaben.

Und als dann unter jubelndem Beifall, unter unendlichen Hervorrufen die Aufführung zu Ende gegangen war, als Rudolf Helmer seine bescheidene Wohnung in der Moabiter Vorstadt wieder erreicht hatte, da öffnete sich bei seinem Eintritt in das Arbeitszimmer die Thür eines kleinen Schlafkämmerchens, und im weißen Nachtkleid eilte sein blondlockiges Kind auf ihn zu, einen frischgrünen Lorbeerkranz in den zarten Händchen. Mit einem von Thränen der Rührung halb erstickten Jubelruf hob er es empor, drückte es an seine Brust und bedeckte seine rosigen Wangen mit zahllosen Küssen.

„Und weißt Du auch, von wem der Kranz ist?“ plauderte Mariechen. „Tante Ilse hat ihn mir gegeben!“

„Nein, nicht Tante Ilse!“ rief er mit leuchtenden Augen. „Mutter Ilse, mein Kind — Deine Mutter, die Dir vergelten wird tausendfach, was Dein pflichtvergessener Vater einst an Dir gefehlt.“

Und so viel Glück war niemals unter dem Dach des Mietshauses beisammen gewesen als in dieser Nacht.

*

In einem einfachen Zimmer, aber in einer starken Feste am grünen Rhein lag in derselben Nacht schlummerlos ein hohlwangiger Greis auf seinem schlichten Lager. Seine tief liegenden, glühenden Augen hafteten unverwandt auf einem kleinen, mondbeschienenen Flecken an der schmucklosen Wand. Er wußte wohl, daß er diesen stummen Gruß des bleichen Nachtgestirns nicht lange mehr empfangen würde, und er harrte wohl mit Sehnsucht auf den Tag, da er diese Zelle vertauschen würde mit einem bessern Zufluchtsort.

Stanislaus Galewski hatte keinen Grund gehabt, sich über die Härte der deutschen Richter zu beklagen. Sie hatten den alten Rebellen, der ohne Rückhalt seine Schuld gestanden, nicht in das Zuchthaus geschickt, wie das Gesetz es ihnen gestattet hätte, sondern sie hatten es bei einer langjährigen Festungsstrafe bewenden lassen. Das Benehmen des Verurteilten hatte nicht verraten, ob er ihnen für diese Milde dankbar sei. Stumm und apathisch hatte er alles über sich ergehen

lassen, nachdem er sein Bekenntnis abgelegt, und die Beamten, welche mit ihm in Berührung kamen, meinten unter einander, sein Geist sei umnachtet.

Vielleicht entsprach ihre Vermutung der Wahrheit, vielleicht aber hatte der Himmel nicht die Barmherzigkeit gehabt, das Vermögen des Erinnerns auszulöschen in diesem totenhaften Greisenhaupt. Vielleicht dachte er in den schlummerlosen Nächten, während er unverwandt in das bleiche Licht des Mondes schaute, dennoch an sein verlorenes Vaterland oder an seine schöne, verführerische Tochter, die in Paris ihre glänzenden Triumphe feierte, oder an einen ungeschmückten Hügel, den keine anderen Thränen netzten als die Thränen des Himmels und auf dem keine anderen Blumen blühten als der gelbe Löwenzahn, dessen Samen der mitleidige Wind auf das Grab des Selbstmörders Falkenrode getragen!

Vielleicht! Keiner vermochte es zu ergründen, denn er sprach mit keinem! Nur der Umstand, daß er eines Tages eine Bibel verlangte, ließ erraten, daß er sich zu bereiten gedachte auf die Heimkehr in jenes Vaterland, das allezeit auch den Heimatlosen offen bleibt, den Rebellen und den Verrätern!

Ende.

Vaterland

Bd.: 2.

1890